



Jahrbuch des Oberaargaus 2012

mielke

Jahrbuch des Oberaargaus 2012

55. Jahrgang

Herausgeber: Jahrbuch des Oberaargaus
mit Unterstützung der Gemeinden

Umschlag: Reto Bärtschi (geboren 1971) lebt in Wangenried.
2011 bemalte er im Rahmen der Veranstaltung
«Kulturrundum» den Kirchturm von Attiswil
in dem von ihm entwickelten Farbton «Retorosa».
Der Umschlag dieses Jahrbuchs ist als Reverenz
an diese aufsehenerregende Aktion in Retorosa
gehalten. Auch den weissen Schriftzug hat
Reto Bärtschi gestaltet.

Geschäftsstelle: Erwin Lüthi, 3360 Herzogenbuchsee
www.jahrbuch-oberaargau.ch

Satz und Druck: Merkur Druck AG, Langenthal

Ältere Jahrbücher im Volltext im Internet: www.digibern.ch/jahrbuch_oberaargau

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
(Max Hari, Langenthal)	
Zum 90. Geburtstag von Dr. Max Jufer, Langenthal	9
(Simon Kuert, Langenthal)	
Identität und Regionalkonferenz	
Eine Retrospektive zur regionalen Volksabstimmung vom 11. März 2012	11
(Marc Häusler, Stv. Regierungsstatthalter)	
Blasmusik im Oberaargau	
Ein Blick hinter die Kulissen	27
(Kurt und Elsbeth Dürig-Rubin, Bleienbach)	
Der rosa Kirchturm und seine Wächter	
Der Künstler Reto Bärtschi am Kunstweg in Attiswil	55
(Bruno Frangi, Langenthal)	
20 Jahre Kunsthaus Langenthal	67
(Katharina Nyffenegger, Langenthal)	
Internationale Akademie der Künste in Niederbipp 1976–1981	79
(Ute Leudolph, Niederbipp)	
Eine Gespenster Geister Kammer Spiel Sonate	
Eine Variation zum Haus Urs Hug	95
(Urs Hug, Kunst, und Martin Klaus Menziger, Sonate, Langenthal)	
Senta Simon (1915–2011)	111
(Walter Gfeller, Herzogenbuchsee)	
Eine biologische Kuriosität im Oberaargau	
Der dunkle Ameisenbläuling (Maculinea Nausithous)	115
(Mario Fracheboud, Herzogenbuchsee)	

800 Jahre Aarwangen – oder ein bisschen mehr oder weniger? Zum Alter von Gemeinden, die ein Jubiläum feiern	123
(Daniel Möri, Langenthal)	
Handwerker, Arbeiter, Krämer und ein schöner Platz Zur Geschichte des Wuhrquartiers in Langenthal.	129
(Simon Kuert, Langenthal)	
Divico zieht in die Werbeschlacht – Winkelried kommt diesmal zu spät «Die Schweizergeschichte in Bildern» von Karl Jauslin und Robert Müller-Landsmann	153
(Jürg Rettenmund, Huttwil)	
«Pro Jura Bipperamt» und das Naherholungsgebiet im Norden des Oberaargaus Der Bipperämter Sagenweg und seine Vorgeschichte	173
(Brigitta Trösch, Farnern)	
Wenn drei kleine Gemeinden zusammen ein grosses Fest machen Das 100. Oberaargauische Schwingfest vom 11. bis 13. Juni 2011.	193
(Gerhard Ryf, Rumisberg)	
Stuhldesign seit über 100 Jahren Die Firma Girsberger, Bützberg.	203
(Herbert Rentsch, Herzogenbuchsee)	
50 Jahre Umweltschutz – und wie weiter? Rückblick eines Oberaargauers (Christian Leibundgut, Freiburg i.Br.)	217
Neuerscheinungen.	233

Vorwort

«Wer nur von Kunst etwas versteht, versteht auch von Kunst nichts.» In schwungvoller Graffiti-schrift war der Satz rasch und locker an die Wand gesprayt worden, als sachliche Feststellung, bloss mit einem Punkt versehen, nicht einmal mit einem Ausrufezeichen verstärkt. Diese Wand-inschrift traf mich damals in einer Phase, in welcher ich mich endlich ganz auf mein Kunststudium konzentrieren konnte, mich mit einer gewissen Ausschliesslichkeit und Absolutheit der Sache widmen konnte, die doch zu meinem wichtigsten Lebensinhalt werden sollte. Ich wollte Spezialist im Bereich Kunst werden – und stand nun plötzlich vor dieser verunsichernden, warnenden Aussage. Sie traf mich, und ich habe sie ernst genommen. Nicht, dass mir nun plötzlich das Ideal des Universalkünstlers der Renaissance à la Leonardo da Vinci vorgeschwebt wäre, doch ich versuchte, meinen Horizont zu öffnen, wach zu bleiben für die verschiedensten Gebiete aus Kultur und Wissenschaft und insbesondere auch meine Wahrnehmung im Alltagsleben zu schärfen, aufmerksam zu werden auf Menschen und Ereignisse in meiner Umwelt. Die Leserinnen und Leser des Jahrbuchs müssen, so vermute ich, von einer ähnlichen Neugier sein. Auch in dieser Ausgabe reicht das Spektrum von naturwissenschaftlichen über historische und literarische Themen hin zur Musik und Kunst. Das führt nicht zu Oberflächlichkeit, denn die Vertiefung in einen engeren, klar abgegrenzten Bereich gehört zum Wesen einer seriösen wissenschaftlichen Arbeitsweise, wie sie den Autorinnen und Autoren des Jahrbuchs zu eigen ist. Wem es zudem vergönnt ist, bis ins hohe Alter auf diese Art zu forschen und zu schreiben, darf auf ein reiches Werk zurückblicken. In diesem Sinne gratulieren wir Historiker Max Jufer ganz herzlich zu seinem neunzigsten Geburtstag!

Jene zu Beginn beschriebene Haltung findet auch ihren Ausdruck im «Haus Urs Hug», welches mit einer Fotoserie im Portfolio dokumentiert wird und den Rückblick auf die Geschichte des Wuhrplatzes hinein in die Gegenwart verlängert. Das Jahrbuch hat sich in den letzten Jahren vermehrt auch aktueller Themen angenommen, Standortbestimmungen gemacht zu Aktivitäten, die noch nicht abgeschlossen und «Geschichte» sind, sondern sich lebendig weiterentwickeln. Die Artikel zur Regionalkonferenz und zur Blasmusik im Oberaargau belegen dies. Doch auch Vergangenes soll nicht vergessen gehen: Wer erinnert sich denn noch daran, dass es in den Jahren 1976–81 in Niederbipp eine «Kunstakademie» gegeben hat? Kürzlich unterhielt ich mich mit Valentin Binggeli, der die Geschicke des Jahrbuchs fünfzig Jahre lang wesentlich mitgeprägt hat. Das Jahrbuch sei «journalistischer» geworden, hielt er sachlich fest. Den Anspruch auf eine fundierte Forschung und Berichterstattung hat es damit jedoch nicht aufgegeben. Vielleicht ist es dadurch etwas frischer und lebendiger geworden, nicht nur im Erscheinungsbild, und vermag auch kommende Generationen zu begeistern, insbesondere diejenigen unter ihnen, welche nicht nur von einer Sache etwas verstehen wollen. Liebe Leserin, lieber Leser, die 55. Ausgabe des «Jahrbuch des Oberaargaus» liegt vor Ihnen. Wie, wenn Sie diesmal nicht mit der Lektüre jener Artikel einsetzen, die eine Thematik behandeln, in welcher Sie sich besonders gut auskennen? Mein Vorschlag: Beginnen Sie einmal mit dem Lesen der Aufsätze, von denen Sie glauben, Sie würden sich nicht besonders dafür interessieren. Sie werden staunen. Ich wünsche Ihnen eine anregende und bereichernde Lektüre!

Langenthal, im September 2012

Max Hari

Redaktion

Jürg Rettenmund, Huttwil, Präsident
Christian Gnägi, Herzogenbuchsee
Andreas Greub, Lotzwil
Simon Kuert, Langenthal
Ueli Reinmann, Wolfisberg
Fred Salvisberg, Subingen

Martin Fischer, Wimmis
Max Hari, Langenthal
Erwin Lüthi, Herzogenbuchsee
Herbert Rentsch, Herzogenbuchsee
Esther Siegrist, Langenthal

Zum 90. Geburtstag von Dr. Max Jufer, Langenthal

Simon Kuert



Max Jufer im Jahr 2003.
Foto Hanspeter Bärtschi

Am 9. Juli 2012 feierte der Oberaargauer Historiker und Ehrenbürger der Stadt Langenthal, Dr. Max Jufer, seinen 90. Geburtstag. Der Jubilar kann auf ein breites historisches Schaffen in der Stadt Langenthal und im Oberaargau zurückblicken.

Der Sohn des Lotzwiler Posthalters und Grossrats Walter Jufer wurde über sein Elternhaus schon früh mit der Geschichte des Oberaargaus und mit Land und Leuten «seiner» Region vertraut gemacht. In der Sekundarschule war er Schüler von Jakob Reinhard Meyer, in dessen Fussstapfen er später als offizieller Dorfchronist und Herausgeber der Langenthaler Heimatblätter treten sollte.

Max Jufer promovierte 1953 mit einer Arbeit über das Siebnerkonkordat von 1832 bei Hans von Greyerz. Bei ihm holte er sich das Rüstzeug für ein genaues Lesen und Interpretieren der Quellen. Es war die Grundlage für sein akribisches Aufarbeiten der Lokal- und Regionsgeschichte. Das 19. Jahrhundert blieb denn auch sein Spezialgebiet. Das zeigen seine Arbeiten im Jahrbuch des Oberaargaus. Für uns Nachkommende sind die Darstellungen über den Oberaargau im 19. Jahrhundert zu Standardwerken geworden: «Der Oberaargau in der Helvetik 1798–1803», «Der Oberaargau in der Restauration 1815–1830», «Der Oberaargau in der Regeneration 1830–1848» und «Der Oberaargau 1848–1874». Max Jufer blieb aber nicht nur im 19. Jahrhundert stehen. Angeregt durch J. R. Meyer, machte er auch als Mittelalterhistoriker auf sich aufmerksam, dies mit seiner frühen, auch im Jahrbuch publizierten Arbeit über die Adelsgeschlechter im Oberaargau. Fast dreissig Jahre später, 1994, widmete sich der Jubilar dem wohl bedeutendsten Adelsgeschlecht der Region, den Herren und Frauen, die auf dem Burghügel ob Melchnau beheimatet waren: den Freiherren von Langenstein-Grünenberg. Max Jufer war nicht nur ein seriöser Forscher, er war auch ein begnadeter Geschichtslehrer. An der Sekundarschule



Die Justingermedaille wurde Max Jufer vom Historischen Verein des Kantons Bern verliehen für Verdienste um die Erforschung und Darstellung bernischer Geschichte.

und am Lehrer- und Lehrerinnenseminar Langenthal habe ich ihn als Pädagogen schätzen gelernt. Die Unterrichtsstunden über die Französische Revolution oder über die Errichtung des Schweizerischen Bundesstaates bleiben mir unvergessen. Mit seinen Schülerinnen und Schülern begann er auch historische Exkursionen in die Region zu machen, etwa zu den ältesten Burgstellen im Oberaargau. Die Ergebnisse dieser Forschungsausgänge hat er im Jahrbuch publiziert: «Die frühesten Burgstellen im Oberaargau». Max Jufer unterrichtete auch Deutsch. Das wirkte sich auf seine historischen Arbeiten aus. Sie sind in einer gepflegten Sprache geschrieben. Man liest sie gern, und man spürt die besondere Gabe Max Jufers, sich in die Persönlichkeiten hineinzufühlen, über die er zu schreiben pflegt. So ist etwa in seiner letzten Arbeit im Jahrbuch, «600 Jahre Oberaargau bei Bern», deutlich das Mitleiden mit den Kyburger Grafen zu spüren, die verarmt ihren letzten Besitz 1406 in Wangen an Bern abtreten mussten. Max Jufer hielt in den verschiedenen gesellschaftlichen Kreisen im Oberaargau Vorträge über historische Themen. Aus einigen Vorträgen sind eigene Bücher und Broschüren gewachsen, besonders aus den Vorträgen, die er vor der Historischen Gesellschaft Langenthal hielt.

Es ist eine besondere Gnade, wenn ein Mensch über sein vielfältiges Wirken an einem Ort und in einer Region noch selber Rechenschaft ablegen kann. Max Jufer ist diese Gnade beschieden. Er durfte im Jubiläumsband der Langenthaler Heimatblätter von 2010 noch mit eigenen Worten auf sein jahrzehntelanges Engagement als Präsident der Historischen Gesellschaft, als Betreuer und Geschäftsleiter der Stiftung für wissenschaftliche und heimatkundliche Forschung über Stadt und Gemeinde Langenthal und als Pionier des Langenthaler Museums zurückblicken. Für all diese Arbeit ist Max Jufer geehrt worden. 1988 erhielt er die Justingermedaille vom Historischen Verein des Kantons Bern, 1993 den Kulturpreis der Stadt Langenthal, und 1998, im Jahr, als er mit seiner grossen Arbeit über Schoren das Stadtchronistenamt und die Geschäftsleitung der Forschungstiftung jüngeren Händen übergab, wurde er als erster Nichtpolitiker Ehrenbürger der Stadt Langenthal.

Die Redaktion des Oberaargauer Jahrbuchs freut sich, dass der Jubilar nach wie vor mit seiner geistigen Frische und bei ausgezeichneter körperlicher Gesundheit das kulturelle Leben in der Region mitverfolgt und mitgestaltet. Wir gratulieren Max Jufer zum 90. Geburtstag herzlich und hoffen, dass das noch lange so bleibt.

Identität und Regionalkonferenz

Eine Retrospektive zur regionalen Volksabstimmung vom 11. März 2012

Marc Häusler

Am 11. März 2012 lehnte der Oberraargau die Einführung einer Regionalkonferenz ab. Dieser Beitrag soll die Geschehnisse rund um den geschichtsträchtigen Abstimmungssonntag wiedergeben und ist ein Versuch, diese zu würdigen.

1. Die Abstimmungsvorlage: Einführung einer Regionalkonferenz im Oberraargau

Nachfolgend wird erklärt, wieso es überhaupt zu der regionalen Volksabstimmung über die Einführung einer Regionalkonferenz im Oberraargau kam, und worum es in dieser Vorlage ging.

1.1. Ausgangslage: Umsetzung SARZ 2005

Gestützt auf einen Auftrag des Grossen Rates legte der Regierungsrat im Mai 2005 den Bericht zur «Strategie für Agglomerationen und regionale Zusammenarbeit (SARZ)» vor. Der Grosse Rat nahm diesen Bericht im September 2005 zustimmend zur Kenntnis. Im Bericht sowie der Botschaft zur Abstimmung vom 17. Juni 2007 über die Umsetzung von SARZ begründet der Regierungsrat diese Strategie: «Die heutige Lebensweise erfordert attraktive und vernetzte Lebensräume. Räume, in denen Arbeiten, Wohnen, Einkaufen, Freizeit und Erholung gleichermassen möglich sind. Die Gesellschaft ist mobil, das löst Verkehr aus. Die Arbeitsplätze konzentrieren sich immer stärker auf die Zentren und Agglomerationen.» Als Folge davon ist der Regierungsrat der Ansicht, dass «die Pendlerströme zunehmen werden, was zu wachsenden Verkehrsproblemen führen wird». Es braucht demnach Siedlungs- und Verkehrsplanungen, die besser aufeinander abgestimmt sind. Um dies zu erreichen, ist eine

«grossräumigere Zusammenarbeit der Gemeinden» nötig. Beim öffentlichen Verkehr besteht mit den regionalen Verkehrskonferenzen bereits eine solche regionale Zusammenarbeit. Diese Zusammenarbeit hat sich gemäss Regierungsrat «bewährt und soll nun auf weitere Aufgabenbereiche, vor allem auf die Gesamtverkehrs- und Siedlungsplanung, die regionale Richtplanung, die Regionalpolitik sowie die Kulturförderung ausgedehnt werden.»

Vor diesem Hintergrund und mit dieser Erkenntnis entstand die Idee der Regionalkonferenz. Die Abstimmung über SARZ und die damit einhergehenden Änderungen der Verfassung sowie des Gemeindegesetzes wurden am 17. Juni 2007 mit einer grossen Mehrheit – auch im Oberaargau – angenommen.

1.2. Das Regionalkonferenzen-Modell

Bis anhin waren im Kanton Bern für die regionale Zusammenarbeit privatrechtliche Organisationen zuständig. Im Oberaargau war und ist dies der Verein Region Oberaargau, dessen Mitglieder alle 47 Einwohnergemeinden des Verwaltungskreises Oberaargau, vier ausserkantonale Einwohnergemeinden sowie 18 regionale und teilregionale Organisationen sind. Neu sollte nach Meinung des Regierungsrates eine einzige Organisation – die Regionalkonferenz – die Kräfte der Gemeinden bündeln und die nötige politische Vernetzung schaffen. Vereinfacht ausgedrückt, ist die Regionalkonferenz eine öffentliche Organisation für die regionale Zusammenarbeit. Mitglieder der Regionalkonferenz sind die bernischen Einwohnergemeinden, die insbesondere in den Bereichen Verkehr, Siedlungsentwicklung und neue Regionalpolitik eine gemeinsame Haltung entwickeln sollen. Jede Einwohnergemeinde ist in diesem «Rat» durch ein Exekutivmitglied mit entsprechender Stimmkraft (nach Einwohnerzahl gewichtet) vertreten. Eine Regionalkonferenz kann in einer Region eingeführt werden, wenn die Mehrheit der Stimmbürger und die Mehrheit der Einwohnergemeinden der Einführung zustimmen. Im Kanton Bern sollen sechs solche Regionalkonferenzen in den folgenden Regionen entstehen: Oberland-Ost (operativ seit 2008), Thun-Oberland West (2010 an der Urne abgelehnt), Bern Mittelland (operativ seit 2010), Emmental (am 11.3.2012 angenommen), Oberaargau (am 11.3.2012 abgelehnt) und Biel/Bienne-Seeland-Jura bernois (Startzeitpunkt noch offen).

Die Regionalkonferenzen übernehmen die folgenden Aufgaben (Art. 141 Gemeindegesetz des Kantons Bern):

- Sie erlassen die regionalen Richtpläne.
- Sie erarbeiten die regionalen Gesamtverkehrs- und Siedlungskonzepte.
- Sie definieren das Angebot im öffentlichen Verkehr und stellen dem Kanton dazu Antrag.
- Sie erlassen (unter dem Vorbehalt des fakultativen Referendums) ausnahmsweise regionale Überbauungsordnungen, um für die Region strategisch wichtige Siedlungs- oder Entwicklungsprojekte umzusetzen.
- Sie erlassen die regionalen Entwicklungsstrategien und Programme nach den Bestimmungen der Regionalpolitik des Bundes.
- Sie sind verantwortlich für die Kulturförderung und die Energieberatung.
- Sie übernehmen weitere Aufgaben, die ihnen die Gemeinden freiwillig übertragen (z. B. Wirtschaftsförderung, Sozialwesen oder Sportstättenplanung), wobei nur diejenigen Gemeinden verpflichtet werden, die der Übertragung der Aufgabe ausdrücklich zugestimmt haben.
- Sie übernehmen weitere obligatorische Aufgaben, die ihnen der Grosse Rat per Gesetzesänderung überträgt.



Botschaft des Regierungsrates zur regionalen Volksabstimmung über die Einführung der Regionalkonferenz im Oberaargau

1.3. Die Eckdaten der Regionalkonferenz Oberaargau

Die Regionalkonferenz Oberaargau hätte sich wie folgt präsentiert:

- 47 Gemeinden mit ca. 77 000 Einwohnern (8 Prozent der Kantonsbevölkerung).
- 76 Stimmen gemäss Stimmkraftgewichtung pro Gemeinde (26×1 Stimme, 16×2 Stimmen, 4×3 Stimmen und 1×6 Stimmen).
- Die Stadt Langenthal hat 6 von 76 Stimmen, was einer Stimmkraft von 7,5 Prozent – bei einer Einwohnerzahl von 20 Prozent der Gesamtbevölkerung des Oberaargaus – entspricht.
- Kosten: ca. Fr. 6.– pro Einwohner und Jahr. Unterstützung durch den Kanton ca. Fr. 50 000.–, ohne Regionalkonferenz sind es Fr. 20 000.–.

2. Im Vorfeld der Abstimmung

Der Verein Region Oberaargau verfolgte das Thema Regionalkonferenz seit 2008 intensiv. Nach fachlichen und politischen Abklärungen sowie mehreren Informationsveranstaltungen organisierte die Region unter

ihren Mitgliedsgemeinden letztlich eine Umfrage zum Thema Regionalkonferenz Oberaargau, deren Resultate im März 2010 vorlagen. 45 Gemeinden begrüßten, dass die Vorbereitungsarbeiten zur Einführung einer Regionalkonferenz aufgenommen wurden, während vier Gemeinden dies ablehnten. Aufgrund dieses sehr klaren Ergebnisses entschied der Vorstand, einen strategischen Lenkungsausschuss zur Vorbereitung der Regionalkonferenz einzusetzen.

An der Vorstandssitzung der Region Oberaargau vom 3. Juni 2010 wurden folgende Personen in den Lenkungsausschuss gewählt und anschliessend von der Gemeindepräsidentenkonferenz bestätigt (mit Ausnahme von Robert Sutter waren es alles Gemeindepräsidentinnen und Gemeindepräsidenten):

- Sutter Robert, Niederbipp (Präsidium)
- Hofer Katharina, Wiedlisbach (ab 1. Januar 2011: Scheidegger Fritz, Wangen a. A.)
- Leuenberger Anna, Melchnau
- Muralt Hansjörg, Huttwil
- Reber Rolf, Bannwil
- Ruf Charlotte, Herzogenbuchsee
- Rufener Thomas, Langenthal
- Schneeberger Rolf, Thörigen
- Sigrist Fritz, Madiswil (ab 1. Januar 2011: Flückiger Vreni, Madiswil)

Dazu nahmen beratend Einsitz im Lenkungsausschuss:

- Schaub Paula, Vertreterin der Regionalen Kulturkonferenz Langenthal, Langenthal
- Sommer Martin, Regierungsstatthalter, Wangen a. A.

Operativ wurde der Lenkungsausschuss betreut durch:

- Costa Stefan, Geschäftsführer Region Oberaargau, Langenthal
- Vonäsch Lotti, Geschäftsführerin Regionale Kulturkonferenz Langenthal, Langenthal (ab 1. April 2011: Ott Betty, Bleienbach)

Der Lenkungsausschuss beantragte am 1. September 2011 nach einem breit durchgeführten Mitwirkungsprozess dem Regierungsrat für den 11. März 2012 die Durchführung einer Volksabstimmung über die Einführung einer Regionalkonferenz. Der Regierungsrat des Kantons Bern kam diesem Anliegen nach und setzte den regionalen Urnengang auf das gewünschte Datum an.

Über die Einführung einer Regionalkonferenz konnten die Stimmbürger-

rinnen und Stimmbürger im Rahmen einer für den Oberaargau einmaligen regionalen Volksabstimmung entscheiden. Stimmberechtigt waren ausschliesslich die Stimmberechtigten im Verwaltungskreis Oberaargau. Damit eine Regionalkonferenz gebildet werden kann, benötigt die Vorlage neben dem absoluten Stimmenmehr auch das Mehr der Einwohnergemeinden des Verwaltungskreises. Mit anderen Worten mussten nicht nur über 50 Prozent der stimmenden Oberaargauerinnen und Oberaargauer für die Regionalkonferenz sein, sondern auch mindestens 24 der insgesamt 47 Einwohnergemeinden. Wird dieses doppelte Mehr nicht erreicht, gilt die Vorlage als abgelehnt.

Wie in keiner anderen Region im Kanton Bern löste die geplante Einführung der Regionalkonferenz im Oberaargau grosse Diskussionen und noch grössere Emotionen aus.

Die eigentlich «technische» Vorlage, bei welcher es mit nüchternem Blick auf den Gesetzestext vor allem um konzeptionelle Fragen im Verkehrs- und Siedlungsbereich geht, wurde zu einer Art Glaubensfrage hinaufstilisiert, und der Verwaltungskreis Oberaargau erlebte einen engagiert und emotional geführten Abstimmungskampf in einer bis anhin so nicht bekannten Art und Weise. Im Vorfeld der Abstimmung berichteten die Printmedien fast täglich über das Thema Regionalkonferenz; sowohl von Gegnern wie von Befürwortern wurden Inserate geschaltet und Flugblätter verteilt sowie Leserbriefe mit zum Teil hochemotionalen Inhalten geschrieben.

Dass es in der Diskussion nicht immer (nur) um die Regionalkonferenz, sondern allgemein auch um die Angst vor Reformen sowie um das Verhältnis zwischen Bürger und Staat ging, wurde schnell klar. Persönlich hatte ich mehrfach die Möglichkeit, als Vertreter des Regierungsstatthalteramtes die Vorlage einem breiten Publikum neutral vorzustellen. Die Wortmeldungen in den anschliessenden Diskussionen liessen eine Skepsis gegenüber allem, «was aus Bern kommt», eindeutig erkennen. Die Regionalkonferenz wurde zudem mehrfach mit der EU verglichen und es wurde entsprechend davor gewarnt; Bemerkungen eines Zuhörers wie «Mire Meinig no söttme mou grad d Höufte vo dene z Bärn entloh» erteteten grossen Beifall.

Es geht hier nicht darum, die Meinungen einzelner Stimmberechtigter zu bewerten, sondern vielmehr darum, aufzuzeigen, dass die Vorlage offensichtlich in Teilen der Bevölkerung als teurer Papiertiger oder «kleptokrati-

Befürworter der Regionalkonferenz unter sich: Thomas Rufener (Grossrat und Stadtpräsident von Langenthal), Rolf Reber und Fritz Scheidegger (Gemeindepräsidenten von Bannwil und Wangen a. A.). Foto Andreas Marbot



sche» Bedrohung empfunden wurde und zu Ängsten vor Verlust der Souveränität der Gemeinden sowie der Bürgerrechte führte.

3. Die Befürworter der Regionalkonferenz Oberaargau

Die Befürworter argumentierten damit, dass die Regionalkonferenz nur Aufgaben übernehmen würde, die ohnehin nicht mehr von einer Gemeinde allein gelöst werden können, und dass die Gemeinden bereits heute gesetzlich zur Zusammenarbeit in diesen Bereichen gezwungen seien.

Die Regionalkonferenz als demokratisches Gefäss würde sich optimal zur Erfüllung dieser obligatorischen Aufgaben eignen. Ohne Regionalkonferenz wäre der Oberaargau in Verhandlungen mit dem Kanton betreffend Verkehrs- und Raumplanungskonzepte in einer massiv schwächeren Position als die anderen Regionen mit einer Regionalkonferenz, und letztlich würde die Einführung der Regionalkonferenz vom Kanton zusätzlich finanziell belohnt. Zudem würde die Regionalkonferenz auch Verbindlichkeit für die Gemeinden schaffen, damit sie ihre Pflicht zur Teilnahme an der aktiven Gestaltung der Verkehrs- und Siedlungspolitik auch wahrnehmen.



Gegner der Regionalkonferenz:
Patrick Freudiger (Stadtrat, Langenthal). Foto Andreas Marbot

Vor allem von Seiten der Mitglieder von Behörden, welche die Vorlage befürworteten, erhoffte man sich ebenfalls, dass die Einführung einer Regionalkonferenz im Oberaargau identitätsstiftend wirken und sich bei den Einwohnerinnen und Einwohnern des Oberaargaus das Bewusstsein einer homogenen und starken Region manifestieren würde.

Zum Lager der Befürworter gehörten sämtliche Grossräte sowie eine überwiegende Mehrheit der Gemeinderäte des Verwaltungskreises Oberaargau. Mit anderen Worten waren quasi alle vom Volk gewählten Behördenmitglieder – egal welcher politischen Partei sie angehörten – für die Einführung der Regionalkonferenz. Auch dies kann als einzigartige Konstellation bezeichnet werden. Auf die Frage, ob diese Geschlossenheit der Behördenvertreter für die Einführung einer Regionalkonferenz im Oberaargau Einfluss auf die Ablehnung hatte, soll hier nicht näher eingegangen werden. An dieser Stelle sei einzig ein Grossrat zitiert, der im Vorfeld sagte: «S Vouk wird sech danke, wenn aui Grossrät derfür si, de chas jo nüt si (...).» Er sollte Recht behalten.

4. Die Gegner der Regionalkonferenz

Gegen die Einführung der Regionalkonferenz sprach sich ein überparteiliches Komitee rund um Patrick Freudiger (Langenthal), Manfred Schürch (Thörigen) und Hannes Flückiger (Auswil) aus. Die Gegner befürchteten insbesondere den Abbau von Volksrechten und den Verlust der Gemeindeautonomie sowie, dass eine Zwangskörperschaft als vierte Staatsebene mit teurer Bürokratie entstehen würde. Sie erklärten ebenfalls mehrfach, dass sie dem Grossen Rat nicht trauten und befürchteten, dass dieser mittels Gesetzesänderungen den Gemeinden Aufgaben wegnehmen und der Regionalkonferenz übertragen würde. Auffallend ist, dass die Gegner die Aufgaben und die Auswirkungen der Regionalkonferenz gerade umgekehrt interpretierten als die Befürworter, welche die Regionalkonferenz als Stärkung der demokratischen Mitwirkung der Bevölkerung sahen. In den Augen der Gegnerschaft bedeutete die Regionalkonferenz Zentralismus und damit Verlust von Souveränität.

Von den Gemeinderäten, die sich in der Umfrage im Frühjahr 2010 gegen die Einführung der Regionalkonferenz ausgesprochen hatten, engagierten sich diejenigen von Farnern und Rohrbach auch im Abstimmungskampf und riefen ihre Einwohner mit Flugblättern zu einem Nein auf.

5. Der Abstimmungssonntag vom 11. März 2012

Das Regierungsstatthalteramt Oberaargau wurde vom Regierungsrat des Kantons Bern mit der Durchführung der regionalen Volksabstimmung zur Einführung der Regionalkonferenz beauftragt. Die Spannung war entsprechend gross, als die Mitarbeitenden des Regierungsstatthalteramts die Resultate entgegennahmen. Früh zeichnete sich eine Nein-Tendenz ab, da vorweg die kleineren Gemeinden ihre Stimmzettel ausgezählt und die Resultate gemeldet hatten. Insbesondere in den kleinen Gemeinden waren diese zum Teil hauchdünn. So sagte beispielsweise Busswil bei Melchnau mit nur gerade einer Stimme Differenz Ja zur Regionalkonferenz, wogegen in Ochlenberg und Schwarzhäusern die Vorlage mit zwei respektive vier Stimmen abgelehnt wurde. Sämtliche knappen Resultate wurden durch das Regierungsstatthalteramt doppelt verifiziert. Erstmals wurde auch an einem Abstimmungssonntag zur Pressekonzferenz ins Schloss Wangen a. A. eingeladen. Der Einladung folgten neben den Medienvertretern auch Vertreter des Ja- und des Nein-Komitees. Regierungsstatthalter Martin Sommer konnte den gespannten Anwesenden folgende Ergebnisse mitteilen:

Resultate

Stimmberechtigte	55 739
Total Stimmende	20 028
Stimmbeteiligung	35.93 %
Ja-Stimmen	10 797 (53.91 %)
Nein-Stimmen	9 231 (46.09 %)
Zustimmende Gemeinden	19
Ablehnende Gemeinden	28



Im Schloss Wangen gab Regierungsrat Martin Sommer (rechts) das Resultat der Abstimmung bekannt. Foto Andreas Marbot

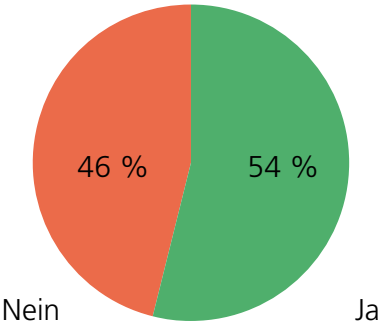
Die Einführung der Oberaargauer Regionalkonferenz scheiterte damit am Gemeindemehr, womit die Vorlage insgesamt als abgelehnt gilt. Zu den einzelnen Resultaten aus den Gemeinden kann festgestellt werden, dass es keine besonderen Unterschiede zwischen den ehemaligen Amtsbezirken Aarwangen (9 Ja und 13 Nein) und Wangen (10 Ja und 12 Nein) gibt. Im ehemaligen Amt Wangen stimmten etwas mehr Gemeinden zu, dafür war im ehemaligen Amt Aarwangen der Ja-Anteil der Stimmen etwas höher. Einzig die ehemaligen Gemeinden des Amtes Trachselwald lehnten die Vorlage geschlossen ab – dies notabene im Gegensatz zu denjenigen ehemaligen Trachselwalder Gemeinden, die in den Verwaltungskreis Emmental integriert sind und der Vorlage grossmehrheitlich zustimmten.

*Ergebnisse der Volksabstimmung
vom 11. März 2012 nach Gemeinden*

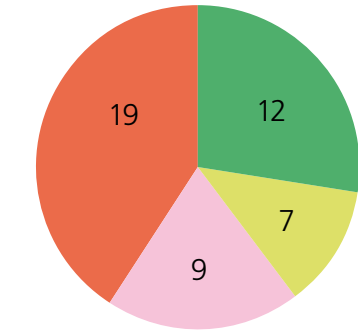
	Ja	Nein	Prozent Ja	Resultat
Aarwangen	649	496	57	Ja
Attiswil	200	196	51	Ja
Auswil	45	88	34	Nein
Bannwil	94	98	49	Nein
Berken	7	19	27	Nein
Bettenhausen	98	126	44	Nein
Bleienbach	85	116	42	Nein
Busswil b.M.	37	36	51	Ja
Eriswil	89	189	32	Nein
Farnern	27	53	34	Nein
Gondiswil	86	141	38	Nein
Graben	28	65	30	Nein
Heimenhausen	153	129	54	Ja
Hermiswil	24	15	62	Ja
Herzogenbuch- see	1085	634	63	Ja
Huttwil	587	600	49	Nein
Inkwil	88	96	48	Nein
Langenthal	2545	1103	70	Ja
Lotzwil	380	264	59	Ja
Madiswil	386	468	45	Nein
Melchnau	193	156	55	Ja
Niederbipp	426	433	50	Nein
Niederönz	274	175	61	Ja
Oberbipp	201	238	46	Nein

	Ja	Nein	Prozent Ja	Resultat
Obersteckholz	69	57	55	Ja
Ochlenberg	94	96	49	Nein
Oeschenbach	15	34	31	Nein
Reisiswil	14	30	32	Nein
Roggwil	522	402	56	Ja
Rohrbach	78	332	19	Nein
Rohrbachgraben	31	78	28	Nein
Rumisberg	77	93	45	Nein
Rütschelen	76	98	44	Nein
Schwarzhäusern	72	76	49	Nein
Seeburg	241	163	60	Ja
Thörigen	143	176	45	Nein
Thunstetten	385	344	53	Ja
Ursenbach	46	192	19	Nein
Walliswil b. Niederbipp	33	29	53	Ja
Walliswil b. Wangen	54	92	37	Nein
Walterswil	43	99	30	Nein
Wangen a.Aare	319	244	57	Ja
Wangenried	63	54	54	Ja
Wiedlisbach	277	179	61	Ja
Wolfisberg	28	53	35	Nein
Wynau	185	178	51	Ja
Wyssachen	105	198	35	Nein
Total	10 757	9231	54	

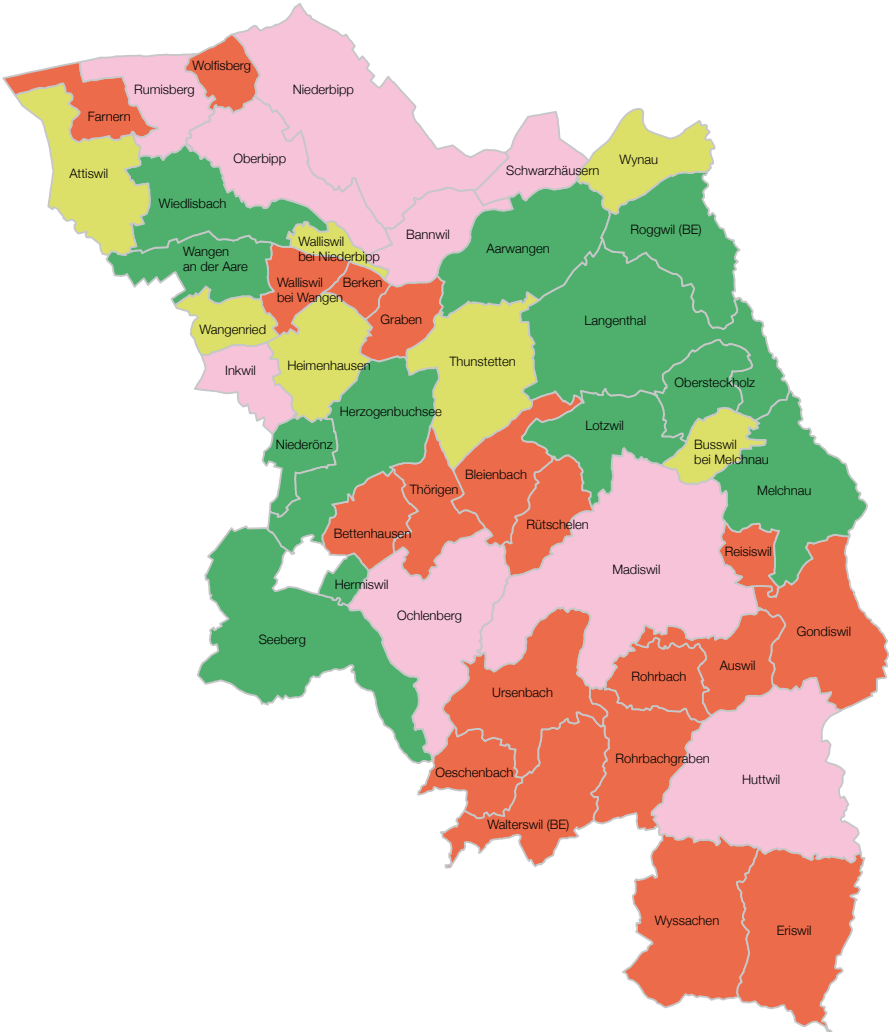
Resultat nach Stimmen



Resultat nach Gemeinden (Anzahl)



- deutliches Nein
- knappes Nein
- knappes Ja
- deutliches ja



Am Rande sei hier erwähnt, dass bei der Verkündigung der Resultate bei der Gegnerschaft der Vorlage keinerlei Freudenausbrüche zu sehen waren. In beiden Lagern herrschte grosse Überraschung und bei den Befürwortern zusätzlich Konsternation; mit diesem deutlichen Resultat hatte offenbar niemand gerechnet.

6. Analyse des Abstimmungsergebnisses durch den Lenkungsausschuss der Regionalkonferenz Oberaargau

Im Schlussbericht vom 25. Mai 2012 des Lenkungsausschusses der Regionalkonferenz Oberaargau wurde das Abstimmungsergebnis wie folgt analysiert:

Der Oberaargau verfügt verhältnismässig über sehr viele kleine und kleinste Gemeinden. Das erhöht die Hürde für das so genannte Gemeindegemeinschaft. Spürbar ist bei den Resultaten eine Tendenz Zentrum-Peripherie: ein Gürtel von Wynau über Langenthal nach Herzogenbuchsee und in Richtung Wangen-Attiswil sagte Ja, der Rest beinahe geschlossen Nein. Weiter erwies es sich für die Behördenvertreter in den Gemeinden als schwierig, die Bevölkerung mit der Thematik zu erreichen. Resultat war ein Graben zwischen Vertreterinnen und Vertretern der Politik und dem Stimmvolk. Wirkten beispielsweise die gemeinsamen Grossratsinhalte für viele gar etwas suspekt? Und schlussendlich war das verbindliche Element einer Regionalkonferenz – welches dann noch schwer fassbar war – für viele Gemeinden ein (zu) störender Faktor. Es ist davon auszugehen, dass die Vorlage nicht umfassend genug verstanden wurde, schliesslich ist und bleibt sie ein relativ technisches Geschäft – weit weg von der Bevölkerung. Der Bürger, die Bürgerin versteht solche Verknüpfungen und Abhängigkeiten nicht, muss und kann sie wohl auch nicht erkennen.

Das Interesse konnte bei den politisch durchschnittlich interessierten Bürgerinnen und Bürgern deshalb zu wenig geweckt werden. Das zeigt auch die relativ tiefe Stimmbeteiligung und die in einigen Gemeinden doch beachtliche Abweichung zwischen der Beteiligung bei den eidgenössischen und derjenigen bei der regionalen Vorlage. Es ist zudem nicht gelungen, den Mehrwert einer Regionalkonferenz zu vermitteln. Für

viele ist die heutige Lösung mit dem effizient funktionierenden Verein gut und deshalb die Notwendigkeit für einen Wechsel nicht ersichtlich. Und wenn der Mehrwert einer Vorlage nicht erkannt wird, weckt das Verunsicherung über den Zweck einer vorzunehmenden Veränderung. Und Verunsicherte stimmen tendenziell Nein. Die Regionalkonferenz-Vorlage wurde wohl vielerorts zudem auch verwendet, um einer allgemeinen Staatsverdrossenheit und Reformmüdigkeit Ausdruck zu geben. Mit Verdrossenheit einher gehen diffuse Sorgen angesichts einer (angeblichen) Zentralisierung und einem Autonomieverlust, die von den Gegnern sehr erfolgreich bewirtschaftet wurden. Aber auch eine latente Angst vor einer zu starken Zentrumsgemeinde (professionelle Verwaltung Langenthals) schimmerte da und dort durch. Die vorgängige Diskussion um das Fusionsgesetz wirkte dabei ebenfalls nicht förderlich. Im Vorfeld der Abstimmung wirkte eine kleinere, aber sehr gut organisierte Gegnerschaft, die über erhebliche finanzielle Mittel verfügte. Es waren in diesen Kreisen teilweise fast schon missionarische Züge spürbar. Die Befürworterinnen und Befürworter hingegen waren weit weniger emotional engagiert. Für sie stand die Sachlichkeit der Vorlage an erster Stelle. Vielleicht wurde die befürwortende Seite auch etwas spät aktiv, unterschätzte das Gemeindemehr und hätte beispielsweise mit gezielten Flugblattaktionen in vorab kleineren Gemeinden eventuell noch etwas mehr erreichen können. Allgemein ist zu konstatieren, dass das demokratische Nein auch ein bewusstes Nein zu mehr demokratischen regionalen Instrumenten war. Diese wurden anscheinend nicht besonders hoch gewichtet, was doch angesichts der politischen Herkunft der gegnerischen Hauptexponenten erstaunt.

7. Persönliche Gedanken zum Abstimmungsergebnis

Die Analyse des Leitungsausschusses soll hier bewusst unkommentiert bleiben; dennoch erlaube ich mir zum Schluss dieser Berichterstattung über die Abstimmung zur Regionalkonferenz Oberaargau ein paar persönliche Gedanken zu deren Ausgang und Einfluss auf die Identitätsfindung des Oberaargaus.

Vorweg möchte ich festhalten, dass das Abstimmungsergebnis demokratisch zustande gekommen ist und der Wille des Souveräns in jedem Fall zu akzep-

tieren und zu respektieren ist. Wenn ich aber an das Resultat der Abstimmung denke, kommt mir eigentlich nur ein Wort in den Sinn: «Schade!»

Schade, dass die regionale Volksabstimmung zur Einführung der Regionalkonferenz im Oberaargau vermutlich einmalig bleiben wird und durch das Nein regional-politische Fragen wohl nie mehr in einer solchen Breite und in einem so engagiert geführten Abstimmungskampf wie demjenigen vor dem 11. März 2012 diskutiert werden können.

Schade für all diejenigen Politiker und gewählten Behördenmitglieder, welche mit ihrem Namen für die Regionalkonferenz einstanden. Das Nein zur Regionalkonferenz muss für sie auch ein Misstrauensvotum gegen die «classe politique» bedeuten, was nachdenklich stimmen sollte. Diese Tendenz und den Vorwurf, dass Politiker am Volk vorbeipolitisieren würden, kennt man auf Bundesebene und eventuell auch auf kantonaler Ebene, ist aber in dieser Form nach meinem Verständnis auf kommunaler Ebene neu. Es bleibt zu hoffen, dass es sich dabei um eine Ausnahme handelt.

Schade letztlich um die verpasste Chance, als Region gefühlsmässig enger zusammenzuwachsen.

Es war eindrücklich zu spüren, wie an der auf die Abstimmung folgenden Gemeindepräsidentinnen- und Gemeindepräsidentenkonferenz vom 3. April 2012 in Madiswil die Ablehnung der Regionalkonferenz auf die Stimmung bei den Anwesenden drückte. Die Enttäuschung war den meisten ins Gesicht geschrieben, und es war feststellbar, dass für eine Diskussion über regionale Zusammenarbeit in diesem Moment wenig Motivation vorhanden war. Das Nein zur Regionalkonferenz war und ist für die Identitätsfindung schädlich. Das Resultat muss erst noch verdaut werden, bevor wieder zum «courant normal» übergegangen werden kann. Immerhin kann festgehalten werden, dass sich bei den Gemeindepräsidenten die Stimmung bereits anlässlich der Flyer-Velotour durch den Oberaargau vom 6. Mai 2012 merklich gebessert hatte und die Motivation, gemeinsam etwas zu unternehmen, wieder da war.

Bei aller Enttäuschung der meisten Politiker über den Ausgang der Abstimmung muss meines Erachtens die Ablehnung der Regionalkonferenz auch als Chance gesehen werden, den Problemen, welche die Oberaargauerinnen und Oberaargauer grundsätzlich mit der Regionalisierung haben, nun auf den Grund zu gehen.

Es wird Sache der Politik wie auch des Vereins Region Oberaargau sein, den Gründen, welche zu diesem Abstimmungsergebnis geführt haben, weiter nachzugehen und die Konsequenzen aus den Erkenntnissen zu ziehen. Das Resultat der Abstimmung hat gezeigt, dass ein Zusammenrücken auf «technischer» Ebene von der Mehrheit der Gemeinden im Oberaargau als falscher Schritt angesehen wird; dieses Zusammenrücken muss demnach auf der emotionalen Ebene stattfinden. Das Nein zur Regionalkonferenz zeigt weiter, dass regionale Themen noch intensiver zu bearbeiten sind als in der Vergangenheit. Die Ablehnung muss letztlich auch von den Gemeinden als Chance gesehen werden, um ausserhalb des Gefässes Regionalkonferenz enger zusammenzuarbeiten und um zu beweisen, dass es auch ohne Regionalkonferenz geht.

Dass es nur miteinander geht, ist meiner Ansicht nach klar und alternativlos; nur mit einer intensiven Zusammenarbeit unter den Gemeinden wird es möglich sein, den vielschichtigen und aus unterschiedlich grossen Gemeinden (mit vielen Kleinstgemeinden) bestehenden Oberaargau in dieser Vielfalt zu erhalten. Dazu braucht es das Bewusstsein, dass ein geeinter Oberaargau letztlich das Wohl aller – sowohl der Gemeinden als auch der Bevölkerung – fördert. Seit der Verwaltungskreisreform waren die Bemühung um und der Wunsch nach der Schaffung einer regionalen Identität im Oberaargau deutlich erkennbar. Verschiedene Teilprojekte dazu wurden im Rahmen des Projekts «Identität Oberaargau» mit Hilfe von Behörden und privaten Institutionen initiiert, die allesamt die Idee verfolgten, den im Kanton Bern peripher gelegenen Oberaargau zu stärken. Bereits im Jahrbuch des Oberaargaus 2010 wurden diese Projekte vorgestellt. Die Teilprojekte Wappen/Logo, Marsch/Lieder sowie Kultur/Literatur wurden mit grosser Motivation und beachtlichen Resultaten vorangetrieben. Einzig im Teilbereich Wappen waren die Vorschläge zu wenig überzeugend oder konnten keine Mehrheit finden, so dass es vorläufig noch kein Oberaargauer Wappen geben wird. Hingegen konnte im Bereich Logo eine mehrheitsfähige Lösung gefunden werden. Im Rahmen der Überarbeitung der Website der Region Oberaargau wird dieses künftig unter anderem auf der Homepage www.oberaargau.ch und auf dem Briefpapier der Region Oberaargau zu finden sein. Ebenfalls wurde das Oberaargauer Lied den politisch-geographischen Umständen der heutigen Zeit angepasst und zudem als Oberaargauer Marsch und Jodel bereits mit grossem Erfolg uraufgeführt.

Als komplett neues Projekt soll letztlich ein interaktives Schulmodul für den Unterricht im Fach Natur-Mensch-Mitwelt (NMM) den Schulen im Oberaargau zur Verfügung gestellt werden. Das Konzept ist bereits erstellt und die Arbeiten laufen im Hinblick auf das Schuljahr 2013/2014 auf Hochtouren.

Solche Projekte sind meiner Meinung nach von absoluter Wichtigkeit, um eine Oberaargauer Identität zu schaffen. Diese und die Vielzahl positiver Begegnungen mit in diesem Sinne engagierten Oberaargauerinnen und Oberaargauern stimmen mich positiv, dass es dem Oberaargau gelingen wird, auch ohne Regionalkonferenz näher zusammenzustehen, um sich damit im Kanton Bern als starke Region zu behaupten.

Blasmusik im Oberaargau

Ein Blick hinter die Kulissen

Kurt und Elsbeth Dürig-Rubin

Musik – die Kunst der Töne!

Diesem Zauberwort vermag sich kaum ein Mensch zu verschliessen. Es öffnet die Türen zu unzähligen verschiedenartigen Hörgenüssen. Je nach Stimmung, Geschmack oder Alter erfreut man sich an ernster, heiterer, lauter oder leiser Musik. Klänge, die das Herz berühren oder in die Beine fahren, kann man an den verschiedensten Orten geniessen: sei es im Jazzkeller, in der Disco, in der Oper, auf der Strasse oder im «Löwen»- oder «Bären»-Saal. Ein ganz spezieller Genuss ist es jedoch, selber Töne entstehen zu lassen. Und so ist es kein Wunder, dass schon Kinder vom Ehrgeiz gepackt werden, ein Instrument zu erlernen oder die eigene Stimme ausbilden zu lassen. Diese Freude am Musizieren, die in vielen Menschen steckt, zeigt sich bei uns im Oberaargau auch in Form der vielen Musikgesellschaften, denn in der Blasmusik sind unzählige Stilarten möglich. Ein Blick in die Programme der Jahreskonzerte der Blasmusikvereine bestätigt diese Aussage. Es ist alles vorhanden: Vom schmissigen Marsch, urchigen Polkas und Walzermelodien über die breitgefächerte moderne Unterhaltungsmusik bis hin zu sehr schwierigen klassischen Kompositionen, mit denen man sich dann an den Musiktagen oder an Festanlässen einer strengen Jury stellt, um den aktuellen Leistungsstand zu erfahren. Mit einem Blasorchester kann man dem Publikum die gesamte facettenreiche Blasmusikliteratur präsentieren und kann jedem Geschmack Folge leisten. Bei sehr schwierigen klassischen Aufführungen, wo schräge Töne und dissonante Harmonien zu hören sind, und die eine sehr grosse Herausforderung darstellen, teilen sich die Meinungen der Blasmusikliebhaber dann aber sehr schnell: Grosse Begeisterung hier – klare Ablehnung dort.

Das Blasorchester und seine Instrumente

Harmonie: Piccolo in C, ein dreistimmiger Flötensatz in C, Oboe in C, Englischhorn (das Alt-Instrument aus der Familie der Oboen), Fagott in C, die gesamte Klarinettenfamilie (Klarinette in Es, A-Klarinette, ein dreistimmiger Klarinettensatz in B, die Bassklarinette in B, sowie die Kontrabass-Klarinette, die eher selten anzutreffen ist), Sopransaxofon in B, Saxofon Alt in Es, Saxofon Tenor in B, Saxofon Bariton in Es, Bass-Saxofon in B, Kontrabass-Saxofon in B (eher selten anzutreffen), Kornett in Es, 1. und 2. Flügelhorn in B, 1., 2. und 3. Trompete in B, Solo-Horn in Es, 1., 2. und 3. Horn in Es, Waldhorn in F, 1., 2., 3. und 4. Horn in F, Euphonium, Bariton in B und in C, Fagott in der Tenor- und in der Basslage, 1., 2. und 3. Posaune in B und in C, Bass-Posaune in C, Bass in Es, Bass in B und in C, Bass 2 in C und ein Streichbass in C, dazu ein voll ausgebautes Schlagwerk (Perkussion).

Erweiterte Blechbesetzung: Es-Kornett, Solo-Kornett in B, 2. und 3. Kornett in B, Repiano Kornett in B, Flügelhorn in B, Solo-Horn in Es, 1. und 2. Horn in Es, 1. und 2. Bariton in B, Euphonium in B, 1. und 2. Posaune in B, 3. Posaune in C, Es- und B-Bass und ein voll ausgebautes Schlagwerk (Perkussion).

Vorwärts marsch!

Die Marschmusikparaden an den Musiktagen werden von Hunderten von begeisterten Zuschauern beklatscht und stellen richtige Publikumsmagnete dar. Grosser Applaus und viel Begeisterung kommen auf, wenn die Gesellschaften in schön ausgerichteter Marschordnung mit klingendem Spiel dahermarschieren. Schmucke Uniformen und rhythmische Klänge erfreuen die Herzen der Zuschauer, und stolz daherschreitende Fähnriche und Trachtenfrauen oder Ehrendamen, die zuvorderst mit den musikalischen Leitern mitmarschieren, runden das schöne Gesamtbild ab. Man will dem Publikum mit der Marschmusik etwas Besonderes bieten: Die verantwortlichen Dirigenten sind dafür besorgt, dass sich das Korps von der allerbesten Seite zeigt. Das beginnt mit der Auswahl und dem Einstudieren eines Marsches, der sich besonders gut für die Marschmusik eignet. Dann sollten alle schönen Uniformen ohne Fehl und Tadel präsentiert werden: Sind alle Knöpfe geschlossen, die Krawatte ordentlich geknotet? Trägt kein Musikant helle Socken zu den schwarzen Uniformhosen? Hier hilft man sich gegenseitig, um zu kontrollieren, ob alles perfekt – wie im Büchlein – zur Schau getragen wird. Nun geht es noch darum, die Formation perfekt gerichtet dem Experten und den Zuschauern zu präsentieren. Die musikalischen Leiter schauen sich vor dem Abmarsch jedes einzelne Glied ganz genau an, schreiten korrigierend ein. Auch die Kolonnen werden unter die Lupe genommen. Wenn eine Gesellschaft bereit ist, sollten auch die Diagonalen aller Glieder und Kolonnen ganz genau stimmen. Das Reglement schreibt nun vor, wie der Abmarsch zu erfolgen hat: Nach dem Kommando «Tambouren, vorwärts marsch» beginnen die Tambouren zu schlagen, und gleichzeitig setzt sich das ganze Korps in Bewegung. Publikumswirksam ist dann auch der Spielbeginn, wenn er hundertprozentig klappt: Auf den Takt genau werden die Instrumente an die Lippen gesetzt, um auf den 17. Takt spielbereit zu sein. Der militärische Aspekt gehört einfach dazu und macht so das Betrachten der vorbeimarschierenden Korps zu einem ganz besonderen Erlebnis.

Eine besondere Kunstform ist das Marschieren mit Evolutionen, wie sie im Oberaargau nur von wenigen Vereinen praktiziert wird. Das Erarbeiten von verschiedenen Bildern und Marschvariationen erfordert von allen Mitgliedern höchste Konzentration, und auch eine körperliche Leistung

ist damit verbunden. Zu erwähnen sind hier speziell die Musikgesellschaften von Bleienbach und Inkwil, die diese Form der Marschmusik mit einer Höchstleistung präsentieren und weit über die Grenzen des Oberaargaus dafür bekannt sind.

Uns schmerzt aber die Tatsache sehr, dass die Marschmusik nicht mehr überall so intensiv gepflegt und gefördert wird, wie dies in früheren Zeiten der Fall war (Kurt Dürig war Militärtrompeter). Es ist schade, dass diese Paradedisziplin so an Bedeutung verliert!

Drei Besetzungstypen

Ein Blick in die verschiedenen Besetzungen der Vereine ist auch interessant: Es gibt das voll ausgebaute Blasorchester in Harmoniebesetzung (vgl. Kasten). Dann gibt es die reine Blechbesetzung, die man in den verschiedenen Brass-Band-Formationen vorfindet. Da aber nicht alle Blasorchester eine voll ausgebaute Harmoniebesetzung bilden können (oder wollen), gibt es in den meisten Fällen die so genannte erweiterte Blechbesetzung, früher Fanfare mixte genannt, bei der zu den Blechblasinstrumenten noch Querflöten, Klarinetten und Saxofone dazukommen.



Die Musikgesellschaft Rütshelen
an der Parademusik am Eidgenössischen
Musikfest in St. Gallen
2011



Hans Anderegg

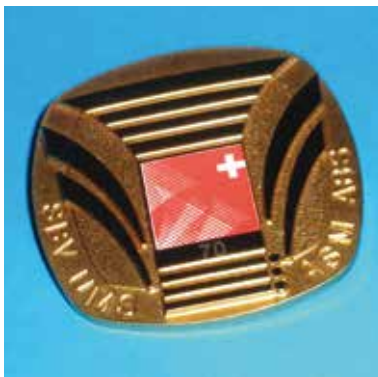
Hans Anderegg – ein Porträt

Um einen Einblick in die oberaargauische Blasmusikszene zu gewinnen, lohnt sich ein Besuch in Oberbipp. Hier, im schmucken Einfamilienhaus, unmittelbar neben den Gleisen des «Bipperlisi», lebt ein blasmusikalisches Urgestein: Hans Anderegg – seit 72 Jahren Aktivmitglied der Musikgesellschaft Oberbipp (MGO)! Wenn einer zur früheren und auch aktuellen Blasmusikszene etwas zu erzählen weiss, dann er. Doch alles schön der Reihe nach: Hans Anderegg wurde am 21. November 1924 als ältestes Kind der Familie Anderegg-Anderegg in Oberbipp geboren. Mit seinen zwei Schwestern Rosmarie und Margrit verbrachte er daselbst Jugend und Schulzeit. «Ich hätte sehr gerne die Sekundarschule in Wiedlisbach besucht, aber weil mein Vater als Kleinbauer und Arbeiter kein halbleines Kleid besass, war dies eben nicht möglich. Das isch denn haut eso gsi!», erzählt er etwas wehmütig. Seine erste Lehre in einer Seilerei musste er wegen des frühen Todes seines Vaters abbrechen, und die zweite als Maurer wurde wegen des Zweiten Weltkrieges (Rekrutenschule und anschliessend Aktivdienst) abgebrochen. Nach dem Krieg wurde er in Oberbipp an einer spannenden Urnenabstimmung unter mehreren Bewerbern als Gemeindegewegmeister gewählt. Nach zehn Jahren erfolgte seine Beförderung zum Staatswegmeister. Der berufliche Höhepunkt war schliesslich die Ernennung zum Strasseninspektor-Stellvertreter.

Lust auf Blasmusik

Drei seiner Onkel und sein Grossvater, die Mitglieder der Dorfmusik waren, ermunterten ihn in der 7. Klasse, ein Blasmusikinstrument zu erlernen. Damals hätte er sich bestimmt nie erträumen lassen, dass er dereinst das dienstälteste Aktivmitglied des gesamten Ob- und Nidraargaus werden würde. Sein erstes Instrument war ein Es-Horn. Der Musiklehrer und Dirigent Fritz Kobi paukte ihm mit dem Stecklein die Grundlagen der Rhythmik und der Harmonielehre ein. Bereits in der 9. Klasse durfte Hans seine erste Probe in der «grossen Musik» besuchen. «Die näbe mir hei gseit wies louft», schmunzelt er. Schon bald musste er aber aufs Euphonium wechseln, weil Not am Mann war. Und so blieb es über viele Jahre: Immer dort, wo in einem Register eine Stimme fehlte, sprang Hans ein, sei es auf dem Flügelhorn, der Trompete oder sogar auf dem B-Bass.

Ehrenurkunde (rechts) und Medaille des Schweizerischen Musikverbandes für 70 Jahre aktives Musizieren (unten) für Hans Anderegg



Mit 50 Jahren entschloss er sich, auf die Posaune umzusteigen, das Instrument, das er noch heute spielt.

Hans Anderegg bewies seine Vielseitigkeit aber nicht nur als Bläser, sondern übernahm im Verlauf der Jahrzehnte auch verschiedene Ämter und Aufgaben in seinem Stammverein, der Musikgesellschaft Oberbipp: Er stieg als Sekretär ein und übernahm nach zwölf Jahren den Posten als Präsident. Als er nach weiteren zwölf Jahren zum Gemeindepräsidenten von Oberbipp gewählt wurde, gab er zwar das Vereinspräsidium ab, achtete aber peinlich genau darauf, die Ratssitzungen so anzusetzen, dass er an keinen Proben und Anlässen fehlen musste. Seine Musikkameraden konnten beruhigt feststellen: «Luegit, der Hans isch immer do.» Die Jugendförderung lag Hans Anderegg am Herzen. Er gründete die Knabenmusik (für die Mädchen war damals die Blasmusik noch kein Thema) und bildete während 20 Jahren den Nachwuchs aus. Dabei organisierte er für die Jungen auch Reisen und übernahm die Reisekosten des Cars gleich selber.

Und ausserdem ...

...diente er seinem Verein als Theaterspieler und Regisseur, als Verfasser der Vereinschronik und als OK-Präsident von verschiedenen grösseren Anlässen wie Musiktagen, Jubiläen, Uniformen- und Fahnenweihe. Für seine grossen Verdienste in der MGO erhielt er im Laufe der Jahre einen wahren Medallensegen, wie er normalerweise im Sport üblich ist:

1970 Kantonaler Veteran und Ehrenmitglied der MGO

1975 Eidgenössischer Veteran, 35 Jahre aktiv

1989 Kantonaler Ehrenveteran, 50 Jahre aktiv

1999 CISM-Veteran, 60 Jahre aktiv (CISM heisst Confédération Internationale des Sociétés Musicales und wurde 1949 gegründet).

2009 Neue Medaille des Schweizerischen Musikverbandes, 70 Jahre aktiv. Diese höchste Auszeichnung wurde 2009 erstmals in der Schweiz an zwei Blasmusikanten verliehen. Hans Anderegg war einer von ihnen.

Fast unglaublich, aber wahr!

Man sollte meinen, mit all diesen Aktivitäten im Verein, in der Gemeinde, in Beruf und Familie (Hans hatte sich inzwischen verheiratet und war Vater einer Tochter und eines Sohnes geworden) sei er ausgelastet gewesen. Aber weit gefehlt: Er war Mitbegründer der Oberaargauer Musik- und Veteranenvereinigung, Mitbegründer des Oberaargauischen Veteranienspiels sowie Mitbegründer des Oberaargauischen Musikverbandes OAMV. Er war aber nicht nur Mitbegründer, sondern überall auch als Präsident tätig. Rudolf Wyss, der sehr bekannte Musiker und Komponist aus Günsberg, bekam den Auftrag, – natürlich unter grösster Geheimhaltung – zu Ehren von Hans Anderegg einen schmissigen Marsch zu komponieren, der für ihn anlässlich seines 75. Geburtstages als riesengrosse Überraschung uraufgeführt wurde.

Seine Freizeitaktivitäten beschränkten und beschränken sich aber nicht nur aufs Musizieren. So beweist er auch Talent als Poet. Für diverse Familienanlässe, ebenso für seinen Verein, verfasste er zahlreiche Gedichte. Eine Probe seines Könnens ist in den Jubiläumsschriften der MGO von 1980 und 2003 abgedruckt:

Lob der Musik

Musik, die schönste Sprache der Welt,
die alle verstehn und alle erhellet,
zur Erholung, für alle gleich,
für Schwarze und Weisse, ob arm oder reich,
Musik, die lebt und klingt,
alle begeistert und in Schwung bringt,
soll auch in Zukunft weiterleben,
und Alt und Jung dazu bewegen,
zu musizieren und zu beleben,
das heutige strenge Alltagsleben,
Musik, Musik, das schönste Ideal,
bleibt unverwüstlich überall.

Vor 20 Jahren, als Hans dank der Pensionierung über mehr Freizeit verfügen konnte, entdeckte er eine weitere Leidenschaft – das Malen.
«Ohni mi liebi Frou Liselotte hätt i das aus nid gschaffet.» Voller Dankbarkeit spricht er von seiner vor fünf Jahren verstorbenen Ehefrau, die ihn während vieler Jahre tatkräftig unterstützte und ihm den Rücken freihielt.

Stimme für Bassposaune des
Hans-Anderegg-Marsch

Posaune II in B

Hans Anderegg **Rudolf Wyss**
Marsch

RUDO-Verlag, 4524 Günsberg / SO



Die Kirche Oberbipp, gemalt von Hans Anderegg

Gestern – heute – morgen

Im blasmusikalischen Leben von Hans Anderegg umfassen diese drei Wörter einen grossen Zeitabschnitt. Auf die Frage, was früher anders war, erzählt er folgende Beispiele: «Wenn früher jemand die Probe fehlte, musste er 50 Rappen Busse bezahlen, egal, ob er wegen Arbeit entschuldigt war oder nicht. Wir hatten auch einen monatlichen Betrag von 3 Franken an den Verein zu entrichten. Später fiel dieser Betrag weg. Heutzutage ist es aber wieder notwendig, dass jedes erwachsene Mitglied unseren Verein finanziell unterstützt. Unser Musikverein war eine reine Männerdomäne. Die erste Frau kam erst 1976 in die MGO und bildete damit im Oberaargau eher noch eine Ausnahme.»

Ein aktuelles Thema im oberaargauischen Blasmusikwesen ist die Gestaltung eines Konzertprogrammes. Aus seiner Sicht gehören unbedingt zwei Märsche dazu. «Die chöme geng wie meh zchurz!» Nebst schmissigen volkstümlichen Stücken – Polkas und Walzer – und auch Solostücken darf die Unterhaltungsmusik nicht zu kurz kommen. Eine schöne Ouvertüre rundet sein Programm ab. Das Konzertprogramm sollte dem Geschmack des Stammpublikums entsprechen, denn es geht darum, die Konzertbesucher bei der Stange zu halten. In die Zukunft blickend hat Hans Anderegg an die Adresse der Musikgesellschaften ein paar Anregungen: Neue Mitglieder kommen meistens nicht von selber; man muss sie holen! Die Jungbläserausbildung darf nicht vernachlässigt werden, sonst ist der Fortbestand der Vereine nicht mehr gewährleistet. Junge Mitglieder müssen in die Führung der Vereine eingebunden werden und Verantwortung übernehmen.

Hans Anderegg kennt keinen Stillstand. Noch heute ist es sein Ziel, «öppis Rächts zmache». Die Basel Tattoos besucht er jedes Jahr: «Me muess luege, wies die angere mache.» Möge es ihm noch lange vergönnt sein, mit seiner griffbereit im Gang stehenden Posaune die Proben und Vereinsanlässe zu besuchen und rüstig in der hintersten Reihe der Marschkolonne mitzuschreiten.



Markus Roth

Markus Roth, Präsident des Oberaargauischen Musikverbandes

Der gebürtige Berner Oberländer lebt seit 36 Jahren in Madiswil und ist hier fest verwurzelt. Als Präsident des Oberaargauischen Musikverbandes (OAMV) darf man ihn getrost als profunden Kenner der oberaargauischen Blasmusikszene bezeichnen. Mit seinen 1m 96cm ist er eine imposante Erscheinung. Er pflegt jeweils dazu zu sagen, dass er nicht gross, sondern lang sei, denn es könnten auch kleine Leute gross sein. Er beeindruckt aber nicht nur durch seine Grösse, ebenso durch seine ruhige Art und seine mit Bedacht gewählten Antworten, wie das nachfolgende Interview zeigt.

Kurt Dürig: Markus Roth, wo warst du am 4. Juli 1986, also vor rund 26 Jahren, als der Oberaargauische Musikverband, OAMV genannt, aus der Taufe gehoben wurde?

Markus Roth: Ich kann es schlicht und einfach nicht sagen, weil ich es nicht mehr in Erinnerung habe. Ich weiss aber, dass es ein Freitag war und wir wahrscheinlich vor der Sommerpause einen gemütlichen Brätliabend mit der Musik durchführten.

Was waren die Hauptgründe, einen Unterverband zu gründen?

Roth: Der damalige Landesteilvertreter des Bernischen Kantonal-Musikverbandes (BKMV) war am Anschlag. Er brauchte für die Durchführung der Amtsmusiktage dringend Unterstützung. So kam die Idee auf, einen Unterverband zu gründen, der sich zum Ziel setzen sollte, die Blasmusik zu fördern und zu pflegen sowie bei der Jugend Sinn und Begeisterung für die Blasmusik zu wecken.

Nun ist ja der OAMV ein Amtsmusikverband des BKMV, der schweizerisch mit rund 8000 Mitgliedern der grösste Musikverband ist. Wie heissen die anderen bernischen Unterverbände?

Roth: Es gibt deren sieben: Emmental, Seeland, Amt Fraubrunnen und Umgebung, Mittelland, Amt Konolfingen, Amt Seftigen und das Oberland.

*Die Musikgesellschaften
des Oberaargaus (1)*



Oberaargauer Brass Band A-Band,
gegründet 1981, ca. 30 Mitglieder,
davon ca. 5 Frauen



Oberaargauer Brass Band B-Band,
gegründet 2001, ca. 34 Mitglieder,
davon ca. 7 Frauen



Musikgesellschaft Aarwangen,
gegründet 1887, 47 Mitglieder,
davon 26 Frauen



Musikgesellschaft Attiswil, gegründet
1873, 27 Mitglieder, davon 7 Frauen



Musikgesellschaft Bannwil, gegründet
1879, 34 Aktivmitglieder,
davon 15 Frauen



Musikgesellschaft Bleienbach,
gegründet 1896, 54 Mitglieder,
davon 18 Frauen



Musikgesellschaft Bützberg, gegrün-
det 1893, 37 Mitglieder,
davon 19 Frauen



Musikgesellschaft Eriswil, gegründet
1907, 42 Aktivmitglieder,
davon 12 Frauen



Musikgesellschaft Farnern, gegründet 1907, 35 Aktivmitglieder, davon 9 Frauen, plus 4 Jungbläser, davon 3 Mädchen



Musikgesellschaft Gondiswil, gegründet 1914, 23 Mitglieder, davon 5 Frauen



Musikgesellschaft Grasswil, gegründet 1864, 30 Mitglieder, davon 15 Frauen



Musikgesellschaft Herzogenbuchsee, gegründet 1901, 42 Mitglieder, davon 16 Frauen



Stadtmusik Huttwil, gegründet 1875, 56 Mitglieder, davon 28 Frauen



Musikgesellschaft Inkwil, gegründet 1928, 43 Mitglieder, davon 20 Frauen



Stadtmusik Langenthal, gegründet 2005 (Fusion MG Harmonie und Musikverein), 50 Mitglieder, davon 18 Frauen



Musikgesellschaft Lotzwil, gegründet 1891, 29 Mitglieder, davon 17 Frauen



Musikgesellschaft Madiswil, gegründet 1891, 50 Mitglieder, davon 22 Frauen

Hättest du dir damals träumen lassen, dereinst einmal das Präsidialamt des OAMV innezuhaben?

Roth: Damals, mit 30 Jahren, war ich in der Gemeindepolitik tätig und machte mir keine grossen Gedanken, wie sich meine musikalisch-politische Laufbahn entwickeln könnte.

Wer war der Vater dieser Idee?

Roth: Bei der Gründung des OAMV war Walter Rüfenacht, Herzogenbuchsee, Landesteilvertreter des BKMV. Er gilt als der geistige Vater des OAMV.

Übernahm Walter Rüfenacht auch gleich das Präsidium?

Roth: Walter Rüfenacht amtierte anlässlich der Gründungsversammlung als Tagespräsident. Erster Präsident des OAMV war Vinzenz Ruckstuhl, der zugleich das Präsidium der «Harmonie» Langenthal, heute Stadtmusik Langenthal, innehatte.

Welche motivierten Blasmusiker übernahmen danach das Präsidium, bis du dann 2008 das Zepter in die Hand genommen hast?

Roth: Auf Vinzenz Ruckstuhl folgte Hans Anderegg, derzeit ältester aktiver Bläser (siehe Porträt S. 30). Gottfried Ammann und Hans-Rudolf Ryser waren die nächsten Präsidenten, bevor ich den Vorsitz übernahm.

Markus Roth, bitte stelle doch mal deinen Vorstand vor.

Roth: Laut den neuen Statuten von 2011 besteht der OAMV aus dem Vorstand und einer Musikkommission. Momentan besteht der Vorstand aus: Präsidium: Markus Roth; BKMV-Landesteilvertreter und zugleich Vizepräsident: Beat Ammann; Sekretariat: Ursula Brunner; Finanzen: Ramona Glur; Kommunikation und Webmaster: Ueli Schaad.

Musikkommission: Präsident und zugleich Mitglied im Vorstand: Urs Burkhard; Sekretariat: Ruth Hürzeler; Landesteilvertreter der Bernisch-Kantonalen Musikkommission: Martin Schranz; Beisitzer: Christoph A. Schiltknecht; der Sitz für die Jugendförderung ist vakant. Wir möchten ihn möglichst schnell besetzen, was in der heutigen Zeit leider keine leichte Aufgabe ist.

Die MG Wynau ist ja mit dem Gründungsjahr 1824 der älteste Verein im Oberaargau. Welcher Verein ist der Jüngste im Bunde?

Roth: Im Jahr 2006 sind aus Fusionen gleich zwei neue Vereine entstanden: «Regio WIWA» ist ein Zusammenschluss der beiden ehemaligen Vereine Wiedlisbach (WI) und Wangen an der Aare (WA), und aus der «Harmonie» und dem «Musikverein» formierte sich die heutige Stadtmusik Langenthal. Dies sind von mir aus gesehen die beiden jüngsten Vereine, die am 20. Oktober 2006 in den Verband aufgenommen worden sind.

Seit dem 1. 1. 2010 besteht der Verwaltungskreis Oberaargau aus momentan 47 Gemeinden. Kämen nun nicht noch weitere Gesellschaften dazu?

Roth: Das ist so. Aber Politik und Hobby gehen nicht immer im Einklang. Nach Beratungen mit dem BKMV kam man zum Schluss, dass die drei ehemals emmentalischen Vereine Stadtmusik Huttwil, Wyssachen und Eriswil im emmentalischen Verband verbleiben dürfen. Falls ihrerseits jedoch der Wunsch entstehen sollte, in den OAMV überzuwechseln, würden wir sie gerne bei uns aufnehmen. Der Posaunenchor Walterswil-Oeschenschbach, der nicht Mitglied des OAMV ist, zählt seit 2010 nun auch zum Verwaltungskreis Oberaargau.

Apropos Verwaltungskreis Oberaargau: Finden nun Kreismusiktage statt?

Roth: Richtig. Anstelle der Amtsmusiktage ist ein neuer Begriff entstanden: die Kreismusiktage. Momentan gehen wir immer noch von zwei Musiktagen aus. Einer im Kreis Ost, welcher dem ehemaligen Amt Aarwangen entspricht und der andere im Kreis West, entsprechend dem ehemaligen Amt Wangen. Es besteht aber durchaus auch die Möglichkeit, zukünftig einen einzigen grossen Musiktag durchzuführen, den Oberaargauer Musiktag.

Gibt es betreffend der Durchführung der Musiktage von dir aus gesehen ein Patentrezept?

Roth: Meiner Meinung nach gibt es keines. Man könnte steinreich werden, wenn man eines hätte und es verkaufen würde. Die einzige Konstante ist aus meiner Sicht der Wandel.

Die Musikgesellschaften des Oberaargaus (2)



Musikgesellschaft Melchnau, gegründet 1852, Harmonie 37, davon 17 Frauen, Blasorchester ca. 50 Mitglieder, davon ca. 50 Prozent Frauen



Musikgesellschaft Niederbipp, gegründet 1829, 20 Mitglieder, davon 5 Frauen



Musikgesellschaft Oberbipp, gegründet 1828, 21 Mitglieder, davon 8 Frauen



Musikgesellschaft Obersteckholz, gegründet 1893, 25 Mitglieder, davon 12 Frauen



Musikgesellschaft Roggwil, gegründet 1864, 47 Mitglieder, davon 16 Frauen



Musikgesellschaft Rohrbach, gegründet 1864, ca. 50 Mitglieder, davon rund die Hälfte Frauen



Musikgesellschaft Rumisberg, gegründet 1877, 21 Mitglieder, davon 5 Frauen



Musikgesellschaft Rütshelen, gegründet 1893, 48 Mitglieder, davon 16 Frauen



Musikgesellschaft Thörigen, gegründet 1893, 44 Mitglieder, davon 16 Frauen



Musikgesellschaft Ursenbach, gegründet 1937, 49 Mitglieder, davon 27 Frauen



Musikgesellschaft Walliswil-Wangen, gegründet ca. 1880, 14 Mitglieder, davon 1 Frau



Posaunenchor Walterswil-Oeschensch, gegründet 1921, 48 Mitglieder, davon 10 Frauen



Musikgesellschaft Wangenried, gegründet 1965, 20 Mitglieder, davon 7 Frauen



Musikgesellschaft Wiedlisbach-Wangen, gegründet 2006, 19 Mitglieder, davon 7 Frauen



Musikgesellschaft Wolfisberg, gegründet 1908, 18 Mitglieder, davon 4 Frauen



Musikgesellschaft Wynau, gegründet 1824 (älteste Musikgesellschaft im Oberaargau), 42 Mitglieder, davon 23 Frauen



Musikgesellschaft Wyssachen, gegründet 1933, 41 Mitglieder, davon 21 Frauen

Die Planung eines Musiktages könnte man vergleichen mit einem Ring, an dem einige Seile befestigt sind. An jedem Seil zieht eine Person, und nun sollte man darauf achten, dass diese Kräfte gleichmässig verteilt sind, sodass der Ring dort bleibt, wo er ist und nicht extrem in eine gewisse Richtung gezogen wird. Offen bleibt die Frage, wie weit ein Musiktage leistungsorientiert oder eher zur Pflege der Geselligkeit organisiert wird. Neider und Kritiker gibt es bekanntlich immer.

Freuden und Leiden eines Verbandspräsidenten. Du fühlst den Puls der oberaargauischen Blasmusikszene hautnah. Wie sieht die Diagnose aus?

Roth: Diagnose tönt immer etwas nach Doktor und Patient. Die Blasmusikgesellschaften sind keine Patienten. Im Gegenteil: Ich darf mit Stolz und Freude feststellen, dass unsere Vereine gesund sind, auch wenn einige von ihnen unter Mitgliederschwund oder finanziellen Problemen leiden. Am meisten freut mich die Tatsache, dass unser Verband lebt. An den Delegiertenversammlungen sind das Mitdenken und das eifrige Diskutieren gross geschrieben. Es gibt aber auch immer etliche, die genau wissen, was die anderen tun sollten. Wenn es aber darum geht, etwas umzusetzen, haben genau diejenigen keine Zeit dazu. Aber das ist halt so. Mein Fazit: Die oberaargauische Blasmusikszene ist gesund und aktiv und strahlt weit über die regionalen Grenzen hinaus. Sei es mit der Marschmusikparade oder unserem Aushängeschild, der Oberaargauer Brass Band (OBB), die auch Mitglied unseres Verbandes ist.

Wie sieht deine persönliche blasmusikalische Laufbahn eigentlich aus?

Roth: Es ist eher eine atypische Laufbahn: In der zweiten Klasse lernte ich Blockflöte spielen und später wechselte ich aufs Klavier. Erst als junger Lehrer kam ich in die Musikgesellschaft Madiswil, weil dort ein Kessel-paukist gesucht wurde. Mit einer «Schnellbleiche» erlernte ich innert kurzer Zeit dieses Instrument und schlug daneben auch noch die Lyra. Da ich auf dem Schlagwerk nicht genügend gefordert war, bot mir der damalige Vereinspräsident Gottfried Ammann die Möglichkeit, den Es-Bass spielen zu lernen. Im Laufe der Jahre spielte ich auch noch den B-Bass, bevor ich dann ins Saxofonregister wechselte. Momentan spiele ich das Bariton-Saxofon und habe Spass daran, wie es «orgelet». Gegenwärtig habe ich noch das Amt des Vizedirigenten inne.

Rund um die Madiswiler Musik gibt es doch auch eine lustige Episode zu erzählen ...

Roth: Als junger Musikant vernahm ich diverse Musterlein von der älteren Garde wie die folgende Geschichte: «Die Dorfmusik Madiswil hatte im oberen Langetental an einem Musiktag teilgenommen, diesen so richtig genossen und befand sich nun zu Fuss auf dem Heimweg», erzählte mir Hans Ryser. Anstatt gleich nach Hause zu gehen, setzte man sich bei Bärtschi Hans an den Tisch, um noch weiterhin die Geselligkeit zu pflegen. Als der nächste Morgen graute, kam Hans Ryser endlich daheim an. Seine Frau fragte ihn ziemlich forsch: «Chunnsch du afe? I ha di ganzi Nacht nüt gschlofe!» Darauf Hans trocken: «I o nid!»

Danke für diese amüsante und wahre Episode. Apropos Musiktag: Aus meiner Jungmusikantenzeit kann ich auch ein Musterlein erzählen:

Ein Musiktag in Jegenstorf in den Fünfzigerjahren. Als sich die nächste Formation auf der Bühne in einer Hofstatt eingerichtet hatte und die Noten einer Komposition von Carl Maria von Weber auf den Musikständern parat waren, trat der Ansager ans Mikrofon und verkündete: «Wir hören nun die Musikgesellschaft Jegenstorf. Die Mitglieder spielen uns eine schöne Ouvertüre von Franz Carl Weber!»

Markus, bitte stell uns doch kurz deine Familie vor!

Roth: Ich war Oberschullehrer und habe die Unterschullehrerin geheiratet. Meine Frau, die noch heute im Schuldienst steht, und ich haben drei Kinder, zwei Töchter und einen Sohn, die inzwischen erwachsen sind.

Deine berufliche Laufbahn?

Roth: Nach 19 Jahren Unterrichten bekam ich die Chance, bei der «Mobiliar» als Versicherungsberater einzusteigen, wo ich das Gebiet Madiswil und Umgebung betreue.

Ah, diese Versicherung hat doch die witzigen Zeichnungen vorher – nachher! Mach ihnen doch den Vorschlag, folgende Situation als Beispielspiel aufzunehmen: Eine Tuba fällt vom Wagen ...

Roth: Ja, diese Möglichkeit besteht, denn wir hatten auch schon ähnliche Fälle, bei denen die Versicherung zahlen musste. Ich gebe diese Idee mal ein, damit man eine neckische Zeichnung erschaffen könnte.

Nun kommt bereits die letzte Frage: Du hältst vor der versammelten Blä-serschar aller Vereine eine Kurzansprache. Welche Botschaft hört man da?

Roth: In erster Linie würde ich ihnen meinen Dank aussprechen dafür, dass ich als ihr Präsident zu ihnen sprechen darf. Ich würde ihnen ans Herz legen, ihr Hobby weiterhin zu pflegen und zwar aus Freude und zur Zufriedenheit. Es darf auf keinen Fall – und das ist mir sehr wichtig – zur Pflicht oder zur Leistungsschau verkommen. Das wäre der Tod des Hob-bys Blasmusik. Solange Freude, Enthusiasmus und Zufriedenheit daraus resultieren, dann ist es gut, dann ist es Heimat. Und zu dieser Heimat müssen wir Sorge tragen.



Willy Siegenthaler

Willy Siegenthaler, Instrumentenbauer

Wie soll man sich die Tätigkeiten eines Blasmusikinstrumentenbauers vorstellen? Baut er heute noch ganze Instrumente oder baut er sie vielleicht nur zusammen? Baut er alle Instrumente, vom Piccolo bis zur Tuba? Auf diese sowie viele weitere Fragen hat der Instrumentenbauer Willy Siegenthaler aus Langenthal Antworten.

Der berufliche Werdegang

Am 20. September 1952 wurde er in Dürrgraben, das aus Anlass des 100. Geburtstages des einheimischen Schriftstellers Simon Gfeller 1968 in Heimisbach umbenannt wurde, geboren. Hier wuchs er mit seinen Eltern und den fünf Geschwistern auf und absolvierte auch seine Schulzeit. Bereits mit 10 Jahren begann er in der Brass Band Posaunenchor Lützelflüh-Grünenmatt ein Blechblasinstrument zu erlernen und war von Anfang an von dieser Freizeitbeschäftigung fasziniert. Das und der Einfluss eines älteren Kollegen, der die Ausbildung zum Blasinstrumentenbauer absolvierte, weckten in ihm den Wunsch, ebenfalls diesen Beruf zu erlernen. Dass zu Beginn seine Eltern davon nicht besonders begeistert waren, änderte nichts an seinem Entschluss, den er später nie bereute. Sie hatten Bedenken, dass man sich mit dieser Tätigkeit den Lebensunterhalt nur schlecht verdienen könnte. Im April 1968 begann Willy Siegenthaler seine Lehre in der traditionellen Firma Hirsbrunner in Sumiswald. Zu dieser Zeit gab es zwei Berufe im Bereich Blasmusikinstrumente: denjenigen des Blechblasinstrumentenbauers, der sich mit der Entwicklung,

dem Neubau und den Reparaturen der Blechblasinstrumente (Trompete bis Tuba) befasste sowie den Blasinstrumentenreparateur, dessen Tätigkeit Reparaturen sämtlicher Holz- und Blechblasinstrumente beinhaltete, jedoch keine Anfertigung von Neuinstrumenten. Willy Siegenthaler entschloss sich für die Lehre als Blechblasinstrumentenbauer. Während seiner Lehrzeit legte er täglich zweimal mit dem Moped die rund 12 Kilometer von Heimisbach nach Sumiswald zurück. Vor dem Arbeitsbeginn um 7 Uhr, aber auch am Abend, war die Mithilfe auf dem väterlichen Bauernhof gefragt. Die wöchentliche Arbeitszeit in der Firma Hirsbrunner betrug zu jener Zeit noch 47 Stunden – ein äusserst happiges Arbeitspensum! Wäre dies auch heutzutage noch zumutbar? Als Lehrling bestand die Tätigkeit zu ca. 80 Prozent aus der Herstellung von Einzelteilen, ab dem dritten Lehrjahr aus dem Zusammenbau von Einzelteilen und der Fertigstellung ganzer Instrumente. In der restlichen Zeit mussten auch verschiedene Reparaturarbeiten ausgeführt werden. Dazu ist zu sagen, dass ein Instrumentenbauer dank seines Wissens über den Neubau die Reparaturarbeiten besser bewältigt. Nach der Ausbildung, die damals 3½ Jahre (heute 4 Jahre) dauerte, und in der er sein handwerkliches Geschick und seine Begabung für Ästhetik erfolgreich eingeben konnte, verblieb Willy Siegenthaler noch rund ein Jahr in der Lehrfirma in Sumiswald, um dann zum Musikhaus Heiri Meier in Siebnen zu wechseln, wo er sich intensiv mit den Holzblasinstrumenten befasste. Diese zwei Jahre dauernde Weiterbildung war sehr wertvoll und brachte Willy reiche Erfahrungen, die für seine spätere Selbständigkeit sehr nützlich waren. Nach diesen zwei zusätzlichen Lehrjahren holte ihn sein früherer Lehrmeister wieder zurück nach Sumiswald in die Firma Hirsbrunner. Hier verbrachte er die folgenden Jahre vor allem mit dem Neubau von Instrumenten.

Der Wunsch vom eigenen Geschäft geht in Erfüllung

Am 12. April 1988 eröffnete Willy Siegenthaler in Langenthal an der Mittelstrasse sein eigenes Geschäft «Musik Siegenthaler». Das Unternehmen florierte, da es im Oberaargau das einzige Fachgeschäft war, das sich auf Blasinstrumente spezialisiert hatte und fachmännische Reparaturen anbot. Schon bald platzte die Werkstatt aus allen Nähten, sodass im Sommer 2000 ein Umzug in die Industriezone Nord an der Gaswerkstrasse 52 unumgänglich wurde. Sein langjähriger Mitarbeiter Adrian Zaugg blieb dem Unternehmen treu.

Ausbeulen (Bild oben) und die
dazu benötigten Werkzeuge
(Bild unten)



Polieren (Bild oben) und Löten
(Bild unten)





Das Lupophon erhielt seinen Namen von seinem Schöpfer Gunttram Wolf.

Eine sehr grosse Unterstützung erfuhr und erfährt Willy Siegenthaler von seiner Frau und seinen inzwischen erwachsenen Kindern.

Ein Blick in die Werkstatt zeigt auf, wie vielfältig die Reparaturarbeiten sind: Klappeninstrumente sind häufiger in der Werkstatt als Blechblasinstrumente, denn wenn eine Klappe nicht mehr richtig schliesst, funktioniert das Instrument nicht mehr zufriedenstellend. Hier werden jeweils umfangreiche Reglagearbeiten notwendig. Allerdings beträgt der Reparaturanteil der Klappeninstrumente nur 30 Prozent gegenüber 70 Prozent der Blechblasinstrumente. Bei diesen (Trompete bis Tuba) sind die meisten ausgeführten Reparaturarbeiten so genannte Auswasch- oder Reinigungsarbeiten. Dabei werden die Instrumente zerlegt, innen chemisch gereinigt, aussen poliert, Verschleisssteile ersetzt und schliesslich wieder montiert. Bei diesen Arbeiten ist auch schon Überraschendes zu Tage gekommen: Im unteren grossen Bogen einer Tuba kam eine Flasche Bier mit Inhalt zum Vorschein, im Stimmzug einer Zugposaune eine Zahnbürste, in den Rohrteilen einer Tuba diverse Banknoten, und auch eine Hausmaus hatte sich mal in ein Instrument verirrt.

Auf die Frage, welche Instrumente am schwierigsten zu reparieren sind, gibt Willy Siegenthaler folgende Auskunft: «Hier gilt in besonderem Mass «Übung macht den Meister». Ein Piccolo oder eine Querflöte einwandfrei zu reparieren, kann ebenso eine spezielle Herausforderung sein wie das Entfernen einer Beule an einer heiklen Stelle eines Blechblasinstrumentes.»

Obwohl Willy Siegenthaler Instrumentenbauer gelernt hat, ist seine Werkstatteinrichtung nicht für den Neubau kompletter Instrumente gedacht. Es werden jedoch Einzelteile hergestellt, die als Ersatzteile nicht beschafft werden können. Entweder, weil sie für alte Instrumente sind oder der zu ersetzende Teil auch im Original Handarbeit ist. Dabei handelt es sich um spezielle Bögen oder Mundrohre. Die gute Qualität des Fachgeschäftes zeigt sich ebenfalls in der Realisierung von Spezialanfertigungen und Umbauten. Die einzigen Neuproduktionen sind Nachrüstungen auf serienmässigen Instrumenten, im Speziellen Hauptstimmzug-Stimmkulissen (Trigger, was übersetzt Drücker heisst). Die Palette der Holz- und Blechblasinstrumente weltweit ist riesengross. Ist es überhaupt möglich, dass noch neue Instrumente erfunden werden könnten? Ja, in der Tat: Einerseits werden Spezialinstrumente entwickelt, um beispielsweise eine Instrumentenfamilie zu ergänzen. Unter anderem gibt es das Lupophon.

Arbeit an einer Klarinette (Bild oben) und Werkzeuge des Instrumentenbauers (Bild unten)





Ophikleide

Es handelt sich dabei um eine Bassoboe. Andererseits werden alte Instrumente wiederentdeckt, die jedoch wesentliche Verbesserungen und Weiterentwicklungen verlangen. Ein Beispiel dafür ist die Ophikleide, ein tiefes Blechblasinstrument mit Klappen.

Ein Rundgang durch den Laden

Dieser lohnt sich allemal. Hier beginnt jedes Musikantenherz höher zu schlagen. Wohin das Auge blickt, entdeckt es wunderschöne, auf Hochglanz polierte, neue Instrumente jeglicher Art, die auf Käufer warten. Das teuerste Objekt ist eine Tuba in B, deren Listenpreis momentan rund 13 000 Franken beträgt. Auf die Frage, welches das wertvollste Instrument war, das Willy Siegenthaler jemals in den Händen hielt, antwortet er: «Das war eine Querflöte aus 24 Karat Gold für rund 80 000 Franken.» Wahrlich ein stolzer Preis! Das lässt die Frage aufkommen, ob das teuerste Instrument zugleich auch das beste ist. Der Fachmann informiert: «Kann sein, muss aber nicht. Instrumente der oberen Preisklasse zeichnen sich durch einen ausgeglichenen Klang über die ganze Tonskala aus. Um die besondere Qualität eines Topinstrumentes auszuschöpfen, braucht es auch ein entsprechend hohes Niveau des Bläasers. Fazit: Ein Lernender spielt auf einem Instrument, das für diesen Zweck gebaut wurde, meistens optimaler als auf einem Instrument der obersten Preisklasse.» Ein aussergewöhnlicher Farbtupfer lenkt plötzlich das Auge auf ein sehr spezielles Instrument. Es ist eine feuerrote Zugposaune aus Plastik, die, weil superleicht und auffällig, vor allem für Guggenmusiken gedacht ist. Im Geschäft findet der Kunde neben Blasinstrumenten aber auch verschiedene Zubehöre wie Taschen, Notenständer, Mundstücke, Dämpfer, Metronome, Stimmgeräte, Pflegezubehör und Notenmaterial für den Unterricht. Dank diesem zentral gelegenen Fachgeschäft im Oberaargau haben die Musikgesellschaften – aber auch Privatkunden – die Möglichkeit, qualitativ hochstehende Instrumente zu erwerben und bei Bedarf vom erstklassigen Reparaturservice zu profitieren. Willy Siegenthaler und seinen Mitarbeitenden sei Dank!



Fabienne Zürcher

Der Nachwuchs lässt hoffen: Jungbläserin Fabienne Zürcher

Kurt Dürig: Fabienne Zürcher, du musst uns erklären, warum du auf der Foto gleich zwei Instrumente zur Schau trägst!

Fabienne Zürcher: Ich begann in der dritten Klasse mit dem Klarinettenunterricht. Als im letzten Herbst gleich drei Mitglieder, die Trompete spielten, die Jugendmusik verliessen, entschloss ich mich, die Lücke in diesem Register auszufüllen. Da ich im sechsten Schuljahr in der Bläserklasse unserer Schule die Trompete kennen und spielen gelernt hatte, reizte mich diese Herausforderung. Bis zum Jahreskonzert im vergangenen Januar durfte ich dieses interessante Doppelspiel treiben, denn ich wurde zugleich mit dem Eintritt in die 9. Klasse Mitglied der grossen Musik, wo ich weiterhin die Klarinette blies.

Ist es nicht schwierig, am gleichen Konzertabend von einem Blech- auf ein Holzblasinstrument zu wechseln?

Zürcher: Dies bereitete mir eigentlich keine Schwierigkeiten. Glücklicherweise war der Auftritt der Jugendmusik, wo ich Trompete spielte, viel kürzer als das nachfolgende Konzert der Musikgesellschaft. Umgekehrt wäre es für mich wohl problematischer geworden.

Wie kamst du zur Blasmusik?

Zürcher: In der ersten Klasse begann ich mit dem Flötenspielen, wie es in Bleienbach üblich ist. Schon in dieser Zeit durfte ich mit drei anderen Mädchen die Musikgesellschaft im hintersten Glied bei der Marschmusik begleiten. Wir marschierten als sogenannte Lehrlinge mit, gekleidet mit einem T-Shirt mit einem grossen blauen L auf dem Rücken. Diese speziellen Auftritte mit Evolutionen, unter anderem am eidgenössischen Musikfest in Luzern, begeisterten uns dermassen, dass wir uns fest vornahmen, später einmal als richtige Musikanten dazugehören zu dürfen.

Du hast ja noch ein anderes schönes Hobby.

Zürcher: Neben der Schule und der Blasmusik liebe ich es zu reiten und zu fahren. Fahren bedeutet, dass ich ein oder sogar zwei Pferde mit einem Wagen führen kann. Ich besitze seit zwei Jahren das Brevet, das es mir erlaubt, an Wettkämpfen teilzunehmen. Ich brauche dieses Zusammensein mit den Pferden; die Nähe und die Arbeit mit ihnen bedeuten mir sehr viel.

Nun zu deinem Steckbrief.

Zürcher: Mein Name ist Fabienne Zürcher (Übername Fäbi), und ich bin am 17. Juni 1996 in Bleienbach auf die Welt gekommen. Ich besuche die 9. Klasse der Sekundarschule Langenthal. Meine Schwester Melanie, vier Jahre älter als ich, ist ebenfalls Mitglied der Musikgesellschaft Bleienbach. Interessanterweise sind meine Eltern überhaupt nicht musikalisch. Vermutlich haben wir unsere Freude an der Musik vom Grossvater mütterlicherseits geerbt.

Wie sieht ein gewöhnlicher Tagesablauf von dir aus?

Zürcher: Also zum Beispiel an einem Dienstag läuft einiges: Am Morgen früh fahre ich zur Schule. Am Mittag koche ich jeweils zu Hause das Essen, bevor ich zum Nachmittagsunterricht fahre. Den Rest des Nachmittags fülle ich wenn nötig mit Hausaufgaben aus, gehe zum Reiten oder ich steige auf mein Fahrrad und gehe in der freien Natur auf eine spannende Fotopirsch. Dann ist schon bald Zeit, die Musikprobe zu besuchen. Auf die nun folgenden Marschmusikproben mit Evolutionen freue ich mich besonders.

Was bedeutet dir die Musikgesellschaft Bleienbach?

Zürcher: Für die jungen Bläserinnen und Bläser ist es eine schöne Tradition, Mitglied der Musikgesellschaft zu sein. Sie ist nicht nur ein Treffpunkt für die Jugendlichen. Sie fördert auch den Zusammenhalt zwischen Jung und Alt. Die Begeisterung beim Musizieren ist einfach grossartig. Die Kameradschaft wird bei uns gross geschrieben.

Welche Art von Musik spielst du am liebsten?

Zürcher: Märsche.

Wenn dieses Jahrbuch erscheint, ist Deine Schulzeit bereits vorüber.

Wie hast du sie erlebt?

Zürcher: Meine Schulzeit war abwechslungsreich, lehrreich und spannend, manchmal auch anstrengend, wie es zur Schule gehört. In Bleienbach gefiel es mir, dass wir jeweils am Montagmorgen in der ersten Lektion mit dem Schülerorchester musizieren konnten, und das war immer ein schöner Einstieg in die neue Woche. Dank meinem Übertritt in die Sekundarschule Langenthal lernte ich viele neue Kolleginnen und Kollegen kennen.

Musiktag in Rohrbach 2005



Ein Jugend-Trio der
Musikgesellschaft Attiswil



Hattest du ein Problem mit dem Schulweg?

Zürcher: Nein, im Gegenteil, den genoss ich! Sobald ich mit dem Fahrrad Langenthal verliess, beobachtete ich, was auf den Feldern passierte und freute mich an der Landschaft.

Facebook?

Zürcher: Seit drei Jahren bin ich mit dabei und habe ungefähr 350 Freunde, wobei ich darauf achte, dass ich diese Freunde auch persönlich kenne. Man kann sehr gut mit Menschen kommunizieren, die auch im Ausland wohnen. Und da ich gerne fotografiere, kann ich meine Bilder ins Netz stellen und beurteilen lassen. Facebook ist für mich eine gute Sache.

Wie sieht deine berufliche Zukunft aus?

Zürcher: Ich begann im Sommer eine dreijährige Lehrzeit als Fachfrau Gesundheit im Alterszentrum am Dorfplatz in Lotzwil. Wie es dann weitergeht, wird sich ergeben. Ich habe da ein paar Sachen im Hinterkopf.

Wie sieht es in Zukunft aus mit deinen Hobbys?

Zürcher: Schon während der Schnupperlehre klärte ich ab, ob es möglich sein werde, weiterhin die Musikproben zu besuchen. Sicher ist nun, dass ich wenigstens eine Probe besuchen kann. So kann ich meine Hobbys, wenn auch eingeschränkt, weiter pflegen. Und das ist schön.

Der rosa Kirchturm und seine Wächter

Der Künstler Reto Bärtschi am Kunstweg in Attiswil

Bruno Frangi

Attiswil, das rund 1300 Einwohner zählende Dorf im Bipperramt, an der Grenze zum Nachbarkanton Solothurn, kam im Sommer 2011 zu einem «Leuchtturm», der weit in das Land hinausstrahlte. Der Zeichner, Plastiker und Maler Reto Bärtschi, der im alten Schulhaus in Wangenried lebt und arbeitet, hat im Rahmen des temporären Kunstweges, der aus Anlass des fünfzigjährigen Bestehens des örtlichen Museums realisiert wurde, der Kirche in Attiswil vorübergehend ein neues, eigenes Gesicht gegeben.

Die Sichtweise verändern

Bereits an der Kunsthochschule in Kassel träumte Bärtschi davon, irgendwann einmal einen Turm in ein Kunstwerk zu verwandeln. Als er von den Attiswiler Organisatoren für die Teilnahme am «Kunstweg» angefragt wurde, mochte er nicht einfach ein Werk aus seinem Atelier auf den Transporter laden und irgendwo aufstellen; er wollte dem Dorf zum Jubiläum etwas Besonderes schenken, auf etwas Vorhandenes, Gewohntes im Ortsbild reagieren und durch die künstlerische Arbeit die alltägliche Sichtweise verändern.

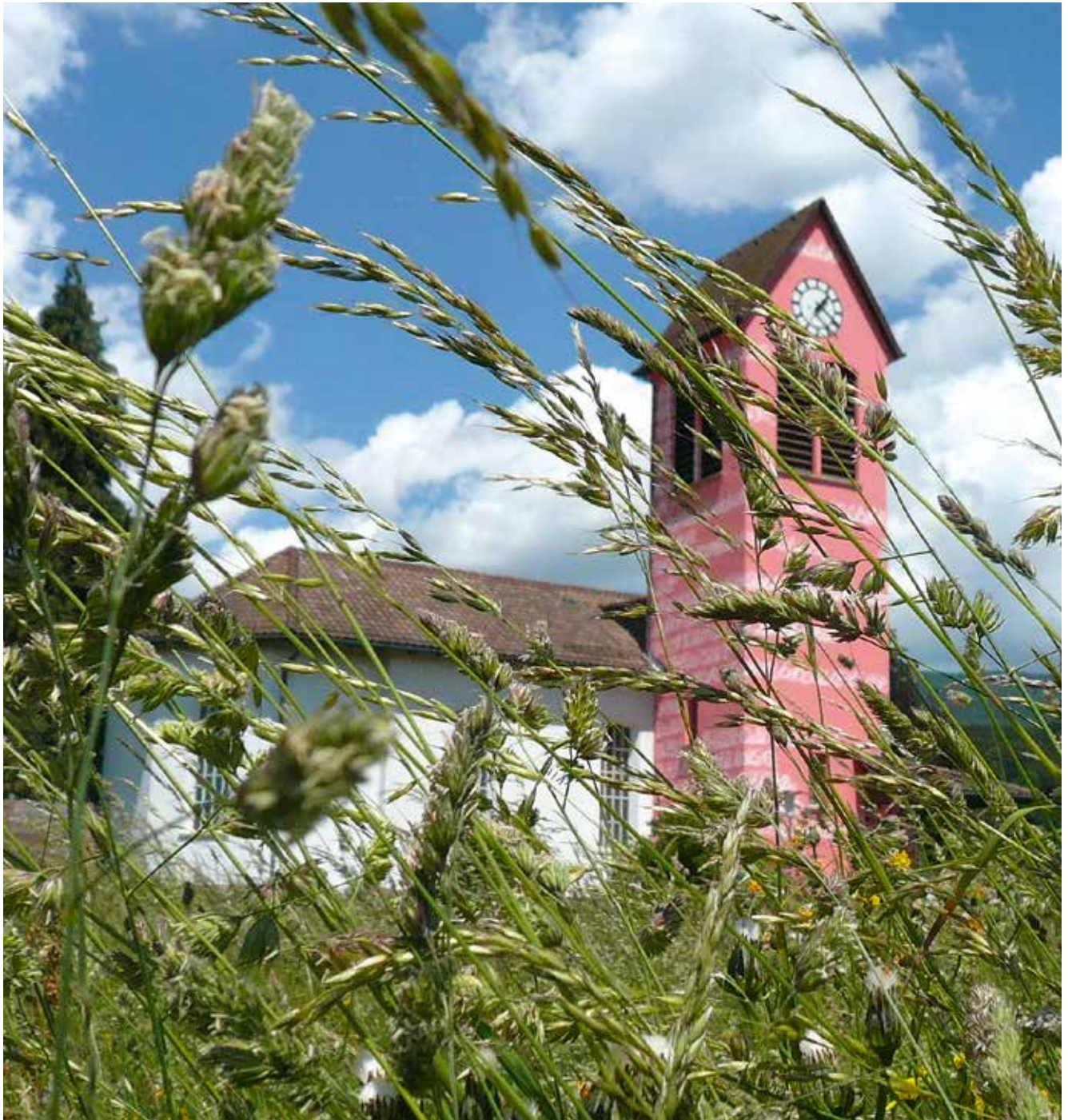
Die reformierte Kirche bot sich ihm aus zwei Gründen an: Einerseits ist sie eher unscheinbar und steht nicht unter Denkmalschutz, andererseits befindet sie sich am Dorfrand. Bärtschi sah darin die Chance, dieses für sich genommen unspektakuläre Bauwerk vorübergehend ins Zentrum des Geschehens zu rücken – was ihm auch, das sei vorweggenommen, hervorragend gelungen ist.

Finanzierung durch Sponsoring

Die Behörden der reformierten Kirchgemeinde Oberbipp, zu welcher das Pfarramt Attiswil gehört, reagierten zunächst überrascht und skeptisch. Der Künstler konnte sie aber schliesslich von seiner Idee überzeugen und ihnen die Sorge, Menschen könnten sich durch das Werk provoziert fühlen, abnehmen. Ausserdem – und das war wohl auch mitentscheidend – weder den Organisatoren des «Kunstwegs» noch der Kirchgemeinde erwachsen durch das Kunstwerk irgendwelche Kosten. Der Künstler musste die Sponsoren für Farbe, Grundanstrich und Gerüstbau, insgesamt rund 30 000 Franken, selber mobilisieren. Die Kirchgemeinde Oberbipp gab nach mehreren Anläufen schliesslich den Weg frei, allerdings unter einer Bedingung: Wie immer auch das Werk in der Öffentlichkeit aufgenommen werden würde, der Anstrich des Turmes musste nach Abschluss des Projektes «Kunstweg» durch Fachpersonal wieder in seinen vorherigen Zustand, also in ein schlichtes Beige-Weiss, zurückversetzt werden.

Eigenen Kosmos geschaffen

Über die Jahre hat sich der Künstler Reto Bärtschi einen eigenen Kosmos geschaffen. Als Zeichner erarbeitet Bärtschi nach seinem Selbstverständnis Gedichte, die Geschichten erzählen. Nette Geschichten, böse, alltägliche, kurzweilige: Geschichten über Menschen. Seine Protagonisten sind – den Schachfiguren ähnlich – etwa der König, die Prinzessin, der Wächter, das Finöggeli, der Gaukler oder andere. Begleitet häufig vom «Mohn des Lebens». Es sind phantasievolle und poetische Geschichten, die dem Betrachter nicht einfach ins Auge springen, die dieser vielmehr erspüren, ergründen muss. Bärtschi, dem der Schalk im Nacken sitzt, schreibt «seine» Geschichte in seiner krakeligen Schrift auf jedes Werk, nur ist diese Schrift nicht oder kaum zu lesen. Er macht die Geschichte damit zu seinem intimen Geheimnis und lädt dennoch gleichzeitig jedermann ein, die eigene zu suchen und zu finden. Da wächst also ein Werk heran, voller Poesie, gezeichnet mit meisterhaftem Strich und in einer Feinheit und Detailverliebtheit, die im schroffen Gegensatz zu viel Grobschlächtigem dieser Zeit steht.



Ein Wort liess Reto Bärtschi für alle gut lesbar: Liebe. Ansonsten wurde der Turm in der typischen, überschreibenden Schrift bemalt.



Bild und Schrift haben ihre Wurzeln in der Gotik

Die Verbindung von Bild und Schrift, wie sie Bärtschi pflegt, wurde bereits in der Gotik praktiziert. Bei der Darstellung der biblischen Geschichten wurde mit der Schrift die Bedeutung des Inhalts – heute würde man von der «Botschaft» sprechen – für die Betrachter verdeutlicht. Mit der Renaissance und ihrer perspektivischen Malerei verschwand die Schrift; sie wurde erst in der Moderne wieder als Ausdruckselement für die Malerei entdeckt. Die ersten, welche die Schrift in ihr Werk einbezogen, waren die Kubisten, gefolgt von den Surrealisten. Auch in der Pop Art hat die Schrift ihren Platz. Stellvertretend für Schweizer Künstler, die zwar in sehr unterschiedlicher Form mit Schrift arbeiten, seien einerseits der «Bildpoet» Rudolf Mumprecht, andererseits der früh verstorbene Dieter Roth erwähnt.



Bärtschi zog die Schrift über die Ecken und nahm auf die vorhandene Architektur Rücksicht.

Die rosa Schaffensperiode

Der Zufall wollte es, dass sich Bärtschi zur Zeit der Anfrage aus Attiswil in einer Schaffensperiode befand, in der er sich gerade intensiv mit der Farbe «Rosa» auseinandersetzte. Für ihn war damit naheliegend, dass der Kirchturm einen Grundanstrich in Rosa erhalten musste. Warum? Diese Farbe steht in der Symbolik für Werte wie Sanftheit, Zuneigung, Schutz und Romantik. Wird nicht von der Kanzel Sanftheit verkündet? Finden nicht viele romantische menschliche Beziehungen den Weg vor den Traualtar? Haben nicht zu jeder Zeit Menschen bei physischem oder psychischem Stress in den Kirchen Schutz gesucht? Doch Bärtschi wäre nicht Bärtschi: Es durfte keinesfalls ein «gewöhnliches» Rosa sein. Er konnte den Farbhersteller überzeugen und dafür begeistern, einen neuen rosa Farbton im betriebseigenen Labor nach seinen Vorstellungen abzumischen. Im Beisein des Künstlers entstand so das «Retorosa» mit der Bezeichnung «FT – 0461971», welches übrigens seither im Handel zu kaufen ist.

Ein Grundanstrich in Rosa macht noch kein Kunstwerk. Bärtschi verzierte in mehrwöchiger Arbeit in seiner typischen Schrift den Kirchturm mit Wörtern, Satzketten auch, dabei, für ihn selbstverständlich, Geschriebenes nochmals überschreibend. Er trug diesem Turm damit eine, *seine* Geschichte, auf, welche die Betrachter selber zu entschlüsseln hatten. Bei der Wahl der Schriftfarbe entschied er sich für ein Weiss. Damit erzielte er folgende Wirkung: Von weitem gesehen hatte Attiswil nun einen Kirchturm in Rosa. Mit jeder Annäherung, sozusagen Meter für Meter, konnte man aber etwas mehr entdecken. Das zunächst verwaschen scheinende Weiss erhielt Kontur, wurde zur Schrift, schliesslich zur gestochenen scharfen, sorgfältig aufgetragenen Schrift. Die Schrift dann zur Botschaft, zur geheimnisvollen Botschaft, die nun erst noch zu enträtseln war.

Ein Wort, für alle problemlos lesbar, stand auf der rosaroten Kirche über allem: LIEBE. Bärtschi beschäftigt sich unablässig mit diesem Thema und meint damit die Beziehungen der Menschen untereinander, miteinander und gegeneinander – von der Geburt bis zum Tod; auch die Beziehungen des Menschen mit seiner Mitwelt schliesst er ein.

Der Oberraargauer Künstler malt sogenannte Knospenbilder. Auch hier stellt er immer wieder Schrift dazu und setzt sich mit seinem Thema auseinander: Knospen, weil sie sozusagen ein Versprechen sind. Sie stehen

Eine beschriebene Himmelsschale
leuchtete beim Kircheneingang.

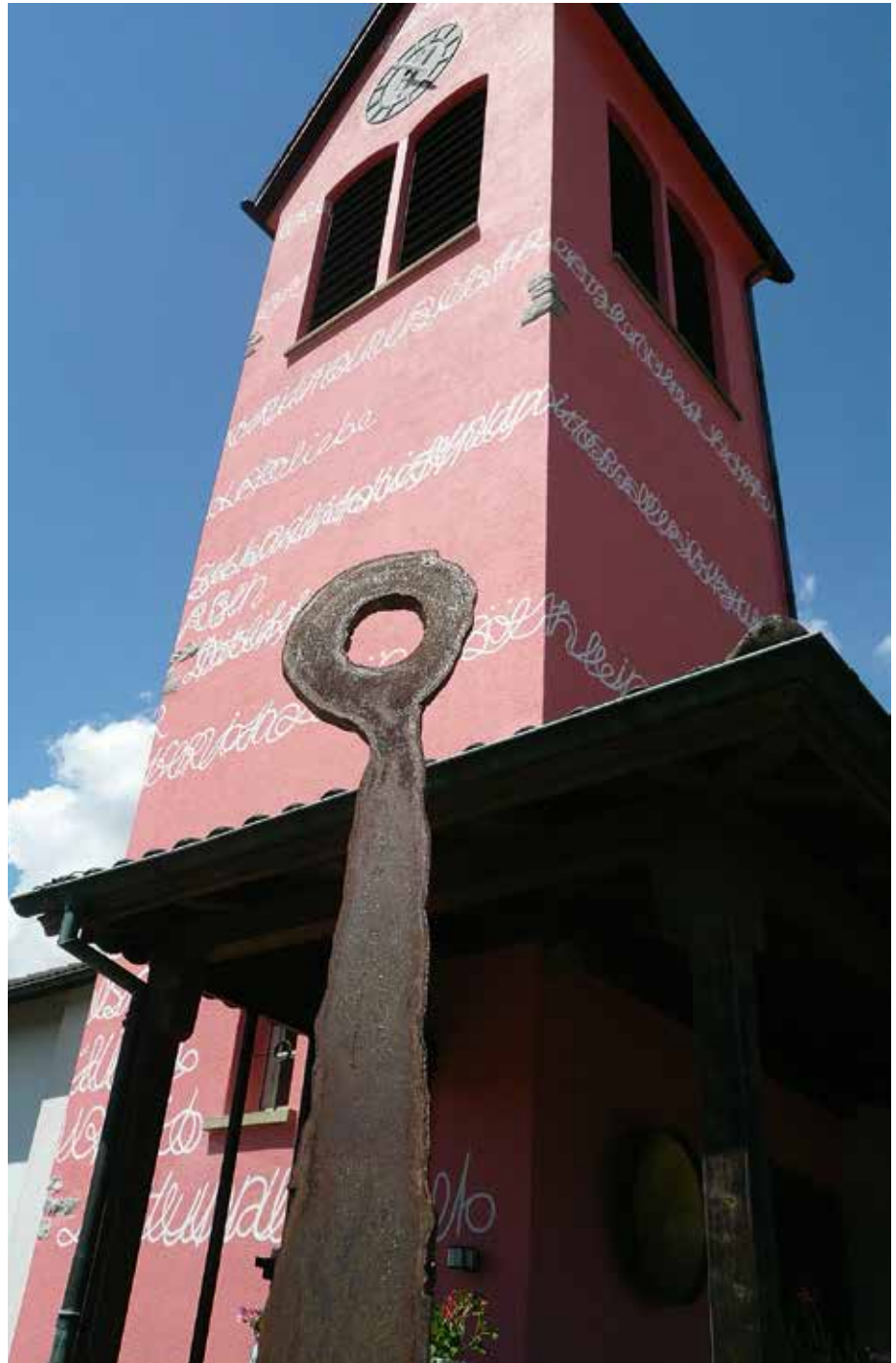


am Anfang der Entwicklung, können zum formschönen Blatt oder zur Blüte heranwachsen oder aber durch einen herben Frost zerstört werden, absterben.

Auf der Suche nach subtilen Beziehungen

Bärtschis Projekt in Attiswil mit dem Titel «Der rosa Kirchturm und seine Wächter» schloss auch den knappen Raum vor und neben der Kirche mit ein und wurde so zu einem Gesamtkunstwerk. Vor und neben der Kirche platzierte er seine Eisenfiguren, seine Wächter. Direkt neben dem Eingang zur Kirche setzte er auf die rosa Wand ausserdem eine seiner Himmelsschalen. Es versteht sich von selbst, dass ihr Zentrum beschrieben ist.

Im direkten Umfeld der Kirche
waren verschiedene Wächter,
Eisenfiguren, platziert.



Bärtschi ist auch Bildhauer, und sein Professor an der Kunsthochschule Kassel, der Berliner Norbert Radermacher, stellte zu seinen plastischen Arbeiten einmal Folgendes fest: «Er ist ein Bildhauer der Sorte, die es liebt, Kraft ihrer eigenen Hände etwas zu schaffen ... Dabei interessiert ihn nicht die grobe Geste oder der expressive Ausdruck, vielmehr ist er auf der Suche nach subtilen Beziehungen, Begegnungen, Bewegungen, Rhythmen und Schwingungen. So jedenfalls sehe ich seine in den Raum gezeichneten Skulpturen, die ganz konkret in ihrer deutlichen Materialität dastehen und sich doch nicht fassen lassen. Sie folgen anscheinend einer Choreographie und verleiten den Betrachter, selber Teil davon zu werden.»

Sehnsucht nach Eigenständigkeit

Den Weg zu seiner Kunst fand Reto Bärtschi nicht auf einfache Art und Weise. Geboren wurde er am 4. Juni 1971 im Wallis, in Visp. Schon bald übersiedelte seine Familie in den Oberaargau. In Bützberg wuchs Reto in einem handwerklich bürgerlichen Milieu auf. Sein Vater Alfred, selbständiger Malermeister, hatte eigentlich die Erwartung, dass auch Reto dereinst in seine Fussstapfen treten würde. Reto war aber die Perspektive – «weisse Wände» zu bepinseln – von klein auf ein Gräuel. In der Primarschule hatte Reto Bärtschi aufgrund einer Lernschwäche seine liebe Mühe, dem Unterricht zu folgen. Leider wurde er dann noch Opfer eines Unfalls, der einen längeren Spitalaufenthalt nach sich zog; das alles zusammengenommen führte dazu, dass er zwei Klassen wiederholen musste. Lehrer und Eltern stellte er nach dem Besuch der siebten Klasse (nach neun Jahren Schulbesuch) vor die Tatsache, dass er nunmehr keine weiteren zwei Jahre die Schulbank drücken, sondern einen Beruf erlernen wolle. Heimlich absolvierte er in den Schulferien eine Schnupperlehre und marschierte dann stolz mit einem Lehrvertrag zu Hause auf. Die Behörden und die Eltern willigten angesichts dieser entschlossenen Eigeninitiative schliesslich ein. Im Elternhaus fragte man sich damals dennoch mit Sorge, wohin der Weg Retos noch führen möge. Mittlerweile ist es offensichtlich: Seinem damaligen Tun war nicht bloss Eigensinn unterlegt, sondern die starke Sehnsucht nach Eigenständigkeit.



Die vier Jahre dauernde Lehre als Carrosseriespengler schloss Reto übrigens erfolgreich ab. Aber damit war er noch nicht dort, wo er hinwollte. Nach der Rekrutenschule arbeitete er im Sozialbereich, dann wirkte er als Hauswart in einer grossen Überbauung. Schliesslich baute sich Reto ein Vehikel ähnlich einem Zirkuswagen und tingelte damit landauf, landab. Er bot dabei seine Dienste unterwegs verschiedenen Bauern an und verdingte sich auf Zeit als Knecht.

Sein Hang, kreativ zu sein, hatte schon früh begonnen: Als Knirps baute er den Radiorecorder des Vaters zu einer Skulptur um. Zeichnen war Reto stets ein Bedürfnis. Er war Autodidakt. Nach Jahren der Einübung erhielt diese seine Begabung an der Kunsthochschule in Kassel den wegweisenden Schub. Bereits frühmorgens machte er sich dort ans Werk. Dies und die Tatsache, dass er sich beim Zeichnen einer Lupe bedient, trugen ihm dort den Spitznamen «der Uhrmacher aus der Schweiz» ein. Was die anderen Stipendiaten wohl eher spassig meinten, ist so falsch nicht, denn die hohe Kunst der Uhrmacherei verlangt Feingefühl und grosses Können. Und das hat sich Reto Bärtschi auf seinem Weg beharrlich angeeignet.

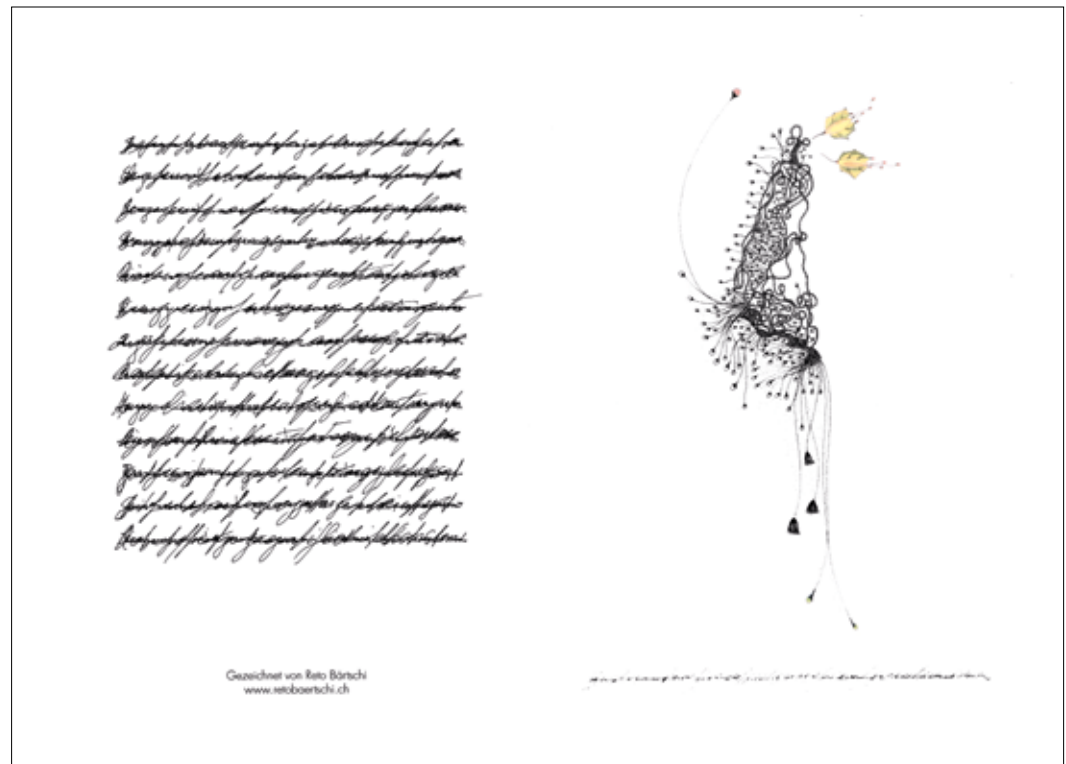
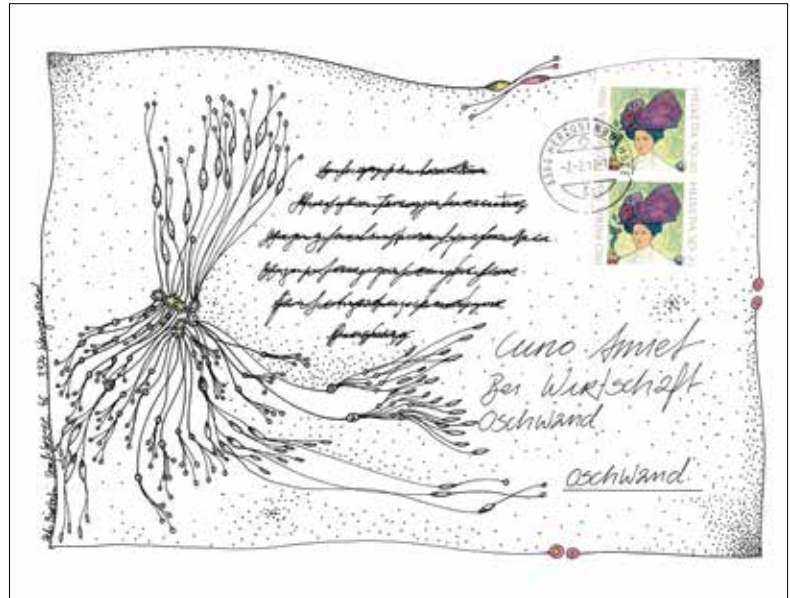


Auch beim malerischen Werk – hier zwei typische Bärtschi-Knospen – fehlt die spezielle Schrift nie.

«Seine» Kirche in Attiswil löste ein grosses Medienecho aus: Zeitungen, Radio, Fernsehen berichteten vor Ort. Und das Erstaunliche: Die Zahl der radikalen, teilweise anonymen Kritiker konnte man schliesslich an einer Hand abzählen. Das konnte im ländlichen Bipperramt so nicht unbedingt erwartet werden. Peter Bigler, Pfarrer in Attiswil, fasste die Stimmungslage so zusammen: «Wie ein Blitz eingeschlagen – nicht in den Turm, aber in die Herzen der Menschen – hat die Nachricht, dass ein Künstler ... diesen vertrauten, lieb gewordenen Kirchturm anstreichen will, und dazu noch in Zartrosa. Da hat mancher Attiswiler und manche Attiswilerin zunächst einmal leer geschluckt oder ungläubig den Kopf geschüttelt, versucht, sich verhalten oder auch mit derben Worten der bevorstehenden geistigen oder emotionalen Enteignung des Kirchturms anzunähern oder sich zu distanzieren. Und so geschah es alsbald: Zartosasanft hat sich Reto Bärtschi des Attiswiler Kirchturms bemächtigt, mit jedem Pinselstrich mehr und mehr. Und zartosasanft hat sich die öffentliche Meinung gegenüber dem Werk des Künstlers geändert. Sozusagen mit jedem der Pinselstriche Retos hat der Kirchturm die Herzen der Attiswiler wieder zurückerobert. Skepsis und Ablehnung haben sich wandeln können in Zustimmung, Begeisterung, ja sogar Verliebtheit. Ist das nicht ein grossartiges Gleichnis für eine wesentliche Lebenserfahrung? Wir haben unsere Überzeugungen und Werte, die wir hoch und heilig halten. Und dann treten Menschen oder Umstände an uns heran, mischen sich ungefragt und ungerufen in unsere Angelegenheiten ein und geben so unserem Leben, sofern wir es zulassen, eine andere Farbe ... Reto Bärtschi ist ein Künstler weit über den Pinselstrich hinaus; zartosasanft hat er sich ins Dorfleben eingemischt. Er hat die Menschen miteinander ins Gespräch gebracht ... und auf vielfältige Weise Farbe in unser Leben gebracht...».

Über sechzig Kunstschaaffende schufen den Skulpturenweg in Attiswil. Es schmälert die anderen Künstler und ihre Arbeit keineswegs, wenn man festhält, dass der Kirchturm zum eigentlichen Markenzeichen der gesamten Veranstaltung geworden ist.

Bärtschi schreibt seinen Freunden regelmässig Briefe. Im Rahmen des Projektes «Bärtschi spiegelt Amiet» verfasste der Wangenrieder Kunschtchaffende mehrere Briefe an C.A.



Eine von Michael Blume geschaffene Postkarte mit dem Eifel- und dem schiefen Turm von Pisa im geselligen Nebeneinander mit dem rosaroten Turm von Bärtschi wurde in alle Welt verschickt und trug zur Popularität des Werkes bei. Nicole Rebholz Ingold, die als Chefin der Organisation «Kulturrundum» geschickt die Fäden zog, sprach von rund 10 000 Besucherinnen und Besuchern, die während des Anlasses ins Dorf gepilgert sein sollen: ein grosser Erfolg für ein kleines Dorf im Oberraargau. Als im Herbst das Ende der Veranstaltung näher rückte, häuften sich Stimmen, die sich dafür einsetzen wollten, den rosaroten Kirchturm der Nachwelt erhalten zu wollen. Es wurde dafür sogar ein untauglicher Versuch zu einer Unterschriftensammlung gestartet. Weil Bärtschi aber unmissverständlich kommunizierte, dass er vertraglich die Rückführung in «den alten Zustand» garantiert habe, versandete die Aktion. Unterschriften gleich welcher Anzahl hätten in der Tat weder die rechtlichen noch die finanziellen Fragen bezüglich der Verpflichtungen für den aufwändigen Unterhalt über Jahre, wenn nicht über Jahrzehnte, beantwortet.

Trick hilft über den Trennungsschmerz

Künstler kennen den Trennungsschmerz. Sie müssen, wenn sie ihre Werke zum Verkauf anbieten, immer wieder loslassen können. Reto Bärtschi half sich beim Abschiednehmen von seinem rosaroten Kirchturm mit einem Trick. Er sagte sich, sein aussergewöhnliches Werk sei durch das Übermalen keineswegs verloren, sondern über viele Jahre hinweg bestens geschützt, zwar durch einen langweiligen, weissen Anstrich, aber immerhin geschützt. Geschützt für die nächsten Generationen. Vom Thema «Kirche» hat er sich jedoch nicht gelöst. Für das Projekt «Kunst im Wald» in der Region Olten schuf er 2012 eine transportable Kapelle aus Stahl, fünf Meter lang, über drei Meter hoch und breit. Eine Kapelle «für alle Schutzbedürftigen». Eine Zeitung schrieb: «Bärtschi eröffnet ein neues Kapitel». Man darf gespannt sein, ob weitere in dieser Reihe folgen werden.

20 Jahre Kunsthaus Langenthal

Katharina Nyffenegger

1. Aufbruchstimmung und Gründung des Kunstvereins Oberaargau

«Ich wünsche den Besuchern Freude beim Betrachten der Bilder und dem Kunstverein guten Mut beim Brückenschlag zwischen Kunst und Öffentlichkeit», schrieb im September 1992 der damalige Gemeindepräsident Walter Meyer in seinem Geleitwort zum Katalog der ersten Ausstellung im Kunsthaus Langenthal, «Ferdinand Hodler und der Oberaargau». Den guten Mut hatten die Pioniere des Projekts Kunsthaus Langenthal damals nötig. Und er hat tatsächlich zwanzig Jahre lang gehalten.

Dass die Gemeindeverwaltung im Frühjahr 1992 in den Neubau an der Jurastrasse umziehen würde, war lange vorher bekannt. Doch was sollte aus dem historischen Gebäude an zentraler Lage nach dem Auszug der Verwaltung werden? Ein Ideenwettbewerb wurde veranstaltet, um mögliche Nutzungen aufzuzeigen.

Die Idee, in Langenthal ein Kunsthaus einzurichten, reifte in den Köpfen einiger kulturell interessierter und engagierter Langenthaler, die sich zum Teil bereits zuvor im Chrämerhuus aktiv betätigt hatten. Auch in den Kreisen der damals neu gegründeten «Freien Liste Oberaargau» stiess die Idee auf grosse Sympathie. Es herrschte eine begeisterte Aufbruchstimmung, nicht zuletzt auch, um den etwas gesichtslosen Marktflecken Langenthal aus dem Ruf der öden Durchschnittlichkeit und der Brutstätte rechtsradikaler Umtriebe zu befreien. Um den Unternehmer Peter R. Geiser, den Künstler Max Hari und den Kurator Peter Killer bildete sich die «Interessengemeinschaft IG Choufhüsi = Kunsthaus». Am 21. Januar 1991 erfolgte im «Bären» Langenthal die Gründung des Kunstvereins Oberaargau, um der Idee eine solide Trägerschaft zu geben.



Im August 1989 überreichten Vertreter der «IG Choufhüsi = Kunsthaus» (von rechts: Max Hari, Peter R. Geiser und Markus Bösi-ger) dem Gemeindepräsidenten Walter Meyer das Konzept für die zukünftige Choufhüsi-Nutzung und schenkten ihm ein Selbstportrait von Amiet.

Peter R. Geiser, Gründungspräsident des Kunstvereins Oberaargau, berichtet über die Anfänge und Pionierzeiten des Kunsthauses Langenthal:

«In der ersten Phase ging es nicht in erster Linie um Gönner oder Geld, sondern darum, die Idee des Kunsthauses zu verwirklichen. Da war dieses Verwaltungsgebäude, in dem die Gemeindeverwaltung ihre Büros hatte. Als die in ein neues Gebäude umzog, wurde ein Ideenwettbewerb veranstaltet, was man mit dem leer werdenden Haus machen könnte. Und wir waren drei Freunde, Peter Killer, Max Hari und ich, die zuvor im Chrämerhuus, dem kleinen Kulturzentrum, tätig waren. Ich war dort schon eine gewisse Zeit Präsident, zehn Jahre, bevor ich in den Kunstverein übergetreten bin. Ich sage immer, der Kunstverein ist so etwas wie die Seniorenliga des Chrämerhuus'. Als junge Leute waren wir revolutionär und im Chrämerhuus aktiv, mit viel alternativer Kunst, und zwar in alle Richtungen, von Theater, Musik über Malerei, und auch viel Kochen und Essen gehörte dazu. Trinken ganz bestimmt auch. Ich kann mich an das Datum nicht mehr ganz genau erinnern, das war im Restaurant Stadthof, in einem kleinen Zimmer hinten. Da fanden wir drei uns zusammen. Da war die erste konspirative Sitzung, in der die Idee Kunsthaus geboren wurde. Später kamen Katharina Nyffenegger und Markus Bösiiger dazu. Man sagte, dieses Haus biete sich an, mitten im Ort, mit einer schönen Architektur, mit guten Räumen, mit genügend Licht. Dann schickte man diese Idee auch auf den politischen Weg und sagte, wir möchten einen Kunstverein gründen, der die Trägerschaft bildet, um ein Kunsthaus zu betreiben. Das gab schon sehr bald einmal Opposition: Das sei eine elitäre Nutzung, es werde langweilig und niemand gehe hin. Ich unterlasse es jetzt mal zu erwähnen, von welcher Partei diese Einwände vor allem kamen. Ich selbst habe politisch immer einen grossen Bogen spannen müssen. Ich war freisinnig, war Unternehmer. Auf der anderen Seite echt mit der Juso verbunden, schon durch das Chrämerhuus. Aber ich hatte da keine Probleme damit, ich hatte das nie. Nach der Gründung des Kunstvereins unternahmen wir gewisse Aktivitäten, damit dieser Kunstverein ein Gesicht bekommt. Wir holten zum Beispiel den Kunstzug des Galeristen Klaus Littmann mit den Werken von Tinguely, von Jim Whiting, von Eva Aeppli nach Langenthal. Luginbühl selbst hat am Abend gekocht, Kartoffeln. Das war einer der ersten Events.»

Der Künstler Bernhard Luginbühl gestaltete die Einladungskarte zur Gründungsversammlung des Kunstvereins im Jahre 1991 (die Jahrzahl auf der Vorderseite der Einladung ist falsch).



Die Aktivitäten des Kunstvereins bestanden zuerst aus Kunstreisen, Filmabenden oder besonderen Ereignissen wie dem Kunstzug der Galerie Littmann, wo Bernhard Luginbühl mit seiner Familie seine berühmte Kartoffelsuppe kochte. Bernhard Luginbühl war es auch, der das Erscheinungsbild der Einladung zur Gründungsversammlung und des ersten Briefpapiers gestaltete.

In Peter R. Geiser hatte der Kunstverein einen ersten Präsidenten, der einerseits in der Langenthaler Wirtschaft bestens vernetzt war und andererseits keine Berührungsängste mit alternativen und progressiven Kunstszenen kannte.

Weitere Vorstandsmitglieder brachten ihr Wissen und ihre beruflichen Kompetenzen ein. Markus Bösiger plante die mit minimalem Aufwand umgesetzten Umbauarbeiten. Peter Killer konnte auf seine grosse Erfahrung als Konservator des Kunstmuseums Olten zurückgreifen. Er formulierte das Konzept der ersten Ausstellung «Ferdinand Hodler und der Oberaargau» und konnte damit die Behörden überzeugen, dem Kunstverein das Choufhüsi als Provisorium für drei Jahre zu überlassen.

In Marlis Geiser stand Peter Killer eine engagierte Sekretärin zur Seite. Ihm gelang es, hochkarätige Leihgaben nach Langenthal zu holen und ein Gebiet aus Hodlers Schaffen, das bis dahin kaum thematisiert worden war, in ein breites Bewusstsein zu rücken. Ein Glücksfall war zudem, dass die Bank Langenthal zu ihrem 125-Jahr-Jubiläum einen namhaften Betrag zur Finanzierung der Ausstellung bereitstellte. Alle Vorstandsmitglieder leisteten enorme Arbeit, damit aus den ehemaligen Verwaltungsräumen in kurzer Zeit ein funktionsfähiges Kunsthaus entstehen konnte. Die Ausstellung war begleitet von einer Tonbildschau, die von Samuel Gerber realisiert wurde und auf der Höhe der damaligen technischen Möglichkeiten stand.



Die nachts orange leuchtende Schrift an der Fassade machte sichtbar, dass aus dem Gemeindehaus ein Kunsthaus geworden war.

Die Ausstellung «Ferdinand Hodler und der Oberaargau» war ein richtiger Paukenschlag. Aus der ganzen Schweiz reisten Besucher so zahlreich an, dass der Betrieb zeitweise an seine Grenzen stiess. Doch nicht nur gesamtschweizerisch zeitigte die Ausstellung eine grosse Wirkung. Auch für Langenthal selbst leistete sie einen unschätzbaren Beitrag zur Identitätsstiftung. Begeistert stellten viele Langenthalerinnen und Langenthaler fest, dass auf den stimmungsvollen Bildern Hodlers, zum Beispiel der Darstellung von Hodlers Onkel Friedrich Neukomm als Mäher in den

Das Kunsthaus Langenthal könnte nicht existieren ohne professionelle Leitung und ohne die Mitarbeit vieler freiwilliger Helferinnen und Helfer. Was war und ist ihre Motivation, sich für das Kunsthaus zu engagieren?

«Bildende Kunst war früher in Langenthal zu schwach vertreten, das Kunsthaus hat diese Lücke geschlossen. Da mein Beruf stark im visuellen Bereich liegt, war es für mich eine Selbstverständlichkeit, mich zu engagieren.»

Jörg Baumann, ehemaliges Vorstandsmitglied

«Vor 20 Jahren gründeten einige lokale Kunstfreunde das Kunsthaus, aus Enthusiasmus und Freude an der Kunst. Dieser Enthusiasmus ist immer noch zu spüren, auch wenn sich das Kunsthaus zu einer etablierten, weit über die Region hinaus bekannten Institution gemausert hat. Hier arbeiten zu dürfen, ist ein Privileg und eine Freude. Eine grosse Motivation ist, die Freude an der Kunst weiterzugeben, Kunst zu vermitteln, dem Publikum etwas Neues, Faszinierendes, Interessantes, Schönes oder Sperriges zu zeigen und näherzubringen, das hoffentlich auch ausserhalb der Mauern des Kunsthauses nachhallt.»

Raffael Dörig, Leiter des Kunsthauses seit Anfang 2012

«Mit Kunst aktiv bleiben. Kunst ist für mich: Seele ins Leben bringen.»

Berthe-Rose Nolze, seit 15 Jahren freiwillige Mitarbeiterin bei Vernissagen und an der Kasse



Einer der Höhepunkte der Hodler-Ausstellung: Der Mäher (Friedrich Neukomm in den Wässermatten), um 1879

Wässermatten, ihre Umgebung, ihre Wirklichkeit dargestellt und in grosse Malerei umgesetzt war. Valentin Binggeli unterstützte diese Wahrnehmung mit einem «Hodler-Pfad» in den Wässermatten. Mit einer Besucherzahl von 25000 stellte die Ausstellung einen Rekord dar. Mit dem Rückenwind dieser Erfahrung startete der Vorstand des Kunstvereins in eine damals noch ungewisse, aber hoffnungsvolle Zukunft.

2. Die Phase der Stabilisierung

Nach der fulminanten Eröffnung mit Ferdinand Hodler war es nicht leicht, das Kunsthaus in einen stabilen Betrieb umzugestalten. Es ist heute schwer vorstellbar, unter welchen primitiven Bedingungen gearbeitet wurde. Im Büro gab es ausser zwei tonnenschweren Kassenschränken, einem grossen Tisch und den behäbigen Sesseln des Gemeinderats kaum so etwas wie Infrastruktur. Die Organisation der freiwilligen Mitarbeitenden musste aufgebaut, eine Kunstvermittlung eingerichtet und – vor der Eröffnung des Cafés à la cArte – sogar auf dem Treppenabsatz ein Café mit selbstgebackenem Kuchen betrieben werden.

Mitarbeitende berichten von erfreulichen oder unvergesslichen Erfahrungen in Verbindung mit dem Kunsthaus Langenthal:

«Erfreulich ist die Wahrnehmung des Kunsthauses Langenthal in der übrigen Schweiz und die Berufung unserer Kuratorinnen in neue Positionen der schweizerischen Kunstszene.»

Markus Bösiger, Vorstandsmitglied und Vizepräsident des Kunstvereins Oberaargau

«Was wir alles zusammen zustande gebracht haben, freut mich noch heute sehr. Freiwillige, Vorstand, Mitglieder und Team ermöglichen seit langer Zeit ein anspruchsvolles Programm, das die Welt nach Langenthal und Langenthal hinaus in die Welt bringt. Alleine würde das keine und keiner schaffen. Das Kunsthaus Langenthal ist eine Hymne auf die föderalistische Kulturpolitik in der Schweiz und ein exzellentes Beispiel unserer Milizgesellschaft.»

Fanni Fetzer, Leiterin des Kunsthauses Langenthal von 2006 bis 2011, seit 2012 Kuratorin des Kunsthauses Luzern

Von Beginn an wurde versucht, den von Peter Killer geprägten Grundsatz «Ein regionales Kunsthaus mit überregionaler Bedeutung» umzusetzen. Mit wechselnden Kuratorinnen und Kuratoren und einem unterstützenden Ausstellungsausschuss versuchte der Vorstand, den hohen Anspruch zu erfüllen. (Die Liste sämtlicher Ausstellungen ist unter www.kunsthaus-langenthal.ch ersichtlich, hier wird nur eine kleine Auswahl erwähnt.)

Alle Ausstellungskuratoren und -kuratorinnen mussten sich immer wieder mit den Besonderheiten der Räume auseinandersetzen. Die abgewinkelten Eckräume erfordern eine ganz andere Ausstellungs-dramaturgie als die rechtwinkligen Räume.

War in den ersten Jahren die ehemalige Nutzung des Gebäudes als Verwaltungszentrum durchaus noch erkennbar, so zeigte sich nach und nach, dass sich der Charme alter Büroeinrichtungen nicht mit den Erfordernissen eines aktuellen Kunsthauses vereinbaren liess. So verschwanden die Wartebank und das Lavabo aus dem Korridor, kleine Räume wurden zu grösseren zusammengeschlossen, mit kassettiertem Holz verkleidete Wände erhielten weisse Wandplatten vorgeblendet. Immer wieder hat sich gezeigt, dass jedes Kuratorium die Chancen des Raumangebots anders genutzt hat. Auf unzählige Kunstschaaffende haben die Räume inspirierend gewirkt und sie zu unvergesslichen Installationen angeregt. Alle Kuratierenden erfuhren immer wieder, dass man nicht gegen diese sperrigen Räume arbeiten darf, sondern die Besonderheiten sprechen lassen muss. Dann können sich die Werke auf eindruckliche Weise entfalten.

1993 wurde der Bevölkerung unter dem Titel «Von Amiet bis Weder – das Schönste aus der Oberaargauer Kunstlandschaft» bewusst gemacht, dass in Oberaargauer Privatsammlungen ungeahnte Schätze liegen. Hinter dieser Ausstellung stand der Gedanke, dereinst aus dieser Quelle eine Sammlung aufbauen zu können. Dieser Ansatz ist mittlerweile aus räumlichen und finanziellen Gründen fallengelassen worden.

Im gleichen Jahr wurde mit der ersten Jahresausstellung von Oberaargauer Künstlerinnen und Künstlern eine Fülle künstlerischen Schaffens in der Region sichtbar gemacht, die vorher so noch nicht wahrgenommen worden war. Aus der Jahresausstellung wurde 2007 die «Regionale», 2011 wurde sie Teil der «Cantonale Berne Jura». Musste in den Anfängen in der Ausschreibung noch ausdrücklich darauf hingewiesen werden, dass kunsthandwerkliche Objekte wie Gebrauchskeramik und Ähnliches nicht berücksichtigt werden können, so ist dies heute eine Selbstverständlichkeit,

Eine besondere Herausforderung für die Kunschtchaffenden stellte immer wieder das ehemalige Gemeindeschreiberzimmer mit seiner reich verzierten Decke und der dunklen Täferung dar. Spiegelinstallation von Alicja Kwade, 2011



«Es gibt Projekte, die mir ganz am Anfang meiner freiberuflichen Tätigkeit als Kurator ganz wichtige Impulse gegeben haben: «Arbeit, Rausch & Wunder» war ein Mammut-Monsterprojekt, bei dem ich mich so richtig kuratorisch «austoben» konnte – und das von den Mitarbeitenden voll mitgetragen wurde.»

Beat Gugger, freier Kurator

«Die Freundschaften, die Zusammenarbeit, das Miteinander. Alle setzten ihr Know-how ein, um ein gemeinsames hochgestecktes Ziel zu erreichen. Faszinierend in den ersten Jahren waren das innovative Denken und die damit verbundene Energie. Ich war so begeistert, dass ich in meinem Testament das Kunsthaus als alleinigen Erben einsetzte.»

Ursula Wittmer, ehemaliges Vorstandsmitglied und Gastkuratorin

die keiner Erwähnung mehr bedarf. Aus einer etwas schrägen Schau mit unterschiedlichsten Ansprüchen wurde über die Jahre eine hochstehende Kunstpräsentation, die den Vergleich mit den grossen schweizerischen Kunsthallen nicht zu scheuen braucht.

1994 rückte die Kuratorin Katharina Nyffenegger mit der Ausstellung «Cuno Amiet – ein Leben in Selbstbildnissen» einen weiteren grossen Künstler aus der Region ins Zentrum. Es gelang damals, eine bisher unbekannte Vielzahl von Amiets Selbstdarstellungen – von der Zeichnung im Poesiealbum einer ehemaligen Oshwander Schülerin bis zu grossformatigen Ölbildern – aus Museumsbeständen und Privatbesitz zusammenzutragen.

Ein wichtiges Standbein der Ausstellungstätigkeit bildete immer auch die Fotografie. Mehrmals konnte der Fotografiehistoriker Markus Schürpf auf diesem Gebiet sein umfassendes Wissen einbringen. Mit dem «Dorf- und Wanderfotografen» Ernst Hiltbrunner setzte 1994 eine Reihe von vielbeachteten Fotoausstellungen ein. Erwähnt seien hier Carl Ruhé, Wilhelm Felber, Theo Frey, Heini Stucki, Ruedi Steiner.

Mitarbeitende haben Geburtstagswünsche für ihr Kunsthaus und blicken in die Zukunft:

«Ich hoffe, dass es dem Kunsthaus weiterhin gelingt, hervorragende Ausstellungen zu realisieren und trotzdem die Kosten unter Kontrolle zu halten.»

Jörg Baumann, ehemaliges Vorstandsmitglied

«Eventuell bringt die Zukunft viele Videoinstallationen, Bilder aus dem Computer oder das «Renouveau» der Malerei.»

Berthe-Rose Nolze, seit 15 Jahren freiwillige Mitarbeiterin bei Vernissagen und an der Kasse

«Ich sehe das Kunsthaus auch in 20 Jahren als festen Bestandteil des städtischen Kulturangebots, auf welches viele Langenthalerinnen und Langenthaler stolz sind. Ich wünsche dem Kunstverein viele interessierte, motivierte und visionäre Mitglieder.»

Markus Bösigler, Vorstandsmitglied und Vizepräsident des Kunstvereins Oberaargau

«Möge das Kunsthaus auch in 20 Jahren noch eine Institution am Puls der Zeit – und Langenthal von Zürich mit dem Zug in 25 Minuten erreichbar – sein. Ich wünsche der Institution sehr viel kulturpolitische Unterstützung.»

Marianne Burki, Leiterin des Kunsthauses Langenthal von 1998 bis 2006, heute Leiterin der Abteilung «Visuelle Künste» der Pro Helvetia

3. Die Verlängerung des Provisoriums

Nach dem Ablauf des ersten Provisoriums 1995 stand eine Überführung in einen dauerhaften Betrieb noch keineswegs fest. Trotz beeindruckenden Leistungen stiess das Kunsthaus von Anfang an nicht überall auf Akzeptanz. Die SVP argumentierte, die Nutzung des Choufhüsi als Kunsthaus «entspreche nicht dem Bedürfnis breiter Bevölkerungsschichten». Die Partei wünschte eine «volksnahe und volkstümliche Nutzung», die zu einem «attraktiven, gemütlichen Langenthal» beitragen sollte. Von originellen Geschäften bis zu einer familienfreundlichen Wirtschaft wurden Vorschläge vorgebracht. Immer wieder wurden finanzielle Bedenken ins Feld geführt. Es sei dem Steuerzahler nicht zuzumuten, ein verstaubtes Kunsthaus mitzutragen, wurde kritisiert.

Als nach dem ersten dreijährigen Provisorium eine Weiterführung unsicher war, reichte der Kunstverein eine Petition mit ca. 3000 Unterschriften für eine Verlängerung des Provisoriums ein. Der Betrieb konnte mit minimalen Mitteln weitergeführt werden.

In die zweite Phase des Provisoriums fallen unvergessliche Veranstaltungen wie die von Beat Gugger kuratierte Schau «Arbeit, Rausch & Wunder», die verborgene Seiten des Oberaargaus ans Licht holte. Die Ausstellung «Design ohne Designer» wurde verwirklicht durch die Initiative von Jörg Baumann, der eine Zusammenarbeit von Design Center, Museum und Kunsthaus ermöglichte. 1996 leitete Ursula Wittmer die erste, 1999 die zweite «Media Skulptur». Damit katapultierte sich das Kunsthaus an die vorderste Front der Gegenwartskunst. Die damals «neuen» Medien, Videoinstallationen und computergenerierten Werke verlangten aufwendige technische Installationen, die nur dank der Video-Company zu realisieren waren. Die beiden «Media Skulpturen» erschlossen dem Kunsthaus ein neues Publikum und positionierten Langenthal in der schweizerischen Kunstlandschaft als experimentierfreudiges Fenster zur Gegenwart.

Daneben fanden im Kunsthaus Performances, Kinovorstellungen, Feste, Gespräche, Konzerte, Treffen an der Kunstbar, Literarische Führungen, Workshops, Künstleressen, Taschenlampenführungen usw. statt. Um mit möglichst bescheidenen Mitteln die Sommerpause zu füllen, dachten sich die Vorstandsmitglieder vielseitige Sommerprogramme aus, die einem offensichtlichen Bedürfnis entsprachen.



Kunst-Installationen von Rainer Eisch (2011), Danika Dakic (2009), Lang/Baumann (2004) und Pipilotti Rist (1994) im ehemaligen Gemeindeschreiberzimmer (von links oben nach rechts unten)

Das Kunsthaus Langenthal hat den Mitarbeitenden gelegentlich auch Ärger bereitet:

«Verletzend war für mich, dass ich rausgemobbt wurde, dass ich für die zehn Jahre Arbeit kein Dankeschön oder wenigstens einen Blumenstrauß kriegte, dass ich aus der Kartei gestrichen wurde und bis heute keine Einladungen zu Ausstellungen erhalte. Ja... und mein Testament habe ich dann halt geändert... Heute sehe ich meine Arbeit im Kunsthaus Langenthal als eine lehrreiche, interessante und schöne Zeit, mit vielen Facetten, die zu unserer Gesellschaft gehören.»

Ursula Wittmer, ehemaliges
Vorstandsmitglied und
Gastkuratorin

«Mich ärgert die geringe finanzielle Unterstützung durch die öffentliche Hand. Der Kanton Bern würde nämlich gerne mehr zahlen, wegen des Subsidiaritätsprinzips kann er aber nicht – es sei denn, die Stadt Langenthal erhöhe anlässlich des Jubiläums ihren Beitrag. Der bisher erbrachte Eigenfinanzierungsanteil ist einfach massiv zu hoch veranschlagt – eine Kulturinstitution kann dies nur mit Selbstaussbeutung leisten.»

Fanni Fetzer, Leiterin des Kunsthauses Langenthal von 2006 bis 2011, seit 2012 Kuratorin des Kunsthauses Luzern

So bespielen zum Beispiel Schülerinnen und Schüler des damaligen Lehrerinnen- und Lehrerseminars die Räume des Obergeschosses mit fantasievollen Arbeiten zum Thema «Paradies», oder im Treppenhaus liefen auf einem ratternden Filmprojektor Filme wie «Cinema Paradiso» ab, und das Publikum sass auf der Treppe. Zuvor gab es Spaghetti mit Tomatensauce für fünf Franken, und das schmutzige Geschirr wurde in Zubern in den «Bären» hinübergeschleppt zum Abwasch. Die Mitglieder des Vorstandes fragen sich heute zuweilen, wie sie das alles zustande gebracht haben.

4. Das Kunsthaus wird professionell und erhält seine definitive Form

1998 war die Überführung in einen definitiven Betrieb des Kunsthauses kaum mehr bestritten. Es galt nun, die Abläufe zu professionalisieren und die Räume den Bedürfnissen eines schweizweit anerkannten Kunsthauses anzupassen. Die Unterstützung durch Stadt, regionale Kulturkonferenz und Kanton sowie durch zahlreiche Sponsoren, Gönner und Partner ermöglichte es, eine leistungsfähige EDV anzuschaffen, die Beleuchtung zu optimieren und die Räume sanft zu renovieren. Eine grosse Erleichterung für die Techniker war der Einbau des Liftes, hatte doch zuvor alles, von der Skulptur bis zum Rollstuhl, die Treppe hochgeschleppt werden müssen. Zahlreiche organisatorische und administrative Änderungen wurden nach und nach eingeführt, um den Betrieb reibungsloser und leistungsfähiger zu gestalten.

Immer noch fungiert der Kunstverein als Trägerschaft, der Vorstand nimmt eine unterstützende Aufsicht wahr, ohne sich in die konzeptionelle Arbeit der Leitung einzumischen. In Christoph Zehntner hat der Kunstverein einen Präsidenten, der mit nie erlahmender Energie die Sache des Kunsthauses vertritt und vor allem hinter den Kulissen unschätzbare Arbeit leistet. Hier ist auch das Technikerteam zu erwähnen, Brigitte Jost und Marc Masson. Die beiden leisten hochprofessionelle Arbeit, und immer wieder loben Künstlerinnen und Künstler die hervorragende und einfühlsame Zusammenarbeit.

Mit den Leiterinnen Marianne Burki und später Fanni Fetzer akzentuierte sich das Haus als Ort für Gegenwartskunst. Gegenwart wurde gelegentlich auch als der letzte Zipfel der Vergangenheit wahrgenommen.

«Am meisten ärgere ich mich über Künstler, welche die Arbeit, die wir für sie leisten, nicht zu schätzen wissen. Das kommt glücklicherweise sehr selten vor.»

Brigitte Jost, Ausstellungs-technikerin

«Es ärgert mich, dass die junge Generation den Zugang zum Kunsthaus immer noch zu wenig wahrnimmt.»

Markus Bösiger, Vorstandsmitglied und Vizepräsident des Kunstvereins Oberaargau

Marianne Burki und Katharina Nyffenegger kuratierten 2002 gemeinsam die Ausstellung «Beseelte Landschaft», bei der Kunst und Fotografie des 19. Jahrhunderts mit ganz neuen Arbeiten in einen Dialog traten.

Immer spielt der Bezug zur Region eine wichtige Rolle. Titel wie «Hochwasser», «Das Dorf», «Averige», «Martin Ziegelmüller – weites Feld» unterstreichen die enge Anbindung an Langenthal und den Oberaargau. Mit der aus Langenthal gebürtigen Künstlerin Christine Streuli konnte Fanni Fetzer 2007 eine Position von internationalem Format gewinnen. Die überbordende Farbigkeit und der Formenreichtum ihrer Bilder kontrastierten spannungsreich mit der minimalistischen Haltung von Bruno Jakob. Dessen «leere», nur mit Wasser bemalte Papiere provozierten im Kunsthause Diskussionen von seltener Heftigkeit.

Daneben öffnet sich der Blick auf nationale und internationale Kunstszenen. Mit seiner ersten Ausstellung «Hier beginnt die Welt» wird der jetzige Leiter Raffael Dörig genau diese Optik behandeln.

Es sei nicht verschwiegen: In der langen Zeit von zwanzig Jahren lief nicht immer alles rund. Erst musste um brauchbare Strukturen gerungen werden, dann musste das Kunsthause vom erfolgreichen Sprinter zum Lang-

Kunstvermittlerin Marietta Meier (links) und Gastkuratorin Katharina Nyffenegger sorgen mit ihren Kinderworkshops dafür, dass sich auch in Zukunft ein Publikum für das Kunsthause begeistern wird.





Brigitte Jost hat mit ihrem Technikerteam während 20 Jahren Künstlerinnen und Künstler beim Einrichten der Ausstellungen professionell unterstützt.

streckenläufer wechseln. Es war nicht immer einfach, die Scharnierstellen zwischen ehrenamtlicher und bezahlter Arbeit reibungslos zu definieren. Immer und immer wieder muss bis heute der manchmal zermürbende Kampf um die nötigen Mittel geführt sein. Es gab Momente, in denen das Kunsthaus haarscharf am Bankrott vorbeischrammte. Die wirtschaftliche Situation ist für einige langjährige Partner so schwierig geworden, dass nicht mehr selbstverständlich mit einer Verlängerung ihrer Verträge gerechnet werden darf. Die Pflege der guten Beziehungen zur Wirtschaft und zu den Behörden gehört nach wie vor zu den vordringlichen Aufgaben des Vorstandes.

Es gab harte Auseinandersetzungen inhaltlicher und persönlicher Art, die jedoch immer sachlich gelöst und konsequent nicht an die Öffentlichkeit getragen wurden. Es gab Anfeindungen und unangemessene Reaktionen auf unbequeme Kunstwerke, die nicht dem gängigen Muster von Wohlfühlkunst folgten. Hier war Standhaftigkeit und kluge Argumentation gefragt.

«Guten Mut», wenn nicht gar Wagemut, wird das Kunsthaus auch für die nächsten zwanzig Jahre brauchen. Kunst macht mutig.

Die Internationale Akademie für Bildende Künste in Niederbipp 1976–1981

Ute Leudolph

«Akademie für Bildende Künste (IABK) in Niederbipp». Unter diesen Titel stellte der Kulturverein Räberstöckli im Mai 2011 seine Ausstellung. Diese erinnerte an die Sommerakademie, die mit ihrem reichhaltigen Programm aus verschiedenen Sparten der Bildenden Kunst Kunstschaffende aus dem In- und Ausland nach Niederbipp geführt hatte. In der Begrüssungsrede zur Ausstellung verband der Seeländer Maler Martin Ziegelmüller, damals Dozent an der IABK, seine Rückschau auf die sechs Kunstsommer mit einer Erinnerung an den bekannten Schriftsteller Gerhard Meier: «Vielleicht ist die IABK in hundert Jahren vergessen, und vielleicht heisst Niederbipp dann Amrain, wie Gerhard Meier das Dorf in seinen Geschichten stets genannt hat.» Obschon die Sommerkurse unter der Bezeichnung «Akademie» geführt wurden, war die IABK einer ganz und gar unelitären Kunstidee verpflichtet. In diesem Sinne sah Ziegelmüller in der IABK eine Forderung verwirklicht, für die auch Gerhard Meier stets eingestanden war: «Kultur ist nicht eine elitäre Sache.»

1976: Wie alles begann

Es war die Idee des Niederbipper Architekten und Kunstfreundes Hans Rudolf Wagner und des jungen Künstlers Ueli Dolder: «Warum nicht in Niederbipp etwas ähnlich Spannendes ins Leben rufen wie die Kokoschka-Akademie in Salzburg?» Das Reberhaus, ein aus dem 18. Jahrhundert stammendes Haus, das früher als Spital gedient hatte, stand leer und durfte für die Akademie genutzt werden. Mit Hilfe vieler freiwilliger Hände verwandelte sich das alte Gebäude in ein «Haus der Kunst». Räume wurden entrümpelt, Wände übertüncht, Ateliers eingerichtet, Licht wurde

Vernissage der Ausstellung 2011
im Räberstöckli. Foto Felix Gerber



installiert, eine bescheidene Küche samt Mensa eingebaut, und bald stand das Wichtigste bereit. Richtig zu leben begann das Haus der Kunst, als im Juli 1976 die Mitglieder der ersten Sommerakademie einzogen. Dank dem unermüdlichen Einsatz von Hans Rudolf Wagner und seiner Frau Edith war es gelungen, rund 70 Kunschtchaffende aus dem In- und Ausland für die Idee einer Sommerakademie in Niederbipp zu begeistern.

Warum gerade Niederbipp?

Mit der Ausschreibung der dreiwöchigen Seminare war man ein grosses Wagnis eingegangen, war doch das beschauliche Dorf Niederbipp in Kunstkreisen nicht gerade als Kunst-Mekka bekannt. Mit Hilfe der örtlichen Behörden und dank dem grossen Engagement der Organisatoren und Helfer konnte alles aufs Beste vorbereitet werden. Am 26. Juli 1976 wurde die erste Sommerschule der IABK feierlich eröffnet. Sechzig Studierende aus fünf Nationen und neun Dozenten aus drei Nationen nahmen den Kunstunterricht auf. Während der zwanzig Tage im Juli und August wurden in neun Seminaren Zeichnen, Landschaftsmalen, Akt und Figur, Bildhauerei und Plastik, sowie freie Grafik und Keramik angeboten.

Kulturverein Räberstöckli
Der Kulturverein Räberstöckli in Niederbipp organisiert an die zehn Ausstellungen im Jahr. Mit der IABK-Retrospektive 1976–1981 liess er die Zeit der Sommerakademie nochmals aufleben.

Das Reberhaus wurde 1983 abgerissen. Zeichnung des Berner Künstlers Walter Geissberger aus der Kunstmappe der IABK von 1977. Geissberger wirkte als Dozent an der Sommerakademie.



Zur Eröffnung der 1. IABK ertönten Fanfaren im Hof des alten Spitals. Den Reigen der kurzen und sympathischen Ansprachen eröffnete Hans Rudolf Wagner. Er begrüßte als Mitglied des Patronatskomitees Nationalrat Daniel Müller aus Balsthal und den Niederbipper Schriftsteller Gerhard Meier. Der Stiftungsrat war mit Gemeindepräsident und Stiftungsratspräsident Ulrich Zurlinden und den Stiftungsräten Fritz Meyer, Christian Weitnauer, Werner Beetschen, Franz Luder, Hans Baur sowie Hans Schönmann vertreten. Besondere Ehre wurde dem Anlass durch die Anwesenheit von Grossrat Friedrich Brügger zuteil. Gemeindepräsident Zurlinden war sich des Wagnisses wohl bewusst, als er die Frage stellte, warum ausgerechnet in Niederbipp ein derartiges Projekt stattfindet, doch er lobte den Mut der Initianten und Organisatoren und wies auf die breite Unterstützung durch das Patronatskomitee hin. Aufbruchstimmung schwang in seinen Schlussworten mit: «Mit Stolz und Freude können die Behörden und die Bevölkerung von Niederbipp mitteilen, dass die Sommerakademie während der nächsten drei Wochen in unserem Dorf stattfinden wird.» Dass während der drei Kurswochen alles rund lief, war nicht allein den



Das Logo der IABK



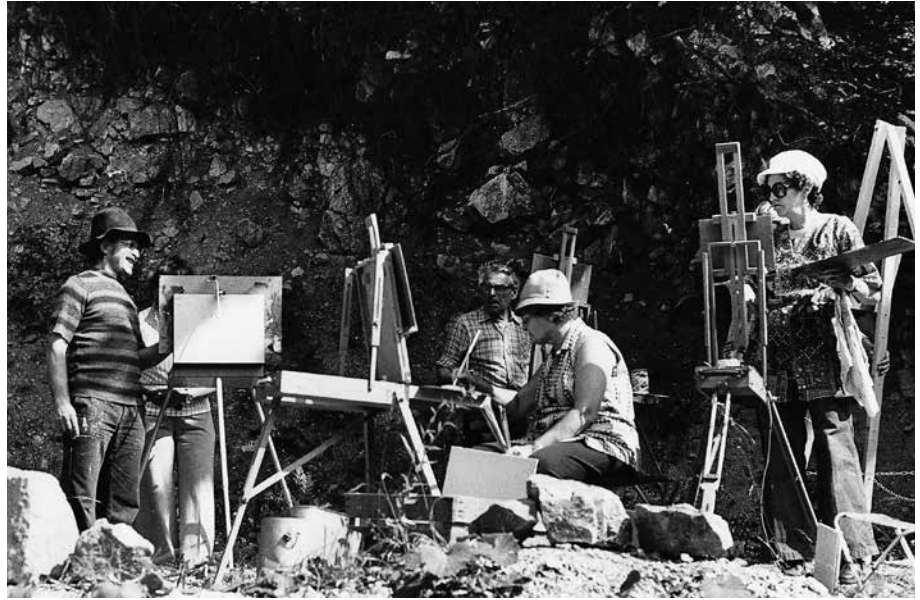
Hans Rudolf Wagner bei der Eröffnung der Sommerakademie 1976

Dozenten und fleissigen Studierenden zuzuschreiben. Viele Helfer und Helferinnen leisteten unermüdlichen Einsatz. Zum Beispiel die Frauen im Küchen- und Reinigungsdienst, und allen voran die mit grosser Umsicht waltende Edith Wagner im Sekretariat, die für jedes Problem eine Lösung fand. So wurde das für ein kleines Dorf doch grosse künstlerische Unterfangen ein voller Erfolg, und nach dem gelungenen Startjahr durfte man voller Zuversicht der Sommerakademie 1977 entgegen blicken.

1977: Fortsetzung des Wagnisses

Am Montag, 11. Juli 1977, öffnete die IABK zum zweiten Mal die Tore, was viele Skeptiker nicht für möglich gehalten hatten. Gegenüber dem Vorjahr war die Studentenzahl leicht gestiegen. Dozenten und Studierende logierten in umliegenden Hotels, viele konnten aber auch in privaten Unterkünften untergebracht werden. Dies zeigt, wie aufgeschlossen viele Niederbipper dem Projekt Kunstakademie gegenüberstanden. Das Kursangebot war gegenüber dem Vorjahr etwas erweitert worden. Die Dozenten hatten das Programm gemeinsam ausgearbeitet. Auf den Einsatz einer künstlerischen Leitung wurde verzichtet, da diese im Vorjahr zu Unstimmigkeiten unter den Dozenten geführt hatte. Neben der Programmplanung setzten sich die Dozenten zum Ziel, den Zusammenhalt und die Zusammenarbeit der Studierenden in den einzelnen Klassen zu fördern. Durch den Einsatz eines damals neuen technischen Mittels, eines Videogerätes, konnten die Schulungsmöglichkeiten erweitert werden. Am Ende der Sommerakademie 1977 stand der Entschluss fest, die IABK im Jahre 1978 weiterzuführen. Besonders hervorgehoben wurden die intensive Zusammenarbeit und der starke Zusammenhalt aller Dozenten und Studierenden, von denen einige sich gleich für das Folgejahr anmeldeten. So lagen am Ende des Sommerkurses 77 schon so viele Anmeldungen vor, dass der Fortbestand der IABK gesichert war.

Dozent Martin Ziegmüller
(1. v. l.) mit Studierenden der
Sommerakademie



1978: Halbzeit einer Erfolgsgeschichte

Zur Eröffnung der Sommerakademie 1978 hielt der administrative Leiter der Akademie, Hans Rudolf Wagner, einen ersten Rückblick auf die Erfahrungen der vergangenen Jahre. Er betonte die internationale Ausrichtung der Akademie, die von Anbeginn Dozenten aus Holland verpflichten konnte und bei Studierenden aus verschiedenen Ländern auf Interesse gestossen war. Auch trug das grosse Interesse in der Schweizer Öffentlichkeit dazu bei, dass Bund, Kanton und Gemeinde die Akademie unterstützten. Doch die staatliche Kulturförderung stiess nicht überall auf Gegenliebe. So lächelte man anfangs am Stammtisch über den Spleen einiger «Kunstbesessener», die aus dem kleinen Dorf im Mittelland ein Mekka für Künstler machen wollten. Aus dem anfänglichen Lächeln wurde bald ein Murren, als bekannt wurde, dass auch die Gemeinde sich an den Kosten der Sommerakademie beteiligte. Ein Teil der Dorfbewölkerung bekundete Mühe damit, dass Kultur nicht kostenlos zu haben war und von der öffentlichen Hand mitgetragen werden sollte. Dank der transparenten Finanzpolitik des IABK-Stiftungsrates wurden jedoch viele Vorurteile aus dem Weg geräumt, und Missverständnisse konnten beseitigt werden. Das Argument, dass pro Einwohner jährlich nicht mehr als der Preis einer



Landschaftsmalerei:
Studentin der IABK.



Eine Studentin bearbeitet
einen Stein.

Flasche Bier für die Akademie eingesetzt wurde, vermochte auch die Zweifler zu überzeugen, und die Opposition gegen das Projekt verebbte. Zuweilen wollte es gar scheinen, als sei der Dorfstammtisch in die Mensa des Reberhauses gezogen, wo oft mehr interessierte Dorfbewohner als Künstler zu sehen waren.

In hellen Scharen zog es Niederbipper und Niederbipperinnen am Tag der offenen Türen ins Reberhaus. Währenddessen machten sich die Dozenten bereits Gedanken über die Planung des nächsten Akademiesommers. Da die Teilnehmerzahl im Vergleich zum Vorjahr stagnierte, überlegte man sich, mit einem attraktiveren Angebot vermehrt Studierende aus dem Ausland anzuziehen. Auch über das künstlerische Niveau wurde diskutiert. Schliesslich war man sich einig, dass ein kontinuierlicher Auf- und Ausbau des Kursangebotes wichtig war, dass die Voraussetzungen, die an die Teilnehmenden gestellt wurden, jedoch nicht verschärft werden sollten. Intensiviert werden sollten hingegen die Bemühungen für Werbung und Marketing. Auch war klar, dass damit früher begonnen werden musste, da der durchschnittliche Europäer seine Sommerferien bereits kurz nach Weihnachten plante.

Die Stimmung unter der Schüler- und Dozentenschaft hätte besser nicht sein können. Neben der ernsthaften künstlerischen Arbeit, die den Studenten einiges abforderte und überhaupt nicht mit den üblichen Hobbyferienkursen zu vergleichen war, wurden auch Austausch und Geselligkeit intensiv gepflegt.

Gemeinsames Kunstprojekt

Der bekannte Künstler und IABK-Dozent Peter Travaglini wartete mit einer Neuerung im Kursangebot auf. In der dritten Kurswoche der Sommerakademie 78 erstellte er mit einigen Teilnehmern aus verschiedenen Klassen ein Wandbild im katholischen Kirchgemeindehaus. Dazu wurden die Schüler und Schülerinnen schon in der Planungswoche miteinbezogen. Das Bild mit dem Arbeitstitel «Die Schöpfung» entstand auf 40 Quadratmeter Wandfläche.

Künstler und Studierende waren von dieser Teamarbeit begeistert. Schon nach wenigen Arbeitstagen konnte man erkennen, dass hier ein wahres Kunstwerk entstand. Leider wurde das Wandbild vor ein paar Jahren übermalt – obwohl ursprünglich das Echo auf dieses Gemeinschaftswerk bei den Künstlern wie auch beim Publikum äusserst positiv war. So konnte



Gemeinschaftswerk: Wandbild im
katholischen Kirchgemeindehaus



Dorfbewohner in der Mensa
der IABK

man zum Abschluss des dritten Akademiejahres stolz sein auf Erreichtes und dem kommenden Jahr voller Zuversicht entgegensehen. Als Alternative zu Urlaub am Meer, Sonnenbrand und überfüllten Touristenorten würden Kunstferien auf dem Lande auch in Zukunft Anhänger finden.

1980: Das erste Jubiläum

Im Jahre 1980 feierte die IABK ihr fünfjähriges Bestehen. Niemand hatte in den Anfängen wissen können, ob das Experiment einer Sommerschule gelingen würde, oder ob die Akademie wie eine Eintagsfliege wieder von der Bildfläche verschwinden würde. Keiner hätte geglaubt, dass diesem Sommer-Event ein fester Platz im Niederbipper Veranstaltungskalender zukommen würde. Auch die Niederbipper Dorfbewölkerung musste sich zuerst an die Neuerung gewöhnen. Bisher hatte das dörfliche Kulturangebot aus Kirchen- und Dorfmusikkonzerten, Sportanlässen und Vereinsaktivitäten bestanden und war nun durch ein wagemutiges Kunstprogramm erweitert worden, das sowohl was die Teilnehmer wie auch ihre künstlerischen Werke betraf einigen Dorfbewohnern anfänglich fremd war. Doch an der Jubiläumsfeier konnte mit Genugtuung festgestellt werden, dass es im Verlauf der vergangenen fünf Jahre gelungen war, bei einem Grossteil der Bevölkerung Verständnis für die ungewohnten Aktivitäten der vielen «Auswärtigen» zu wecken. Allen anfänglichen Schwierigkeiten zum Trotz wurde das Projekt Sommerakademie inzwischen regelmässig von der Gemeinde und einigen Gönnern unterstützt. Viele Dorfbewohner und Dorfbewohnerinnen halfen aktiv bei den Vorbereitungen und der Durchführung mit. So fragte ein Festredner der Begrüssungsfeier: «Was wäre die Akademie ohne die zahlreichen Zaungäste?» Denn nicht nur bei der feierlichen Eröffnung und der grossen Schlussfeier, sondern auch während der dreiwöchigen Kurszeit wurde die Schule rege besucht. In den Kursräumen konnten Bilder, Plastiken und Keramikerzeugnisse betrachtet, oder es konnte den Künstlern bei der Arbeit über die Schulter geschaut werden. Einige wagten sich bis in den Hof, wo den Töpferinnen beim Brennen der Keramik im selbstgebauten Brennofen zugeschaut werden konnte. Selbst die Mensa wurde immer mehr zu einem öffentlichen Treffpunkt. Nicht nur die Dorfbewölkerung fand Gefallen am bunten Treiben in den Sommerferien, die IABK gewann immer mehr an Beachtung in der nahen

Unterstützung durch den holländischen Dozenten Gert de Rijk



und fernerer Umgebung. Wurden im ersten Jahr rund 60 Studierende unterrichtet, wies das Jahr 1980 an die 100 Teilnehmende auf. Martin Zieglmüller und Arthur Moll, beides namhafte Künstler und Dozenten der IABK, sowie der administrative Leiter Hans Rudolf Wagner betonten, dass die Lernenden immer bessere Voraussetzungen mitbrächten. Die Arbeit mit ihnen war anspruchsvoll und bereitete Freude, die Fortschritte waren augenscheinlich. So nahm die Qualität kontinuierlich zu, ohne dass die Auswahlkriterien verschärft werden mussten.

1981: Die IABK zum letzten Mal in Niederbipp

Das sechste Jahr der Internationalen Akademie für Bildende Künste im Reberhaus sollte das letzte werden. Grund war nicht mangelndes Interesse, sondern Sparmassnahmen der öffentlichen Hand und der geplante Abriss des Reberhauses. Ohne Beiträge von Bund und Kanton war die Finanzierung der Sommerakademie nicht gesichert. Der Stiftungsrat entschied sich schweren Herzens, im Jahr 1982 keine Sommerakademie mehr durchzuführen. Zwar hatte die Teilnehmerzahl noch einmal gesteigert werden

Arbeiten mit den selbstgebaute
Brennöfen an der IABK



können. Rund 170 Personen aus sechs Nationen besuchten 1981 die von in- und ausländischen Künstlern geleiteten Kurse in Niederbipp. Ein letztes Mal konnten sie ihre Kreativität und ihren Lerneifer unter Beweis stellen. Als Kurslokal war das Reberhaus ein idealer Arbeits- und Begegnungsort. Doch die Tage des alten Gebäudes waren gezählt. In den Wintermonaten 1983 war der Abriss geplant. Ein neues, modernes Mehrzweckgebäude sollte an seiner Stelle entstehen. Damit würde auch das Zuhause der Sommerakademie Geschichte werden.

Als zum Abschluss der letzten Niederbipper Sommerakademie die Diplome überreicht wurden, mischte sich Wehmut in die Freude über das Erreichte. Doch mit den Diplomen durften wertvolle Erinnerungen mitgenommen werden an Wochen intensiven Schaffens und konstruktiver Auseinandersetzung mit der eigenen künstlerischen Entwicklung, sowie viele neue Freundschaften und Impulse.



Aktzeichnen. Die Sommerakademie wurde zwischen 1982 und 1985 im Künstlerhaus in Solothurn weitergeführt.

1982–1985: Neue Heimat in Solothurn

Die IABK Niederbipp war seit der ersten Durchführung 1976 weit über die Grenzen der Region, sogar über die Landesgrenzen hinaus, als Ort für künstlerische Weiterbildung auf wachsendes Interesse gestossen. Nicht das bernische Niederbipp wurde in den folgenden Jahren Gastgeber der Sommerakademie für Bildende Künste, sondern die Ambassadorsstadt Solothurn. Das Künstlerhaus in der Schmiedengasse 11 hatte in Absprache mit der Stiftung IABK die Organisation und Durchführung einer etwas abgespeckten Sommerakademie übernommen. Rund 46 Teilnehmer besuchten die auf die neuen Räumlichkeiten zugeschnittenen Kurse, die von den Künstlern Martin Ziegelmüller, Stefan Bieri, Heini Bürkli, Walter Geissberger, Arthur Moll und Jürg Häusler geleitet wurden.

Viele von ihnen hatten bereits in Niederbipp als Kursleiter mitgewirkt und trugen den Niederbipper Geist mit ins neue Zuhause. Der Kanton Solothurn räumte mit einem namhaften Beitrag auch die letzten finanziellen Hindernisse aus dem Weg. Unterstützt wurde die Sommerschule im Künstlerhaus zudem von der Stadt Solothurn sowie von mehreren

Der Unterricht war systematisch aufgebaut

«Ich kam damals nach 10 Jahren im Ausland, kulturell und anregungsmässig ziemlich ausgetrocknet, zurück in die Schweiz, neu nach Niederbipp, und kannte hier kaum jemanden. Eigentlich entsprach ich nicht dem erwünschten Profil der IABK-Studentin, denn ich war weder in einer künstlerischen Ausbildung noch bereits künstlerisch tätig. Trotzdem wurde ich gerne aufgenommen. Also verteilte ich meine drei kleinen Kinder für drei Wochen in die Ferien und konnte so ganz unbeschwert am ersten Kurs teilnehmen. Mit grosser Freude nahm ich auch am zweiten Kurs teil. 1980 besuchte ich das Seminar «Portrait und Stillleben» bei Stefan Bieri. 1981 «Zeichnen/Malerei» bei Marius Rappo. Der Unterricht war systematisch aufgebaut. Gewisse Dinge betrachteten und untersuchten wir genau. Die Plastizität und Perspektive, den Ausdruck der Nasen, Augen, Münder, der Gesichter, übten wir zeichnerisch. Ich vergass die Welt und zeichnete und malte einfach.



Portraitzeichnung von Christine Schlup, Niederbipp

privaten Gönnern. Die schöne Barockstadt Solothurn am Fusse des Juras bot den Teilnehmern der Sommerschule ein reichhaltiges Spektrum an kreativen Impulsen. Eine besonders anregende Örtlichkeit bot sich der Bildhauerklasse. Die Firma Bargetzi stellte ihr den Steinbruch Kreuzen als Übungsgelände zur Verfügung, wo die Bildhauerschüler von einer Vielfalt von Möglichkeiten und Materialien herausgefordert wurden.

Obwohl der Austragungsort Solothurn zuerst nur als temporäre Ersatzlösung gewählt worden war, zeichnete sich bald ab, dass sich die IABK in Niederbipp nicht mehr realisieren liess. Solothurn hingegen bot sich gerne als neuer Standort an: «Geeignete Räume gibt es in Solothurn genug», meinte Stadtamman Dr. Urs Schneider. Und so fand die IABK in den Jahren 1982 bis 1985 in der Aarestadt ihre würdige Fortsetzung.

Zwei Künstler erinnern sich an die Sommerakademie Niederbipp

Martin Ziegelmüller

Als mich der Architekt Hansruedi Wagner über sein Projekt orientierte, in Niederbipp eine Sommerakademie für Bildende Kunst gründen zu wollen, war ich sehr skeptisch. Den Anstoss dazu hatte offenbar der junge Niederbipper Ueli Dolder gegeben, der in der Kunstakademie 's-Hertogenbosch studierte und Kokoschkas Sommerakademie in Salzburg besucht hatte. Er vermittelte auch gleich einen Kunstprofessor, der sich für das Projekt interessierte. Mir schien das ganze Unterfangen trotzdem auf wackligen Füüssen zu stehen. Wagner kannte sich kaum aus in der Kunstszene, und der holländische Professor nicht in der schweizerischen Kunstförderung. Dass mich Hansruedi zuletzt doch als Lehrer gewann, ist auf seine Hartnäckigkeit zurückzuführen und wohl auch darauf, dass ich als Mitbegründer der Galerie Vinelz schon einmal ein Projekt mitgetragen hatte, dem ein Debakel prophezeit worden war und das dann wider Erwarten doch funktionierte. Die Galerie gibt es heute noch.

Aber wenn ich daran zurückdenke, wie Hansruedi Wagner die Lehrer auswählte, dann scheint mir meine damalige Skepsis berechtigt. Wagner kannte ein paar Künstler, die er anfragte, und diese ihrerseits schlugen Kollegen vor. Von einem Ausbildungskonzept war nie die Rede, und ein Auswahlverfahren für die Lehrer gab es nicht. Dass die IABK ein Erfolg wurde, ist dem Zufall zu verdanken und vielleicht der Tatsache, dass kaum

Frauen, Kinder, Männer, Totenschädel, Schneckenhäuser, Blumen, Muscheln, lauter schöne Dinge und Formen. Rund um mich wurde ebenso konzentriert und freudig gearbeitet. Bei Besuchen in anderen Kursen ergaben sich neue Anregungen, die man für sich umwandeln und ins eigene Arbeiten aufnehmen konnte. Die drei Wochen intensives und doch ungezwungenes Zeichnen und Malen, dieses Arbeiten nicht unter Zeitdruck, brachten beide Male ein sichtbares Resultat und dadurch umso mehr Freude und Befriedigung. Neben dem Unterricht ergaben sich gute Gespräche über Kunst und Alltägliches. Im Rahmenprogramm wurde ein ganztägiger Ausflug in Museen von Freiburg und Lausanne organisiert. Einmal war abends ein Klavierkonzert, und auch eine Lesung von Gerhard Meier in der Mensa, an der ich dem Dichter zum ersten Mal begegnete. Wir verbrachten einen Abend bei Regen vor dem glühenden Keramik-Brennofen, und es gab ausserdem ein Fest im Saal des Restaurants Brauerei mit Musik von «Baschis Scharotl». Leider hatte nach diesen zwei Jahren die Herrlichkeit ein Ende, zumindest hier in Niederbipp, was ich sehr bedauert habe.»

Christine Schlup, Studierende an der IABK 1980 und 1981

Martin Ziegelmüller und Edith Wagner vor dem Portrait von Hans Rudolf Wagner.
Foto Felix Gerber





Aquarell von Ellen Gokkel, 1977

einer von uns Dozenten (wie wir grossspurig bezeichnet wurden) über Erfahrung in der Kunstausbildung verfügte. Aber die meisten von uns hatten eine hohe Vorstellung davon, was man als Künstler alles wissen und können sollte. Wir rechneten mit angehenden Künstlern und nicht mit Amateuren, die dann vor allem kamen. Dementsprechend legte sich jeder von uns seine Methoden und Ziele selber zurecht.

Unausbleiblich war, dass wir oftmals scheiterten. Aber zumindest die Besten von uns versuchten, ihre Methoden ständig zu verbessern. Und so ist im Laufe der Zeit und auch dank der Gespräche, die wir täglich untereinander führten, nach und nach doch so etwas wie ein Ausbildungskonzept entstanden. In das übrigens von Anfang an die Meinungen der Studierenden mit einbezogen wurden. Nicht etwa, weil wir so fortschrittliche Pädagogen waren, sondern weil die räumliche Situation im Reberhaus das mit sich brachte. Dort sassen in der Mensa alle beisammen. Und da in Niederbipp nicht so viel los war wie in Amsterdam, blieb man meistens bis tief in die Nacht hinein beisammen.

Ich glaube, das alte Reberhaus mit seinen improvisierten Unterrichtsräumen, seinem provisorischen Vordach, unter dem sowohl das Offizielle wie das Inoffizielle stattfand, war wesentlich am Erfolg der IABK beteiligt. Das fing bei der Eröffnungsfeierlichkeit an. Da wurden die Teilnehmer aus Amsterdam, Berlin und Zürich rücksichtslos in die Gebräuche von Niederbipp einbezogen. Da trat gleich die Wildsauzunft in Uniform und mit Fanfaren auf den Plan, und Hansruedi Wagner hielt eine Ansprache, die viele ebenfalls als folkloristischen Beitrag auffassten. Aber als dann die Behördenmitglieder, Gemeindepräsident und Nationalrat etc. ans Rednerpult traten, wurde in- und ausländischen Teilnehmern klar, dass es jetzt ernst galt mit der Kultur.

Wenn ich mich heute an die IABK erinnere, dann scheint mir, als ob im Reberhaus immer ein Tohuwabohu geherrscht habe. Und trotzdem hat der Betrieb funktioniert. Die Studenten fanden ihre Materialien, Unterkünfte wurden ihnen vermittelt, und in der Mensa war Hochbetrieb. Ich erinnere mich, dass viele Niederbipper und vor allem auch Niederbipperinnen mitgearbeitet haben, natürlich unentgeltlich. Und dass Edith Wagner in ihrem Sekretariat für fast alles eine Lösung fand.

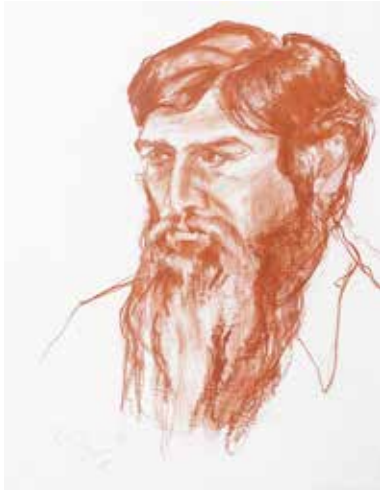
Und da geht mir dann Gerhard Meiers Fasnachtsumzug im Amrain durch den Kopf, den er im Roman «Borodino» immer wieder begleitet. Wo die Inkwiler Turner als Neger, Indianer und Zigeunertänzer auftraten, und

wo Baur zu Bindschädler sagt: «Am Karnevalssamstag, am ersten jener grossen, stellvertretenden Zeit, wo die Welt sich gebe, wie sie vermutlich sei, um in den übrigen dreihundertzweiundsechzig Tagen quasi maskiert zu agieren.»

Da hat Gerhard Meier etwas formuliert, das auch für die IABK-Wochen im selben Niederbipp-Amrain gelten könnte. Darum erinnern wir uns weniger daran, was wir alles im Kunstunterricht propagierten, sondern daran, was beim Versuch, Kunst zu machen, alles falsch oder eventuell doch richtig verlief. Und darum geht mir wohl jene Episode häufig durch den Kopf, die sich bei den Keramikern am Ende eines Kurses abspielte.

Gert de Rijk, den holländischen Keramiklehrer, traf ich oft morgens auf dem Weg ins Reberhaus. Und wenn ich fragte, «Wie geht's?», antwortete er manchmal: «Ich habe eine Vertiefung.» Gert hatte gar nicht immer ein Tief, in seiner Klasse wurde viel gelacht. Und wenn gegen Ende der Seminarwochen der Brennofen aufgebaut wurde und das Einheizen begann, verschob sich der allgemeine Treffpunkt von der Mensa zu der Keramikklasse. Dort wurde gelacht, es wurden ein- und zweideutige Episoden erzählt, die sich angeblich im Umfeld der IABK ereignet haben sollten. Und dort wurde getrunken und gesungen. Nachts schliefen jeweils ein oder zwei Heizer neben dem Ofen.

Ich weiss nicht mehr, in welchem Jahr Gert auf die Idee kam, von Hansruedi Wagner ein Konterfei zu modellieren. Offenbar waren einige Keramikarbeiten nicht genügend lange vorgetrocknet, unter anderen auch die Wagner-Büste. In den ersten Stunden des Brennens gab es deshalb ab und zu einen dumpfen Knall im Ofen, der nichts Gutes erwarten liess. Als dann ein Knall besonders laut ausfiel, bemerkte Gert trocken: «Jetzt hat's den Wagner verjagt.» Und das erwies sich zwanzig Stunden später als richtig. Deshalb gibt es heute keine Büste des IABK-Gründers.



Ulrich Dolder, Porträt von
Leo Steinbacker

Ulrich Dolder

Ich sass als junger Mensch im Dorfkaffee in Niederbipp und begegnete dort dem Architekten und Kunstfreund Hans Rudolf Wagner. Er zeigte Interesse an mir und forderte mich auf, ihm meine Zeichnungen zu zeigen. Anscheinend fand er Gefallen an meinen «Werken». Er wurde mein Förderer und Sponsor. So begann mein langer Weg zur Kunst. Auch fand ich in ihm und seiner Frau Edith echte Freunde.

Sie beide ermöglichten mir, dem Dorfbuben aus Niederbipp, den Besuch

der international bekannten Sommerakademie in Salzburg. Es war eine grosse Freude für mich, dort studieren zu dürfen. An der Akademie lernte ich den holländischen Künstler Prof. Dr. Kurt Löb kennen, der als Gastprofessor tätig war. Er riet mir, mich an der königlichen Akademie für Kunst und Formgebung in 's-Hertogenbosch, Niederlande, zu bewerben. Ich sandte meine Arbeiten ein und wurde als Student aufgenommen. Angeregt durch die erfolgreiche und schöne Zeit, die ich dort verbringen durfte, reifte in mir die Idee, in meinem Heimatdorf Niederbipp etwas Ähnliches auf die Beine zu stellen. Mit der grossartigen Unterstützung von Hans Rudolf Wagner, der zum eigentlichen «Macher» und Initianten der Niederbipper Sommerschulen wurde, geschah das «Einmalige»: Die Niederbipper Akademie für Bildende Künste öffnete im Sommer 1976 erstmals für drei Wochen ihre Pforten. Es wurde eine schöne Zeit für mich. Ich zeichnete und malte Porträts, Landschaften, Stillleben. Die Malerei liess mich nicht mehr los. Ich lernte Menschen aus dem In- und Ausland kennen, fand Freunde. Bis zum heutigen Tag bin ich der Malerei treu geblieben und denke gerne an alle die lieben Menschen, die mich immer unterstützt und begleitet haben.

eine

gespenster geister

kammer spiel

sonate;

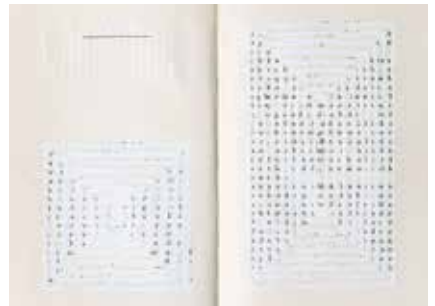
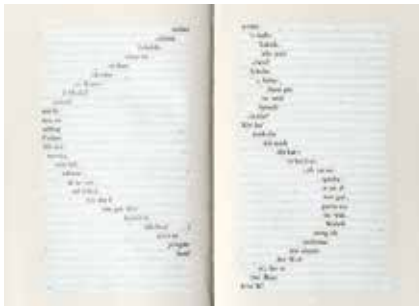
eine variation zum haus

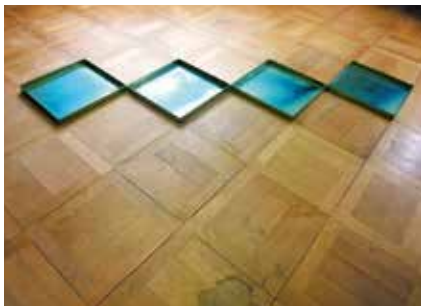
urs hug;

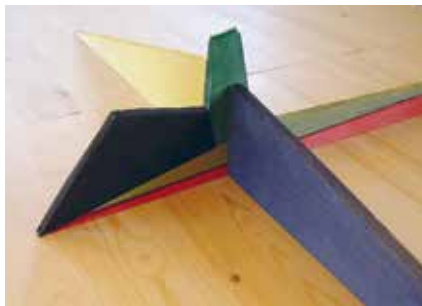
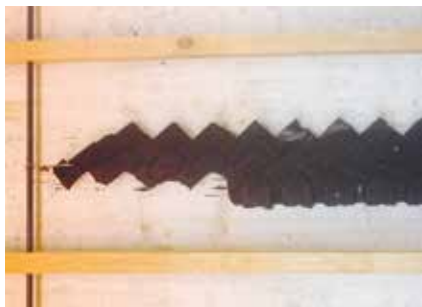


Urs Hug (Kunst) und Martin Klaus Menzinger (Sonate)









eine
gespenster geister
kammer spiel
sonate;



ja das ist eine gespenster geister kammer spiel sonate *hoerst du ?*
ja so sag *hoerst du* diese gespenster geister kammer spiel sonate in
deinem kammer spiel haus dort drunten dort unten am bach zur lange-
ten mit diesem rauschen im fluss am ufer ja da steht dein kammer spiel
haus mit einem so ganz und gar eigenen musikalischen konzert klang in
deinem kammer spiel haus da klingt ja da singt das kind *glaesern leis* ja
so ganz und gar *glaesern leis* singt das kind im wind da klingt da singt
das kind *glaesern leis* singt dein kind in deinem kammer spiel haus dort
drunten dort unten am bach zur langeten mit diesem rauschen im fluss
am ufer ja da steht dein kammer spiel haus so wie ein welten theater
mit einer unsichtbaren gespenster geister buehne in deinem kopfgespinst
da oeffnen sich deine traeeume *traumverloren* ja so ganz und gar *traum-*
verloren oeffnen sich deine traeeume ja oeffnen sich deine raeume so wie
von gespenster geister hand sage ich zu meinem kind an der hand sage
ich *schau !* ja so *schau* so wie von gespenster geister hand oeffnen sich
deine traeeume ja oeffnen sich deine raeume so ganz und gar *sperr angel*
weit oeffnen sich deine raeume bis zum himmel hoch mit einem salto
mortale des lebens in den tod in der luft da oeffnen sich deine traeeume ja
da oeffnen sich deine raeume in eine so ganz und gar andere bilder welt
voller bilder fuehren deine traeeume ja fuehren deine raeume in deinem
kammer spiel haus ja da bist du dein marionetten theater puppen spie-
ler mit tausend unsichtbaren faedlingen haengen deine puppen an deiner
kuenstler hand fuehrst du deine puppen ueber die buehnen von deinem
kammer spiel haus mit diesen weit geoeffneten traeeumen und raeumen



oeffnet sich so wie von gespenster geister hand oeffnet sich eine so ganz und gar gespenstische geister welt mit diesen gespenstern und geistern im kopfgespinst in deinem kammer spiel haus ja da sitzt du so ganz und gar welten *entruецckt* ja *verruецckt* sitzt du auf deinem hoelzernen dachgestuehl von deinem kammer spiel haus da sitzt du auf einem hoelzernen gestuehl so wie bei einer gespenster geister beschwoerung zur tief tief mitter naechtlichen gespenster geister stunde da schlaegts dann punkt zwoelff auf der kirchen uhr um mitter nacht vibriert dann dein koerper so wie von gespenster geister hand vibriert dann dein koerper so ganz und gar fein gliedrig *taenzelnd* ja immerzu *taenzelnd* vibriert dann dein koerper so wie bei einer *exercice artistique* vibriert dann dein koerper auf einem *hoelzernen gestuehl* mit diesen eisern beschlagenen stiftlingen so wie sporen im fleisch wanderst du spaeter dann ueber eine seiden papierenene schnee landschaft wanderst du mit deinen stiftlingen und sporen im fuss setzt du zeichen setzt du spuren so wie in einem immer waehrenden *stakkato hoerst du* ? ja so sag *hoerst du* so wie in einem *stakkato* auf der wand verwandeln sich spaeter dann deine spuren deine zeichen verwandeln sich in einem steten *stakkato* so wie kammer musik in deinem kammer spiel haus da verwandeln sich dann deine spuren deine zeichen in eine seiden papierenene schnee landschaft mit diesen schnee weissen schnee feldern dort droben dort oben hoch am berg da oeffnen sich deine traeume ja da oeffnen sich deine raeume so wie von gespenster geister hand oeffnen sich deine raeume mit deinen zeichen spuren in einem weissen schnee feld da graben sich deine stiftlinge so wie sporen in das papier mit rissen im tausendjaehrigen gestein an der wand da haengen die augen meines kindes mit diesem kinder toten blick im aug apfel *schau* ' ja so *schau* mit diesem kinder toten blick im aug apfel verfolgen diese toten kinder augen folgen dieser gespenstischen geister spur von deinen zeichen an der wand da folgen meine augen deinem seismographischen zeichen fluss mit einer einzigen *lebens sterbens linie* schreibe ich sage ich ja mit



einer einzigen *sterbens lebens linie* oeffnest du dein *hieroglyphisches* tage buch so wie von gespenster geister hand blaettert dein kind mit meiner gebrochenen hand in seiner hand blaettert dein kind in deinem tage buch mit deinen hieroglyphen in der schrift im satz im wort da verwandelst du dich dann so wie *poesie* schreibe ich sage ich *poesie hoerst du* ? ja so sag *hoerst du poesie* schreibe ich sage ich wenn du dann mit deiner sprache im satz im wort wiederum eine so ganz und gar eigene bilder welt ja *deine* ' bilder welt beschwoerst du bespielst du dann so wie ein kind in deinem kammer spiel haus da klingt ja da singt deine gespenster geister sonate klingt *gespenstisch* ja so ganz und gar *gespenstisch* sagt das kind mit seinen augen an der wand da schaut mein kind in einen tief schwarzen spiegel blicckt dein kind *blindlings schau* ' ja so *schau* so ganz und gar *blindlings* blicckt mein kind in deinen schwarzen spiegel an der wand mit seinem toten blassen angesicht im gesicht steht dieses kind *blindlings* verloren in deinem kammer spiel haus mit dieser unsichtbaren welten theater buehne in deinem pferddlings wildlings galoppierenden kopfgepinst da oeffnen sich deine traume *traumverloren* ja so ganz und gar *traumverloren* oeffnen sich deine traume ja oeffnen sich deine raeume so wie von gespenster geister hand beschwoeren die gespenster geister im kopf ja ewig beschwoeren die gespenster geister im kopf mit einer moerderischen geschichte im klang *hoerst du* ? ja so sag *hoerst du* jetzt ja jetzt da erzaehle ich dir eine so ganz und gar moerderische geschichte mit diesem grellen gelben blut im schwarzen leib von meinem kind mit seinem toten blassen angesicht im gesicht spaziert dein kind spaziert durch dein kammer spiel haus mit deinen augen an der wand da suchst du vergeblich nach einer hand suchst du vergeblich auf der wand dort droben dort oben im hoellen gebirge hoch oben im himmel da bleibt dann schliesslich und schlussendlich ja schliesslich und schlussendlich bleibt dann nur mehr der sprung in den tod mit diesen moerderischen gespenster geister gedanken im kopf springst du dann in einem hoch sommer an einem siebenten

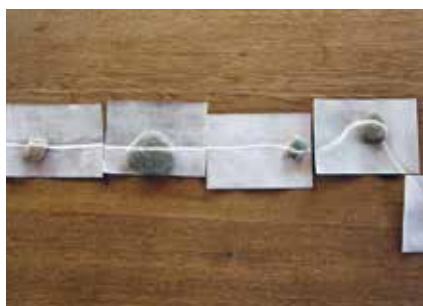


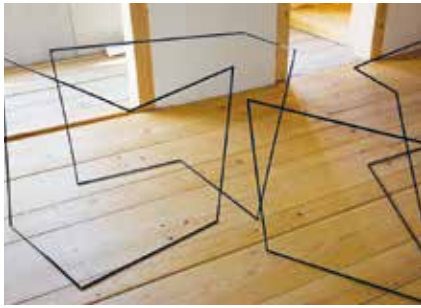
july ja das ist dein geburtstag ist mein sterbenstag an einem siebenten july
springst du dann flugs ueber eine glaeserne brueccke am fluss springst du
dann um zu grunde zu gehen schreibe ich sage ich ja um lebend so ganz
und gar *zu grunde zu grunde zu grunde* moecht ich gehen mit
diesen schwarzen spiegeln am meeres grund dort drunten dort unten im
kaspischen meer da liegen diese schwarzen spiegel mit diesen schwarzen
augen *blindlings* ja so ganz und gar *blindlings* liegen diese schwarzen
augen am meeres grund liegen diese schwarzen spiegel mit diesen schwar-
zen augen meines kindes an der wand ja da suchst du vergeblich nach
einer hand suchst du vergeblich an der wand da haengen deine bilder
mit wellen im papier schaut das kind so voller neu gier im augen blicck
schaut das kind nach diesen wellen im papier wenn sich dann deine farben
verwandeln in einen so ganz und gar eigenen farben klang verwandeln
sich dann deine farben verwandeln sich so wie eine espen laub zittern-
de vibration in einer variation von musik im wind *hoerst du ?* ja so sag
hoerst du so wie eine espen laub zitternde vibration in einer variation von
musik mit diesem gespenster geister kammer spiel in deinem kammer spiel
haus ja da bist du dein eigener marionetten theater puppen spieler mit
deinen puppen an deiner gespenster geister hand fuehrst du dein kind durch
deine traedume durch deine raedume fuehrst du mein kind *zeit los* ja so ganz
und gar *zeit los* klingt ja singt das kind im wind da singt das kind *glaesern
leis hoerst du ?* ja so sag *hoerst du* das kind das singt *glaesern leis* singt
das kind im wind da klingt da singt das kind singt so wie eine todesfuge im
wind da klingt da singt eine moerderische gespenster geister sonate klingt
so wie eine todesfuge in deinem gespenster geister kammer spiel haus
dort drunten dort unten am bach zur langeten mit diesem rauschen im fluss
am ufer ja da steht dein

gespenster geister

kammer spiel

kunst haus;

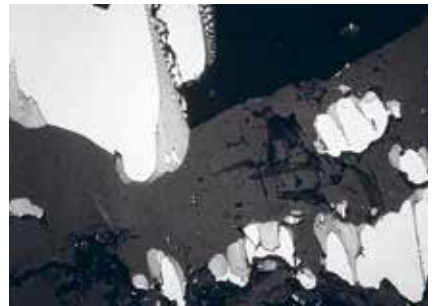
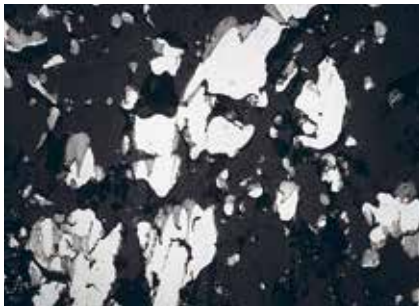
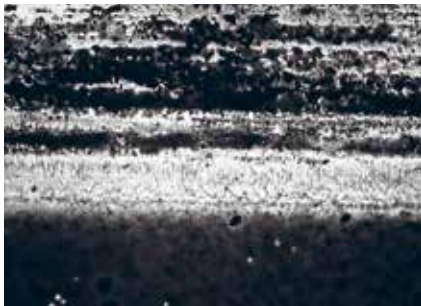












Das Haus Urs Hug: Kammerspiele

Seit zehn Jahren bespielt Urs Hug (*1950) am Mühleweg 15 in Langenthal ein altes, mehrfach umgebautes und erweitertes Gebäude. Er tut dies mit grosser Sensibilität für historische Spuren, Materialien und im Haus vorgefundene Gerätschaften. Das Haus unterliegt einem langsamen Prozess. Urs Hug entwickelt Inszenierungen an den Schnittstellen von Architektur, Kunst, Design und grübelt im alten Gemäuer wie in Schubladen und Werkzeugkisten. Mit seinen präzisen Kombinationen vorhandener Spuren mit Fundstücken und eigenen künstlerischen Arbeiten führt Urs Hug die Archäologie als Thema in der Kunst weiter. Dokumentiert sind die Geschichte des Gebäudes und die künstlerischen Interventionen von Urs Hug in der Publikation «Das Haus Urs Hug», erschienen im Verlag «herausgeber.ch».

Biografie Martin Klaus Menzinger,

geboren am 7. Juli 1968 in Lachen im Kanton Schwyz. Kindheit und Schulen in der Region Basel und in Waidhofen an der Ybbs in Niederösterreich. Studium an der Kunsthochschule in Linz. – 2007 Preis der SSA / Lausanne (Société Suisse des Auteurs) für das Stück «Trixi Baby. Eine Curettage» und Paul-Maar-Stipendium / Frankfurt. 2009 Heinz-Weder-Preis für Lyrik der Heinz und Hannelise-Weder-Stiftung Bern. Preis der SSA für das Stück «spalten». Einladung zu den 31. Solothurner Literaturtagen. 2009 Hörspielproduktion «Trixi Baby» vom ORF/Radio Ö1 in der Regie von Kerstin Schütze. WH im ORF 2010 und im WDR 2011. 2012 Uraufführung vom Stück «Trixi Baby» im POSTHOF Theater Linz und im KosmosTheater Wien. – Theaterstücke: «vollblutkirschen». Theaterverlag Desch München. «Trixi Baby», Kaiser Verlag Wien. «spalten», Kaiser Verlag Wien. – Mitglied der Grazer Autorinnen Autorenversammlung (GAV) und der IG Autorinnen Autoren Wien. – 2012/13 Stipendiat der Lydia-Eymann-Stiftung Langenthal.

Senta Simon (1915–2011)

Walter Gfeller

Im hohen Alter ist die Schriftstellerin Senta Simon gestorben. In unserer Erinnerung bleibt eine geschätzte, geliebte Persönlichkeit, eine bescheiden gebliebene Frau, nobel im Herzen und von unendlicher Güte, mit der sie zusammen mit ihrem Hans in den 68 Jahren ihrer Ehe das Familienleben geprägt hat. Sie war also nicht nur um das materielle Wohl, die Obhut im Alltag besorgt, vielmehr ging es ihr um das geistige, das seelische Wohl ihres Mannes und ihrer Kinder. So sehr, dass sie seinerzeit für ihre Kinder, für Geburtstage und andere Familienfeste begann, eigene Verse zu dichten. Diese Verse zeugen von einer dichterischen Kraft und Innigkeit, von einer Herzenswärme und Lebensweisheit, dass sie schon längst dem trauten familiären Rahmen entwachsen sind und von ihrer Autorin einem breiten Publikum geschenkt wurden. «Es Chrättli Chindergebättli» war eines ihrer frühen Büchlein. Im Lauf der Jahre reihte sich Buch an Buch, und 2004 wurde die Dichterin mit dem Kulturpreis von Herzogenbuchsee geehrt.

Senta Simon war eine Poetin, die den Dialekt handhabte, wie man es seit Jakob Käser nicht mehr erlebt hat. Ihre Langenthaler Mundart, mit einem Wortschatz vieler wertvoller, heute oft schon vergessener Ausdrücke, hielt sie in einer ungekünstelten Rechtschreibung fest. Sie schrieb die Sprache des Herzens in vielen Versen, zu einem Geburtstag beispielsweise:

Es Himugüegli putzt d Flügu
der Früelig trappelet um ds Hus
är läärt für Di, zu Dym Geburtstag
es Bännli Glück und Bluemen us!

In der Sprache der Liebe konnte sie sich immer wieder ausdrücken. Im Bändchen «Gärnha. Gedanke um d Liebi» sieht man mit Respekt in ihr Innerstes, wie vielleicht im Gedicht «s' isch derwärt», in dem sie die Liebe des Alltags in einer Dimension ohne Zeit besingt:

Wär würd mi froge:
«Hesch guet gschlooffe?»
wenn's di nid gäb!

Wär würd mer säge
«S chunnt blaue Himu!»
wenn du nid wärsch!

Wär würd usrüeffe:
«Wo schtecksch ou wider?»
wenn nid grad du!

Wär würd mi müntschle:
«Us purem Gärnha!»
wenn's du nid miechsch!

Ein offenes Ohr hatte die Dichterin auch für Geschichten anderer Leute, vor allem wenn diese mit oft überraschenden Erlebnissen, mit eindrucksvollen Begegnungen oder ganz einfach mit Anekdoten gewürzt waren. Einer, der sein Leben in Geschichten und «Müschterli» erzählen konnte, war Senta's Schulkollege Hans Lanz, Bähner, Ornithologe, Präparator, Biologe und Zoologe, der in seiner Wahlheimat Oberhasli alles und alle kannte. «Apartigi Choscht» überschrieb Senta Simon die Lebensgeschichte von Hans Lanz, «Erläbnigs». – «Ötteli. Luschtigs und Bsinnlechs us eme Läbe», ist eine Kindheit in Huttwil aus einer Zeit, die uns heute als Märchen vorkommt, die Kindheit und Jugend von «Ötteli», der später Lehrer wird und Verdingbuben in Schutz nimmt wie etwa Walter Sterchi. – Ergreifend die Lebensgeschichte einer Frau, deren Vater vor ihrer Geburt aus dem Leben geht und deren Mutter sie in allem Anstand mit eigener Kraft aufziehen will: «Kes verschüpfts Ching». Drei Leben habe sie gehabt, erzählt die Bäuerin am Schluss ihrer Geschichte, aber das jetzige sei das schönste.



Senta Simon 2002 in ihrem
Garten in Herzogenbuchse.
Foto Susanna Hofer

Wohl nicht ohne Grund und ohne innere Motivation hat Senta Simon diese drei Leben auf den Punkt gebracht. Sie hatte ja die Begabung, sich «kurz und klar, träf und wahr» auszudrücken, wie man früher etwa sagte. Sie konnte ihre Gedanken in Aphorismen fokussieren, «Ghoblets und Ugho- blets» miteinander verbinden. Vor groben Ausdrücken, wo sie ihr am Platz schienen, scheute sie nicht zurück. «Das wott no gar nüt säge, dass e Mürggü und e Mürggü der glychlig Name träge: Am einte chan i der Raufft abysse, der anger söu mer uf d Chappe schysse.» – Lebensweisheit, sehr aktuell: «Der Trümu lo hange treit äbeso weni ab wi der Chifu schtöue.» – «Öppis z mache wo me nid gärn macht, cha mängisch meh nütze as öppis mache, wo me gärn macht.»

Im Jahrbuch des Oberaargaus 1971 lesen wir unter den «Gedichten von Senta Simon» ihre Lebensdaten: Senta Simon, geboren am 4. Februar 1915 in Langenthal als Tochter des Emil Mathys, Eisenhändler, und seiner Frau Alice, geb. Weibel.

Besuch der Primar- und Sekundarschule Langenthal, Handelsschule Neuenburg. Nach ihrer Verheiratung mit Hans Simon 21 Jahre wohnhaft in Lotzwil, seit 11 Jahren in Herzogenbuchsee. An gleicher Stelle ist eine Ode über Raum und Zeit abgedruckt, welche die Dichterin uns heute ganz persönlich widmen möchte:

Üsi Heimat

Üsi Heimat isch üs dür Gott gäh,
mir gspüren ihri Macht,
mir göh uf i ihrer Schönheit,
mir wachse dür ihri Güeti,
mir chlyne a ihrer Grössli,
mir wärde glych i ihrer Ärde.
Üsi Heimat isch üs Ewigkeit

Eine biologische Kuriosität im Oberaargau

Der Dunkle Ameisenbläuling (*Maculinea nausithous*)

Mario Fracheboud



Ein Ameisenbläuling an einem Grossen Wiesenknopf. Foto M. Fracheboud (Oenztäli 2011)

Der Dunkle Ameisenbläuling ist ein Schmetterling, ein unscheinbarer und unauffälliger Tagfalter. Zugegeben, es gibt farbenprächtigere und augenfälligere Artgenossen, und doch hat dieser Falter etwas Besonderes an sich. Er ist ein Spezialist unter den wirbellosen Tieren, nicht nur, weil er auf der Roten Liste steht. Nein, seine Einzigartigkeit im Reigen der Schmetterlinge ist äusserst interessant, ja geradezu spektakulär, und trotzdem gerät er zusehends in Vergessenheit. Denn sein Lebensraum, sein Habitat und seine beiden überlebensnotwendigen Wirtspartner leiden und schwinden in unserer zersiedelten und vor allem intensiv genutzten Kulturlandschaft.

Und doch, es gibt ihn noch vereinzelt im Oberaargau, an mindestens drei nachgewiesenen Stellen. Im Oenztäli, bei Bleienbach, und in der näheren Umgebung von Wangenried ist er auffindbar. Leider sind die kleinen Populationen nur noch mit viel Glück zu beobachten. Gegenmassnahmen tun deshalb Not und sollten besser heute als erst morgen ergriffen werden, um diese Art vor dem endgültigen Aussterben zu bewahren.

Die Rote Liste ist so etwas wie eine Vitalwertkurve unserer Artenvielfalt, und sie zeigt, dass es dem Patienten schlecht geht. Es gelingt uns laut OECD-Studien nicht einmal, den Artenschwund zu verlangsamen. Ganz im Gegenteil geht es immer mehr Arten an den Kragen. Der Raubbau an der Natur wird immer dramatischer, die kontinuierliche Lebensraumzerstörung und der Klimawandel setzen verschiedensten Arten immer extremer zu!

Wie der vollständige Name «Dunkler Wiesenknopf-Ameisenbläuling» verrät, benötigt der Schmetterling das Vorhandensein des Grossen Wiesenknopfes und der Ameisen. Die Pflanze ist nicht nur Raupennahrung, sondern auch die exklusive Nektarpflanze des Dunklen Ameisenbläulings.

Darüber hinaus dient sie als Ort für Balz und Geschlechterfindung sowie für die Eiablage. Das Zusammenspiel zwischen dem Grossen Wiesenknopf und den Ameisen ist ein ganz spezieller Vorgang und eine eigenartige Einrichtung unserer Natur – ein Meisterstück, wie sich noch zeigen wird.

Die Morphologie

Der Dunkle Ameisenbläuling hat braune Flügel, die auf der Unterseite eine Reihe schwarzer Augenflecken mit weisser Umrandung aufweisen. Auf den ersten Blick ist er also gar nicht als typischer Bläuling erkennbar, ganz im Gegensatz zu vielen anderen in seiner Verwandtschaft: *Maculinea teleius* (Grosser Moorbläuling), *Maculinea arion* (Schwarzfleckiger Ameisenbläuling) oder *Maculinea alcon* (Lungenenzian-Ameisenbläuling). Nur bei den Männchen schimmern die Oberflügel im Flug dunkelblau, was ihm im Zusammenhang mit seinem Lebensbereich auch den Namen «Dunkler» oder «Schwarzblauer Moorbläuling» eingebracht hat. Der Dunkle Ameisenbläuling hat eine Flügelspannweite von 28–33 mm. Weibchen sind grösser und haben breitere dunkle Flügelsäume. Die Flügelunterseiten sind bei beiden Geschlechtern graubraun mit bogenförmig gereihten schwarzen Punkten, die hell gerandet sind. Auch auf der Hinterflügelunterseite zwischen Postdiskal- und Diskalregion haben die Falter solche Punkte.

Die Raupen werden ca. 13 mm lang. Sie sind im Anfangsstadium dunkelrot, später erhalten sie eine hell rötlich bis gelbliche Färbung. Damit imitieren sie die Farbe der Blüten des Grossen Wiesenknopfes, der Wirtspflanze, von der sie sich ausschliesslich ernähren. Damit schützen sie sich vor Feinden.

Grosser Wiesenknopf und Ameisen sind, wie bereits erwähnt, die essenziellen Wirte des Dunklen Ameisenbläulings. Um die Besonderheit dieses Falters zu verstehen, ist es wichtig, auf seine beiden Wirte einzugehen. Wenden wir uns zunächst den Ameisen zu:



Foto D. Hindermann
(Fraubrunnen 2010)



Paarung. Foto D. Hindermann
(Fraubrunnen 2010)

Die Rote Gartenameise (Myrmica rubra), auch Rotgelbe Knotenameise genannt

Ameisen sind staatenbildende Insekten und zeichnen sich durch eine ausgeklügelte Sozialstruktur aus. Ihre zum Teil grossen Bauten entstehen in Wäldern, extensiv genutzten Wiesen und Gärten. Ein Bau besteht nur aus einem unterirdischen Teil, wo meist Erde verbaut wird. Das Innere eines Baues besteht aus einer Vielzahl von Gängen, die zum einen zum Begehen genutzt werden und zum anderen der Belüftung des Baues dienen. Im Winter ziehen sich die Ameisen ins Innere ihres Baues zurück und verfallen in eine Kältestarre. Vorher werden sorgsam alle Gänge verschlossen, um den Wärmeverlust zu minimieren.

Das Sozialsystem besticht durch seine strikte Arbeitsteilung. Neben den Königinnen, die hauptsächlich für den Nachwuchs sorgen, besteht ein Ameisenvolk noch aus Drohnen, also den Männchen, sowie aus einer grossen Population von Arbeiterinnen. Ein Ameisenvolk kann mehrere Königinnen beinhalten. Nicht selten werden Jungköniginnen auch adoptiert. Die Rote Gartenameise ist ebenfalls selten geworden in der Schweiz. Zum einen sind daran intensive Nutzung, die Meliorationsmassnahmen, die Entwässerung (Drainagen) sowie die Zerstörung der natürlichen Lebensräume und vor allem der steigende Säuregehalt der Böden schuld. Nicht zuletzt ist dies ein Grund, weshalb die Rote Gartenameise in der Schweiz unter Schutz steht. Sie besiedelt ganz unterschiedliche Lebensräume, von Wiesen und Gärten bis zu Wäldern und Buschland. Hierbei bevorzugt sie feuchte und halbschattige Standorte. In hohen Wiesen oder auf stark bebuschten Flächen ist sie oft die einzige Ameisenart. Sie kommt auch in warmen Laubwäldern und Auwäldern vor.

Der Grosse Wiesenknopf (Sanguisorba officinalis)

Der Grosse Wiesenknopf ist eine typische Art der wechselfeuchten Nasswiesen und der Moorwiesen. Pflanzensoziologisch wird sie den Pfeifengraswiesen (Molinion) und den Sumpfdotterblumenwiesen (Calthion) zugeordnet. In der Pflanzenheilkunde steht der Grosse Wiesenknopf seit dem Mittelalter im Ruf, ein gutes, blutstillendes Mittel zu sein, worauf auch der botanische Gattungsname *Sanguisorba* hinweist (*sanguis* für Blut und *sorbere* für einsaugen).

Das Geheimnis des Lebenskreislaufes und der Fortpflanzung

Nach der Paarung legen die Weibchen ihre Eier ausschliesslich einzeln an die noch nicht aufgeblühten Knospen des Grossen Wiesenknopfes. Die Raupen fressen die Blütenköpfe von innen auf, aber auch die offenen Blütenstände sowie die Samen wollen gefressen werden, da diese einzelne Blüte der Raupe als Futterplatz dient, bevor sie eine biologische Kuriosität startet: Sie begibt sich in die Hand des Feindes, um sich durch den Winter bringen zu lassen.

Wenn die Raupe die dritte Häutung hinter sich hat, ist sie wenige Millimeter gross. Sie verlässt die Wiesenknopfblüte, indem sie sich zu Boden fallen lässt. Die Ameisenbläuling-Raupe verfügt über ein besonderes Pheromon, welches aus Drüsen einen verlockenden Honigduft verströmt und damit die Ameisen anlockt. Sobald sie entdeckt wird, sondert sie aus ihren Honigdrüsen Flüssigkeit ab und wird daraufhin von den Ameisen in den Bau getragen und adoptiert. Die Raupe überwintert im Bau und ernährt sich bis zur Zeit ihrer Verpuppung, welche im Juni stattfindet, von Ameisenlarven. Drei bis vier Wochen dauert das Puppenstadium, dann schlüpft meist Anfang Juli der Schmetterling, der im Gegensatz zu seiner Larve über keinerlei Tarnung verfügt und deshalb den Bau so schnell wie möglich verlassen sollte. Hilfreich sind dabei wollige Schuppen, die seinen Körper bedecken und ihn vor den Kiefern der Ameisen schützen. Die Schmetterlinge, die im Juli und bis Anfang August zu sehen sind, werden meist nur zwei bis drei Wochen, oft auch nur wenige Tage alt. In dieser Zeit paaren sie sich; Treffpunkt dafür ist in aller Regel die Blüte eines Grossen Wiesenknopfs, wo dann der Zyklus von neuem beginnen kann. Pro Jahr wächst leider nur eine Generation heran!

Artenförderung

Mehrere Faktoren müssen also zusammenpassen und übereinstimmen, damit der Dunkle Ameisenbläuling weiterhin existieren kann. Wie bereits erwähnt, trägt u. a. die intensive landwirtschaftliche Nutzung den Hauptanteil, dass vielerorts Feuchtwiesen und damit der Dunkle Ameisenbläuling zusehends verschwinden. Eine zu starke Beweidung vernichtet nicht nur zwangsläufig den Grossen Wiesenknopf, sie macht auch den Ameisenbauten unter der Erde zu schaffen. Eine Mahd zum falschen Zeitpunkt, wenn gerade die Eiablage der Schmetterlinge erfolgt ist, kann eine ganze Population auslöschen. All das hat dazu geführt, dass der Dunkle Ameisenbläuling zu den besonders gefährdeten Arten gehört. Um diesen spezialisierten und hochinteressanten Schmetterling und seine Schwesternarten zu schützen, müssen sowohl die Futterpflanzen als auch die spezifischen Ameisennester erhalten bleiben.

Eiablage. Foto S. Egli
(Fraubrunnen, 2010)



Schlussbetrachtung

Die Biodiversität nimmt ab, weil Lebensräume zerstört, beeinträchtigt oder umgenutzt werden. Zu deutlichen Biodiversitätsverlusten geführt haben der hohe Landverbrauch für Siedlungen und Infrastrukturbauten, das Schwinden der kleinbäuerlichen Strukturen bis hin zur Vollmechanisierung der Landwirtschaft, dazu kommen der Klimawandel und die zunehmenden Schadstoffemissionen. Für den Erhalt und die Förderung einheimischer Arten und ihrer Lebensräume gibt es heute eine Unzahl an gesetzlichen Grundlagen und damit auch erklärte Umweltziele. Wir leisten uns ein feudales Direktzahlungssystem, welches an ökologische Massnahmen und Bedingungen gebunden wäre. Aber Regelwerke alleine können den Fortbestand dieser ungemein interessanten Schmetterlingsart nicht vor dem Aussterben retten. Es braucht zusätzlich gezielte Massnahmen, es braucht betroffene Menschen, die gewillt sind, sich grundsätzlich für die Artenvielfalt und für die Extensivierung unserer Kulturlandschaft einzusetzen!

Vielleicht kann dieser Beitrag dazu verhelfen, eine gefährdete Art, unsere kleinen Populationen im Oberaargau zu schützen und nachhaltig zu erhalten.

Literatur

OECD Umweltprüfberichte Schweiz 1998, Schlussfolgerungen, S. 93
Stefan Eggenberg und Adrian Möhl: Flora Vegetativa, S. 449, Haupt Verlag Bern
Schweizerischer Bund für Naturschutz: Tagfalter und ihre Lebensräume
Berner Naturschutz 5. 2011 – Feuchtgebiete Blatt 4 und 5
Raymond Delarze, Yves Gonseth: Lebensräume der Schweiz, Kapitel 2.3, Feuchtwiesen
Umweltziele Landwirtschaft, BAFU, Bern 2008: Kapitel 1 und 2

800 Jahre Aarwangen – oder ein bisschen mehr oder weniger?

Zum Alter von Gemeinden, die ein Jubiläum feiern

Daniel Möri



Ausschnitt aus der Karte des Kantons Bern von Thomas Schoepf von 1578

Was wir hier in hellem Lichte sehen, ist nicht Aarwangen vor 800 Jahren, sondern die älteste erhaltene gezeichnete Darstellung des Dorfes auf der Berner Karte von Thomas Schoepf von 1578. Sie weist zwar aus heutiger Sicht «Fehler» auf, doch für Aarwangen ist sie recht aufschlussreich. Sie enthält neben dem Schloss die Brücke, die neue Kirche und den Mühleweiher, diesen allerdings zu einem kleinen See erweitert; das ist weniger naive Unkenntnis als wahrscheinlich die Anwendung der mittelalterlichen Bedeutungsperspektive: Damit wird die Bedeutung des Weihers für die Wasserversorgung und die Bewässerung der Matten hervorgehoben.¹ Als schwieriger erweist sich die Suche nach dem tatsächlichen Alter des Dorfes Aarwangen als solchem. Das Dunkel der Geschichte der Menschen lichtet sich frühestens vor sechs bis acht Millionen Jahren mit dem Auftreten der ersten Menschen, oder aber mit den ersten nachgewiesenen Steingeräten von vor zwei bis drei Millionen Jahren in Afrika und vor rund 1,7 Millionen Jahren in Eurasien, im Kaukasus in Georgien, etwas.² Diese Sachlage ist bezeichnend: Kaum soll die Weltgeschichte beginnen, gibt es mehr Fragen als definitive Antworten; und das setzt sich so fort bis 2012: Wann wurde Rom gegründet, wann Bern? War 1291 wirklich der Anfang der Schweizerischen Eidgenossenschaft? Wann begann der Zweite Weltkrieg tatsächlich? usw. Seit jener frühen menschlichen Tätigkeit in Afrika und im Kaukasus gibt es mit allmählich zunehmender Häufigkeit solche Belichtungen; daneben dauert das Dunkel natürlich an. Wenn die Weltgeschichte, äusserlich betrachtet, die mathematische Summe aller Ereignisse mit Menschen von damals bis heute darstellt, bleibt dieses Dunkel noch enorm. Und wir versuchen nun darin den Anfang des Dorfes Aarwangen zu finden ...

Wir können zum Glück etwas eingrenzen: Die ältesten archäologischen Belege für menschliche Tätigkeit auf dem Gebiet der heutigen Gemeinde

stammen aus der späten Altsteinzeit (vor 9500 v. Chr.). Sie wurden im Raume Gummen unweit westlich des heutigen Schlosses und im Gebiet Schürhof/Zelg gefunden.³ Von diesen Aareuferbänken gibt es danach immer wieder Werkzeugfunde bis ins Mittelalter;⁴ daraus können wir vorsichtig schliessen, dass das Gebiet mindestens zeitweise ein passender Siedlungsort war. Von einem Namen dafür gibt es aber bis weit ins Mittelalter hinein keine Belege.

Dieses Mittelalter wird nicht selten oberflächlich als «finster» bezeichnet. Die Bezeichnung ist doppeldeutig: Sie meint einerseits eine Zeit, über die man mangels Quellen wenig weiss, und anderseits eine solche, die der Sprecher als zivilisatorisch zurückgeblieben oder sogar reaktionär einstuft. Für das frühe Mittelalter gilt die erste der beiden, bezogen auf die Schweiz, bedingt: Die Zahl der erhaltenen schriftlichen Zeugnisse ist relativ bescheiden. Und ein alter juristischer Grundsatz lautete «quod non est in actis, non est in mundo», zu deutsch «was nicht in schriftlichen Dokumenten steht, gibt es nicht». Damit sollte in der römischen Rechts-tradition das Schriftlichkeitsprinzip betont werden.⁵ Für die Geschichtsforschung klingt das angesichts der Archäologie selbstverständlich absurd, doch bei der Suche nach historischen Ortsnamen bleiben wir nun einmal auf die Schriftlichkeit angewiesen.

Sozusagen Gegenbeispiele zu Aarwangen gibt es aus unserer Gegend mit dem Städtchen Fridau bei Fülenbach und mit dem Dorf Waldkirch zwischen Niederbipp und Schwarzhäusern: Die urkundliche Ersterwähnung ist bei Fridau für 1253 gesichert, aber die Stadt verliert an wirtschaftlicher Bedeutung und ist im 19. Jahrhundert restlos verschwunden; Waldkirch wird 1224 erstmals erwähnt, zerfällt aber nach einem Einfall der räuberischen Gugler 1375 fast spurlos (die Gugler waren arbeitslose Söldner des Hundertjährigen Krieges).⁶

Auch die Ortsnamenforschung hilft uns nicht weiter: Anders als z.B. manche Ortsnamen mit der Endung «wil», welche auf eine frühmittelalterliche Besiedlung hinweisen,⁷ bedeutet «Aarwangen» althochdeutsch einfach so viel wie «sanft geneigte Wiese, Au, Halde, Feld, Land» an der Aare.⁸

Für Aarwangen konnten wir zeigen, dass das Gebiet der heutigen Einwohnergemeinde bereits seit der ausgehenden Steinzeit von Zeit zu Zeit besiedelt war. Die erste in Frage kommende schriftliche Erwähnung betrifft jedoch erst die Zeit um 1200.

Dazwischen liegen also mehrere tausend Jahre, obwohl ja in der Schweiz seit der römischen Zeit schriftliche Zeugnisse vorliegen; räumlich nächstliegendes Beispiel ist Solothurn, 219 als vico salod[uro] erwähnt.⁹ Wie lässt sich für Aarwangen solche schriftlose «Leere» erklären? Zu dieser Frage gibt ein Brief des Staatsarchivs des Kantons Bern einen wichtigen Hinweis: Die erste urkundliche Erwähnung sage wenig über das Alter des betreffenden Ortes aus, da sie «von vielen historischen und überlieferungsgeschichtlichen Zufällen abhängt. Von der grossen Masse von mittelalterlichen Urkunden ist uns nur ein Bruchteil überliefert worden.» Ausserdem sei Folgendes zu beachten: «Über Streitigkeiten entstehen sehr viel mehr Dokumente als beim friedlichen Zusammenleben ...» Dabei hatte «eine Urkunde in den Archiven von Klöstern und Städten eine viel höhere Überlebenschance als etwa bei Adeligen oder anderen Einzelpersonen. Die Anzahl Urkunden, die wir über eine Ortschaft besitzen, lässt deshalb nicht auf das Alter oder die Bedeutung des Ortes schliessen. So kommt es auch öfter vor, dass einzelne Weiler und Höfe früher oder auch häufiger erwähnt werden als der heutige Hauptort der Gemeinde.»¹⁰ Das erste Dokument, das wir im Zusammenhang mit Aarwangen prüfen müssen, ist ein Urbar, ein Güterverzeichnis des Klosters St. Urban aus dem 15. Jahrhundert, aufbewahrt im Staatsarchiv Luzern. Dort lesen wir Folgendes: «Her Burkart von Arwangen und sin Tochter Ita hend uns geben iij teil des wald, der do heisst Rockenbiel, und j schuop ze Arwangen, und j matten, heisst Hopherren ...»¹¹ Etwas später im Text lesen wir: «Bis hiehar ist kumen diss gotzhuss mit sinen guetteren ... noch der geburt Christi Mccxij Jor».¹² Gegründet wurde das Kloster 1194: Demnach muss diese Schenkung zwischen 1194 und 1212 erfolgt sein; dem Jahr, als das Urbar angelegt wurde. Genaueres wissen wir nicht. Zu dieser einen Unsicherheit kommt eine zweite: Diesen Angaben des Klosterschreibers liegt nicht eine lateinische Kopie der Urkunde aus jenen Jahren um 1200 zugrunde, sondern eine Übersetzung einer behaupteten Urkunde, mit welcher das Kloster beweisen möchte, dass jene erwähnten Gebiete schon seit damals sein Eigentum seien; es handelt sich also um eine Quelle sekundärer Art ohne Beweiskraft, wohl aber mit Hinweiskraft. Das zweite in Frage kommende Dokument stammt ebenfalls aus dem Staatsarchiv Luzern. Anlass dafür ist interessanterweise ein Streit: Partei ist einerseits «Berchtoldus miles de Arwangen», «Berchtold, Ritter von Aarwangen», andererseits Abt und Konvent «de sancto Urbano».

Bei der Streitsache handelt es sich um die uns bereits bekannte Örtlichkeit «Röchembul» aus der ersten Quelle; Paul Kasser stellt dazu 1908 fest, Roggenbühl habe «bis vor nicht allzu langer Zeit» ein Gut in Mumenthal bei Aarwangen geheissen.¹³ Ritter Berchtold gibt im Dokument zu, er habe zwar geglaubt, ein Anrecht auf diese Sache zu haben – er hat demnach einen Teil der Angaben unserer ersten Quelle in Frage gestellt. Ein Schiedsgericht kluger und würdiger Männer habe jedoch nun anders entschieden und er anerkenne dies förmlich; hinter dieser Formulierung könnte natürlich auch handfester Druck der Gegenseite gestanden haben. «Acta sunt hec anno gratie MCC quinquagesimo primo, in opido Burchtorf, mense Januario ...»,¹⁴ übersetzt: «Das ist geschehen im Jahre der Gnade 1251 im Monat Januar». Hier liegt infolgedessen die erste historisch einwandfreie Erwähnung des Namens Aarwangen vor. Das setzt jedoch noch nicht zwingend ein Dorf gleichen Namens voraus.

Die dritte Urkunde, Aarwangen betreffend, wieder aus dem Staatsarchiv Luzern, stammt vom Grafen Ludwig dem Älteren von Froburg. Er bezeugt: Sein Eigenmann Rudolf von Aarburg «scoposam unam quam habuit in villa Arwangen... monasterio sancti Urbani ... vendidit et contulit pro VII libris tribus solidos minus»; das heisst, er verkaufte und übertrug seine Schuppose, die er im Dorf Aarwangen besass, für 7 Pfund minus 3 Schillinge der Abtei St. Urban. «Acta sunt hec Anno domini MCCLV decimo kalendas Marci», das heisst «das ist geschehen im Jahre des Herrn 1255 an den 10. Kalenden des März» [Anfang März weniger 10 Tage, also am 20. Februar].¹⁵ – Eine Schuppose ist ein Teil einer früheren grundherrlichen Hube, einer Verwaltungseinheit, und umfasst einen kleinbäuerlichen Betrieb von 5 bis 15 Jucharten;¹⁶ «villa» bedeutete damals nicht ein vornehmes Wohnhaus, sondern «Dorf». – Streng genommen haben wir somit erst jetzt die Ersterwähnung des Dorfes Aarwangen vor uns; es kann aber vier Jahre vorher auch schon existiert haben. Was besagen nun diese Befunde? Das Dorf Aarwangen ist mindestens 757 Jahre alt; Siedlungen gibt es zeitweise auf dem Gebiet der heutigen Gemeinde aber schon mindestens seit der Jungsteinzeit; Aarwangen kann also um 1200 bereits bestanden haben, allerdings kaum im heutigen Dorfzentrum. Das konnte wahrscheinlich erst nach 1243 der Fall gewesen sein; denn vorher lagen die heutigen Ortsteile Hard, Vorstadt und Aarehang am Unterlauf der Langeten; nach 1243 hatten die Mönche von St. Urban das Wasser des Flusses gefasst und Richtung Roggwil

kanalisiert; seither mussten die Bewohner jener Ortsteile nur noch bei Langetenhochwasser bangen.¹⁷ So gesehen könnten also die Bewohner des Quartiers Schürhof behaupten, dort habe die historische Entwicklung Aarwangs begonnen; und dort lag ja wahrscheinlich ebenfalls der erste Flussübergang,¹⁸ sei es als Fähre oder als erste Holzbrücke; dafür fehlen freilich bis heute archäologische Belege.

In Kenntnis der ganzen Problematik hat der Gemeinderat beschlossen, die erste der drei urkundlichen Erwähnungen einer Feier «800 Jahre Aarwangen» zu Grunde zu legen. Die Voraussetzungen für seinen Vorgänger in den 1960er-Jahren hatten etwas anders ausgesehen: Die Geschichte der Gemeinde war damals noch nicht detailliert aufgearbeitet. Er konnte sich aber auf das Historisch-Biographische Lexikon der Schweiz aus den Jahren 1921–34 stützen, zu dieser Zeit ein gängiges geschichtliches Nachschlagewerk (das heutige Historische Lexikon der Schweiz existierte ja noch nicht). Dort findet sich für die Gemeinde Aarwangen das Erst-erwähnungsjahr 1267.¹⁹ Auf dieser Grundlage durfte der Gemeinderat in guten Treuen im Jahr 1967 «700 Jahre Aarwangen» feiern. Heute ist diese Datierung überholt, wie wir nachgewiesen haben. Bereits der durch das Jubiläum ausgelöste, ein Jahr später erschienene Band «Aarwangen» der Reihe «Berner Heimatbücher» brachte genauere Angaben zur Dorfgeschichte und erwähnte auch die Nennung im Urbar von St. Urban von 1212.

Das eine ist der geschichtswissenschaftliche Befund. Etwas anderes ist das Geschichtsbewusstsein einer Gemeinde, für welche es wichtig sein kann, dass sie sich von Zeit zu Zeit mit einer runden Jahrzahl ihrer Wurzeln besinnen kann. Dies kann sogar, wie unser Beispiel zeigt, zu nützlichen Ergebnissen führen: Auch wenn es arithmetisch nicht ganz aufgeht, gäbe es ohne «700 Jahre Aarwangen» im Jahre 1967 keine «800 Jahre Aarwangen» 2012.

Anmerkungen

- 1 Valentin Binggeli, Der Oberaargau auf alten Karten, JBO, 2000, S. 112 f.
- 2 Archäologie des Oberaargaus, Ur- und Frühgeschichte, Bern 2011, S. 13; und Hansjürgen Müller-Beck, Die Steinzeit, München 2004, S. 34–38.
- 3 Archäologie des Oberaargaus, S. 170.
- 4 Ebd., S. 23.
- 5 Lateinische Rechtsregeln und Rechtssprichwörter, hrsg. v. Detlef Liebs, München 2007, S. 199.
- 6 Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), Bern 1998, Artikel Dorf, Fridau, Wüstungen; zu Waldkirch: Andres Moser: Die Patrozinien der oberaargauischen Kirchen in: JBO 1959, S. 22.
- 7 Archäologie des Oberaargaus, S. 152 f.
- 8 Lexikon der schweizerischen Gemeindenamen, Frauenfeld 2004.
- 9 HLS (wie Anm. 6), Artikel Solothurn.
- 10 Mitteilung des Staatsarchivs des Kantons Bern, Vinzenz Bartlome, an den Gemeinderat von Aarwangen, 20.2.2009.
- 11 Fontes rerum Bernensium, Bd. 1, S. 55 f.
- 12 Ebd.
- 13 Paul Kasser, Geschichte des Amtes und des Schlosses Aarwangen, Langenthal 1953, S. 9.
- 14 Fontes, Bd. 2, S. 334 f.
- 15 Ebd., S. 389 f.
- 16 HLS (wie Anm. 6), Artikel Schuppose.
- 17 Aarwangen. Berner Heimatbuch, Bern 1968: Max Jufer, Ein Gang durch die Geschichte bis 1432, S. 5.
- 18 Archäologie des Oberaargaus, S. 124; und Albert Jahn, Der Kanton Bern deutschen Teils, antiquarisch-topographisch beschrieben mit Aufzählung der helvetischen und römischen Altertümer, Bern 1850, S. 453 f.
- 19 Historisch-Biographisches Lexikon der Schweiz, Neuenburg 1921–1934, Bd. I, S. 39. Der betreffende Mitarbeiter Heinrich Brunner stützt sich auf eine Quelle in den Fontes II, S. 684 f., laut welcher Walter «de Arowangin» dem Kloster Fraubrunnen einige Schupposen abtritt. Wieso der Autor gerade diese spätere Urkunde als Beleg heranzieht, begründet er nicht.

Handwerker, Arbeiter, Chrämer und ein schöner Platz

Zur Geschichte des Wuhrquartiers in Langenthal

Simon Kuert

Persönliche Erinnerungen



Camionneur Fritz Kuert auf seiner Tour. Bild Privatbesitz

Es waren die goldenen 50er Jahre.

Als kleiner Knabe begleitete ich meinen Vater auf seinen Touren durch Langenthal. Er führte das offizielle Camionnage-Geschäft und belieferte mit Ross und Wagen die Langenthaler Handwerker und Verkaufsläden mit bestellten Waren, die mit der Bahn Langenthal erreichten. Oft sass ich neben dem Vater auf dem «Bock» und lernte mein Dorf kennen. Vom alten Güterbahnhof führte eine Tour auch zu Kunden im Mühle- und Wuhrquartier. Noch wirkten dort alte Handwerker wie Schnapsbrenner Geiser, Rossmetzger Lüthy, Gerber Huber, Dachdecker Hirter, Küfer Spichiger, Schuhmacher Appenzeller oder Schlosser Bögli und Füglistaller. Dann führte Camionneur und Gemüsehändler Gutjahr an der Jurastrasse ein Geschäft, bewacht von seinen Schnauzerhunden. Daneben bot Spezereihändler Andres im Chrämerhuus seine Waren an und betreute die Langenthaler «Monopolkrankenkasse». Dahinter empfing Rosa Dräyer, die Wirtin im Volkshaus, ihre Gäste. Wenn mein Vater im alten Schlachthaus, das mitten im Quartier stand, Waren ablieferte, blieb ich auf dem «Bock» sitzen. Der Ort hatte für mich etwas Unheimliches. Als ich doch einmal ein Paket in den Schlachtraum tragen musste, war ein Metzger gerade dabei, auf der Schlachtbank eine Sau «auszubeinlen». Mich schockte der Anblick derart, dass ich bis zur Rekrutenschule kein Fleisch mehr essen konnte. Auf seinen Touren im Wuhr traf Vater auch Bekannte, Schulkollegen, Feuerwehrkollegen oder Freunde aus dem Fritzenverein. Fritz Keusen, einer von ihnen, ist im Wuhrspittel aufgewachsen. Er kannte die Wuhrbewohner wie kein Zweiter. Er erzählte auch von Originalen wie von der «Wuhrmorchle». Der alte Pilzsammler habe an einer Tagung der Studentenverbindung «Helvetia» einem Verbindungsmitglied mit einem Schlag

auf den Kopf einen Schädelbruch zugefügt, als Strafe dafür, dass ihm dieser nicht mehr ganz nüchterne Student eine Geranie vor seinem Haus ausgerissen habe.

Besonders freute ich mich, wenn Vaters Tour durch das Wuhrquartier zur Znünizeit erfolgte. Dann band der Camionneur seinen «Eidgenoss» vor der Gartenwirtschaft des altherwürdigen Gasthauses Wilhelm Tell an die eiserne Pferdehalterung, und ich folgte Vater in die heimelige Gaststube. Dort sass zuweilen auch der alte Hufschmied «Brun Sami» und meinte zur Wirtin Frau Egger: «Bringet em Simeli äs Sirüpele!» – Erinnerungen an die goldenen 50er Jahre im Wuhr, dem damals noch lebendigen und vielseitigen Langenthaler Gewerbeviertel.



Speisewirtschaft Wilhelm Tell um 1950. Bild Hans Zaugg

Siedlung im Mittelalter

Lebendig war es im Wuhr möglicherweise schon zu römischer Zeit. Das lassen die Ausgrabungen vermuten, welche der archäologische Dienst des Kantons Bern im Blick auf die Neugestaltung des Wuhrplatzes während zehn Monaten (Juli 2009–April 2010) durchführte. Dabei konnte allerdings nur ein kleiner Teil des Wuhrareals (4000 m²) archäologisch erforscht werden. Doch schon die Bodenforschungen auf dieser Fläche zeugen von Leben im Wuhr bereits zur Römerzeit. Gefunden wurden Ziegelstücke, die von Gebäuden eines ausgedehnten römischen Gutshofes stammen dürften.

Dass sich dieser bis auf das Wuhrgebiet ausgedehnt hat, ist allerdings eher unwahrscheinlich. Die Grabungen von 1956 beim Kirchgemeindehaus (römisches Bad),¹ von 1998–2000 im Hard (römischer Friedhof)² und von 2004 auf dem Kirchenfeld (römische Schmiede)³ lokalisieren diesen im Raum Geissberg.



Lage der Ausgrabungsfläche im Wuhr. Kartiert auf der Erstausgabe der Siegfriedkarte 1870.
Bild ADB, Fundberichte 2010, S. 68



Auf dem Grund eines Grubenhauses liegen zwei Webgewichte aus dem Mittelalter.

Bild ADB, Fundberichte 2010, S. 67

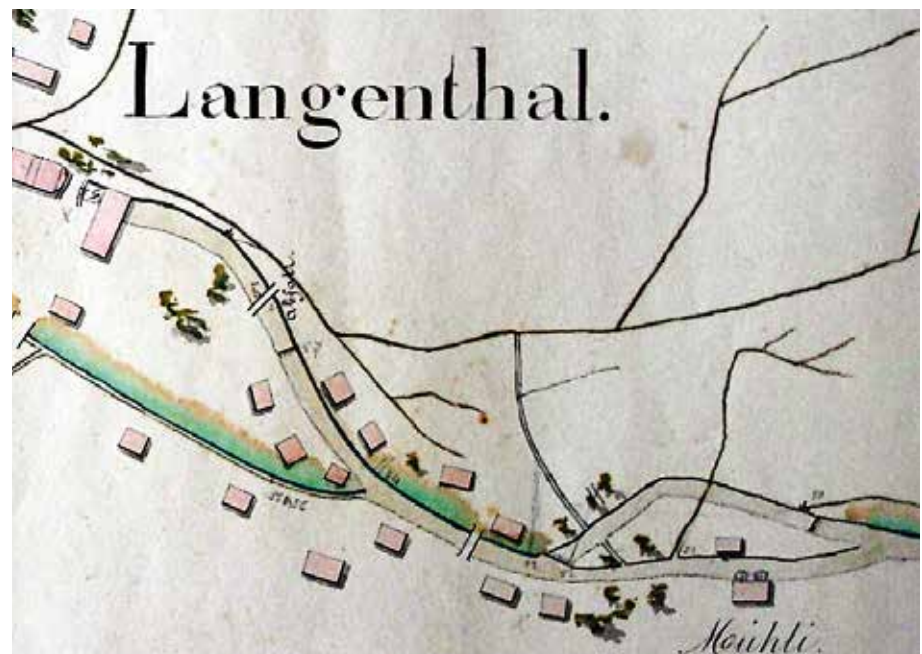


Mühlesteine aus dem Mittelalter, entdeckt in der Langete.

Bild ADB, Fundberichte 2010, S. 67

Von noch grösserer Bedeutung als die römischen Funde ist das, was der Aufschluss des Wuhrbodens an Lebenszeugnissen aus dem Mittelalter offenbarte. Die Archäologen entdeckten am Ufer der Langete Gruben mit Pfostenlöchern. Es handelt sich dabei um sogenannte Grubenhäuser, in denen ein Webstuhl gestanden hat. Die beiden Webgewichte, die auf der Sohle eines solchen Grubenhauses lagen, weisen darauf hin. Die Archäologen erkannten zudem zwei abgebrannte Grubenhäuser mit verstürzten Fleckwerkwänden. Alle diese Funde deuten darauf hin, dass im Wuhr bereits im Mittelalter Menschen am Webstuhl sassen und Textilien herstellten.⁴ Interessant sind die Ausgrabungsergebnisse auch in Bezug auf den Fluss der Langete. Im Grabungsgebiet wurde neben einem gepflasterten Weg ein altes, kanalähnliches Bachbett entdeckt, welches jahrhundertlang Wasser geführt haben muss. Es ist dies ein Hinweis auf einen bewussten menschlichen Eingriff in den Fluss der Langete. «Wuhr» heisst ja «kanalisiertes Wasser»,⁵ und in der Urkunde, die 1319 erstmals für das Kloster St. Urban wirkende Langenthaler Handwerker benennt,⁶ wird auch «Ulrich, genannt der Wurer» erwähnt. Dieser Ulrich hat im Mittelalter für die Kanalisierung der Langete gesorgt. Er dürfte allerdings bereits Vorgänger in diesem Amt gehabt haben, denn wir wissen, dass seit 1224 im an das Wuhrquartier angrenzenden Mühleareal vom Kloster St. Urban die von den Grünenbergern geschenkte Mühle betrieben wurde.⁷ 1444, im Streit der Langenthaler mit dem Kloster um die Nutzung der Langete, verpflichtete Bern das Kloster zu etwas, das immer im Brauch war, nämlich «einn wassermann» zu haben, «der von mitten aberellen hin das wasser, die Langeten, wider in den rechten tich und wur zu legen hat».⁸ Dieser Wassermann bzw. «Wurer» könnte mit den Spuren des kanalähnlichen Bachbetts aus dem Mittelalter in Verbindung stehen. Der «Wurer» war im mittelalterlichen Langenthal für die Kanalisation der Langete zuständig. Damit war er für das wassernutzende Gewerbe enorm wichtig und letztlich verantwortlich dafür, dass sich die erste mittelalterliche Siedlung in Langenthal vom Geissberg⁹ gegen das nahe Wasser der Langete im Wuhr ausdehnen konnte. Dort wurde das Wasser als Energiequelle (Mühle), aber auch als Brauchwasser zum Reinigen von Produkten (Gerberei, Färberei) genutzt. Im Wuhr sind später eine Gerberei, eine Färberei und ein Schlachthof nachgewiesen, Gewerbe also, das auf reinigendes Wasser angewiesen war. Wenn die Ausgrabungsergebnisse verbunden werden mit den schriftlichen Dokumenten, die den Betrieb einer Mühle

und den «Beruf» eines «Wurers» belegen, dann wirft das auch ein neues Licht auf die Siedlungsgeschichte von Langenthal. Bisher ging man davon aus, dass die ersten Siedlungsorte der Langenthaler neben dem Geissberg die «Greppe», das «Hübeli» oder die «Ufhabe» waren, also leicht erhöhte Orte, welche durch die Überschwemmungen der Langete nicht beeinträchtigt wurden. Der Nachweis der früh kanalisierten Langete und die Existenz von Gewerbe im Wuhr zeigt, dass auch das Wuhrgebiet im Mittelalter Siedlungsplatz der Langenthaler war. Ob im Wuhr eine Siedlungskontinuität vom Mittelalter bis ins 18. Jahrhundert hinein bestand, lässt sich nicht nachweisen. Immerhin gibt uns eine Urkunde aus dem Jahre 1407 vielleicht einen Hinweis. In diesem Jahr verkaufte der Leutpriester von Lotzwil, Johannes von Esslingen, seine Badstube in Langenthal über einen Priester des Johanniterordens und dessen Nichte dem Johanniterhaus Thunstetten.¹⁰ Zwar wird die Lage der Badstube in der Urkunde nicht erwähnt, aber die Wahrscheinlichkeit ist gross, dass diese im Wuhr lag.¹¹ Als 1834 in der Nähe des heutigen Volkshauses ein Sodschat ausgehoben wurde, stiess man auf eine Mineralquelle, die ein früheres Bad vermuten lässt.¹² Jakob Madli-ger liess darauf ein neues Bad bauen, mit vier Badstuben und neun Wannen. 1864 erweiterte er es um sechs Badstuben und weitere zehn Wannen.



Ausschnitt aus dem Wässerungsplan von Riediger.
Original Studienbibliothek
Langenthal.
Reproduktion Matthias Kuert



Sodbrunnen aus dem
18. Jahrhundert.
Bild ADB Fundbericht 2010,
Seite 68

Diese Hinweise führen zur Hypothese, dass es im Wuhr vom Mittelalter bis ins frühe 20. Jahrhundert zumindest in Bezug auf das Baden eine Siedlungskontinuität gegeben hat. – Sicher ist nun aber, dass im Laufe des 18. Jahrhunderts das Gewerbe im Wuhr einen neuen Aufschwung nahm. Das hängt wahrscheinlich auch mit dem Neubau der Mühle durch Friedrich Marti (1712–1785) zusammen. Dieser schuf zwischen 1754 und 1759 den noch heute erhaltenen herrschaftlichen Putzbau, erweiterte als Kundenmüller die Mühleanlagen und kanalisierte im Unterlauf neu das Langetenwasser. Da die Riediger-Karte von 1724 die Mühle am gleichen Standort wie heute lokalisiert, lässt sich auch hier eine Produktionskontinuität durch die Jahrhunderte vermuten.¹³

Diesen Aufschwung belegen nun auch Funde aus dem erwähnten archäologischen Aufschluss.¹⁴ In Brunnen, Gruben und Holzkästen konnten verschiedene, vor allem auch keramische, Fundgegenstände aus dem 18. Jahrhundert geborgen werden. In einem Sodbrunnen, welcher etwa um 1750 neu angelegt wurde, lag auf dem Grund zerbrochenes Tongeschirr, das im 19. Jahrhundert in Langenthal hergestellt wurde. Ob das Geschirr aus einer ehemaligen Töpferei aus dem Wuhr stammt oder aus einem anderen Langenthaler Betrieb, konnte bisher nicht ermittelt werden.¹⁵



Chrämerhuus. Spezereihandlung
von Ernst Andres. Aufnahme
1926. Im Hintergrund Sägesser
Stöckli.
Bild Alt-Langenthal, Nr. 162,
Karte 1895, Nr. 1/2

Bekannt ist, dass sich im Laufe des 18./19. Jahrhunderts neue Gewerbebetriebe im Wuhr entwickelten. Noch heute zeugen einzelne erhaltene Gebäude von der einstigen Gewerbesiedlung im 18. Jahrhundert.¹⁶ Zunächst das sogenannte «Chrämerhuus» (auf der Karte s.137 Nr. 1).¹⁷ Der ursprüngliche Bau stammt aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

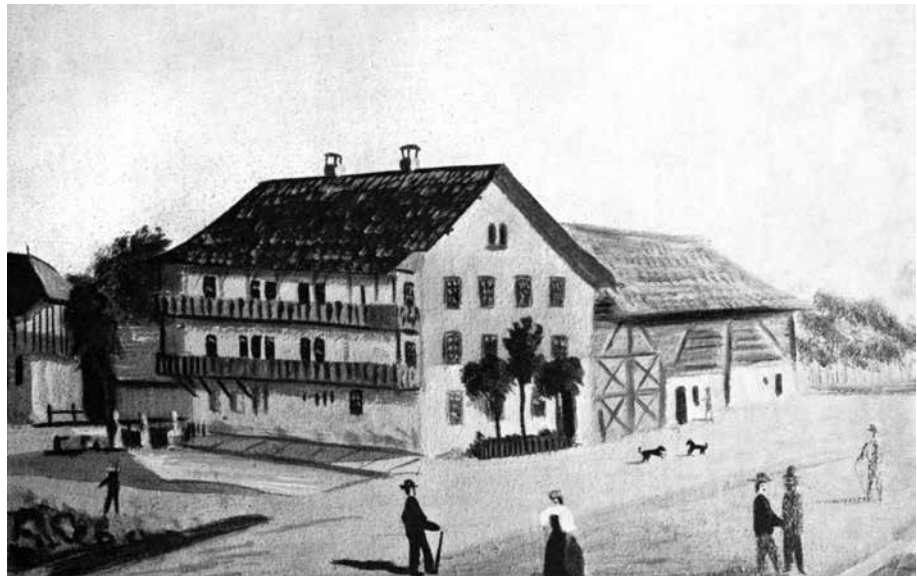
Wuhrgasse 10. Schmitte gebaut
um 1800. Heute Gastwirtschafts-
betrieb.
Bild Alt-Langenthal, Nr. 366
Karte 1895, Nr. 3



Tabak-, Cigarren und Kaffee-
essenzfabrik Sägesser-Dennler,
erbaut 1888. Später Möbelfabrik
Nyffeler
Bild Alt-Langenthal, Nr. 118
Karte 1895, Nr. 4



Seither wurde das Haus mehrfach verändert. Der Name des Hauses verrät das Gewerbe, das jahrzehntelang in diesem Haus betrieben wurde: Die Besitzer, zuletzt die Familie Andres, handelten mit Gewürzen und Spezereien und verkauften seit dem 18. Jahrhundert allerlei spezielle Konsumgüter aus Südamerika und Afrika wie z. B. Kaffee. Seit 1975 ist das Chrämerhuus ein Kulturzentrum.¹⁸ Unmittelbar neben dem Chrämerhuus zeugt ebenfalls das 1783 erbaute «Sägesserstöckli» (Nr. 2) von einem ehemaligen Gewerbe- oder Handwerkerbetrieb.¹⁹ Das Haus steht direkt an der Langete, und die nachträglich verschalten Lauben überragen den Bach. Man kann von einem Gewerbe oder Handwerk ausgehen, welches das Wasser der Langete nutzte. Das trifft auch zu auf den noch erhaltenen Gebäudekomplex an der Wuhrgasse 10 (Nr. 3).²⁰ Um 1800, als das Gebäude über der Langete entstand, wurde im Innern mit Hilfe von Wasserkraft ein Eisenhammer betrieben. Später veränderten die verschiedenen Besitzer das Haus mehrfach, im 20. Jahrhundert diente es als Schmiede (G. Bögli). 1888 baute an der Ecke Wuhrplatz/Käsereistrasse Arnold Sägesser-Dennler eine «Tabak-Cigarren & Kaffee-Essenz-Fabrik», die später von Johann Gottlieb Geiser übernommen wurde (Nr. 4).²¹ Ein typischer, aus Zementformsteinen auf Sicht gemauerter Fabrikbau aus dem späten 19. Jahrhundert. Später beherbergte das Gebäude die Möbelfabrik Nyffeler.



Fabrikliegenschaft an der Badgasse. Aquarell 1868.
Heute Ruckstuhl AG.
Bild Alt-Langenthal, Nr. 123
Karte 1895, Nr. 5

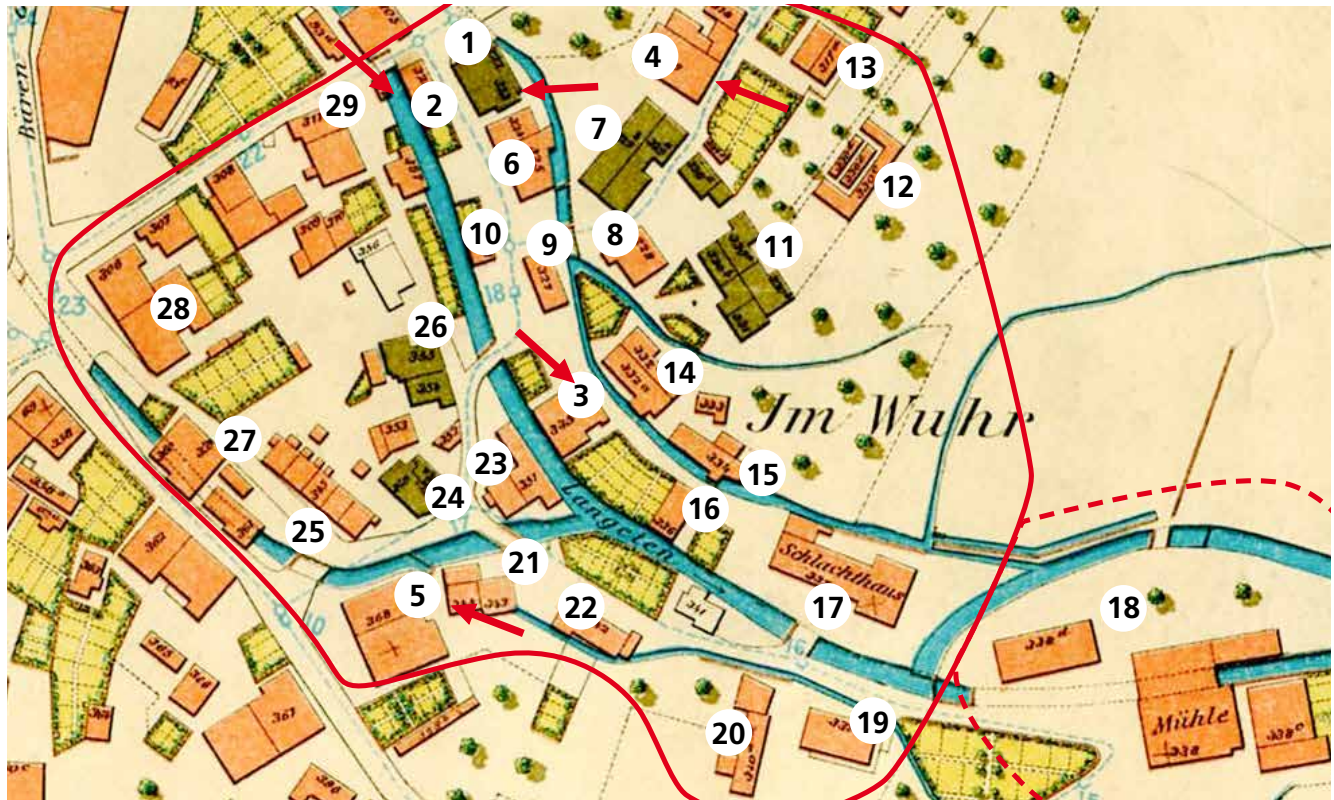
Ebenfalls aus dem 19. Jahrhundert stammt das Fabrikgebäude der Teppichfabrik Ruckstuhl. Als Moritz Ruckstuhl 1881 die Firma gründete, hatten in diesem um 1800 entstandenen Gebäude bereits mehrere Firmen Produkte hergestellt (Nr. 5). Ich komme später darauf zurück.

Das Wuhrquartier auf der Karte von 1895

Die übrigen Gebäude des einstigen Gewerbequartiers wurden alle im Laufe des 20. Jahrhunderts abgerissen. Um einen Eindruck des Quartiers am Ende des 19. Jahrhunderts zu vermitteln, versuchte ich die einzelnen Gebäude auf der Langenthaler Karte von 1895 mit Hilfe von Zeitzeugen aus dem frühen 20. und 21. Jahrhundert zu bestimmen. Dabei grenze ich das Gebiet südwestlich ein mit der Sattelgasse (heute Jurastrasse), südöstlich mit dem Sagibach bis zur Langetenmündung, dann im Osten

Kolorierte Karte 1895

Roter Pfeil: Noch erhaltene Gebäude aus dem 18./19. Jahrhundert.





Bauernfamilie Habegger vor ihrem Haus auf dem Wuhrplatz.
Bild: Alt-Langenthal, Nr. 123
Plan 1895, Nr. 7

mit der Langete, bis zur Mühle und schliesslich südwestlich mit der Linie Mühle–Gärtnerei Glauser–Sattelgasse.²² Es bleibt eine Forschungsaufgabe, die Besitzesgeschichte der einzelnen Gebäude aufgrund des Grundbuchblattes der Kirchgemeinde Langenthal aufzuarbeiten und mit den noch nicht veröffentlichten Grabungsergebnissen des Archäologischen Dienstes zu verbinden.²³

Starten wir beim Chrämerhuus (Nr. 1), das wir oben bereits beschrieben haben. Unmittelbar an seiner Nordseite ist auf der Karte ein kleiner Kanal eingetragen, welcher neben dem Sagibach und der Langete durch das Quartier Wasser führte. Der Kanal hatte bei Hochwasser das überschwappende Wasser der Langete zu übernehmen.²⁴ Unmittelbar hinter dem Chrämerhuus stand an diesem Kanal ein Doppelhaus (Nr. 6), in dem zu Beginn des 20. Jahrhunderts Schuhmacher Appenzeller, Kioskbesitzer Tanghetti und Schneider Tanner wirkten. Nördlich hinter diesem Haus, dort, wo heute Petanque gespielt wird, stand das Bauernhaus der Familie Habegger (Nr. 7). 1927 wurde es abgerissen. Nördlich schloss sich die Badwirtschaft des Jakob Madliger an. Die Wirtschaft



Badwirtschaft des Jakob Madliger,
ab 1907 des Fritz Bürki.
1928 entstand an dieser Stelle das Volkshaus.
Bild: Kohler, Alt-Langenthal,
Nr. 124. Plan 1895, Nr. 8



Altes Ladenhaus um 1910.
Bild Alt-Langenthal, Nr. 123.
Plan 1895, Nr. 9



Altes Waschhaus im Wuhr.
Aquarell: A. Gysling.
Bild Heimatblätter 2007.
Plan 1895, Nr. 10

hiess im Volksmund «Bedli», war aber als «Wassermann» eingetragen (Nr. 8).²⁵ 1907 wurde Fritz Bürki neuer Besitzer und Wirt im Bedli. Er stand der durch die Industrialisierung immer stärker werdenden Arbeiterbewegung nahe. Exponenten der Grütlianer und der Sozialdemokraten ermunterten Bürki, das Badhaus abzureissen und mit dem «Volkshaus» ein Kulturzentrum für die Arbeiterbewegung zu errichten. Bürki entsprach dem Wunsch und schuf 1928 mit einem Neubau die Voraussetzung, dass das Volkshaus jahrzehntelang Treffpunkt der Sozialdemokraten und der Arbeitervereine blieb. Im 20. Jahrhundert wurde es während 30 Jahren von der Familie Dräyer geführt.²⁶ Heute ist das Volkshaus ein chinesisches Restaurant.²⁷ Südlich vom Badhaus stand ein altes «Ladenhaus» (Nr. 9), eine Art Werkhofgebäude der Gemeinde. 1920 wurde es abgerissen und als Werkhof auf dem Markthallenareal wieder aufgestellt.²⁸ Südwestlich des Ladenhauses diente das alte Waschhaus (Nr. 10) den Frauen im Wuhr an ihren Waschtagen. Nördlich vom Badhaus, dem späteren Volkshaus, befand sich die alte Seilerei Born. Der heutige Seilereiweg erinnert noch an sie (Nr. 11), und nordwestlich davon hatte sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Gärtnerei Glauser eingerichtet (Nr. 12). In dem Haus zwischen der Gärtnerei und der Tabakfabrik (Nr. 4) befand sich im 20. Jahrhundert die Schreinerei Geiser (Nr. 13). Ziemlich genau im Zentrum des heutigen Wuhrplatzes verzweigte sich der «Wuhrkanal» nochmals, und in diesem Dreieck lag das Seiler-Flückiger-Haus (Nr. 14). In dem Haus soll auch die in der Einleitung erwähnte «Morchle» gewohnt haben. Nördlich davon, ebenfalls in dem Dreieck, war ein weiteres Gewerbe (Färberei?)²⁹ einquartiert (Nr. 15), und gegenüber an der Langete befanden sich Arbeiterwohnungen,³⁰ die 1965 abgerissen wurden (Nr. 16).³¹ In der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts errichtete die Gemeinde an dem Langetenseitenarm ein neues Schlachthaus (Nr. 17).³² Es diente jahrzehntelang den Langenthaler Metzgern, die in der Schlachthausgenossenschaft zusammengeschlossen waren. Nachdem das Gebäude in den 80er Jahren bauliche Mängel aufzuweisen begann, suchte die Genossenschaft einen alternativen Standort und fand ihn in der Steinackermatte. Nach heftigen Diskussionen über die Frage der Schutzwürdigkeit des Gebäudes liess es die Gemeinde 1990 abreißen.³³ Unmittelbar nördlich des Schlachthauses verzweigte sich die Langete. Ein Arm floss direkt unterirdisch zum alten Mühlestock, wo die Wasserkraft über das Mühlerad genutzt wurde. Nördlich der Mühle flossen dann die beiden



Alte Gerberei. Albert Nyfeler,
1928. Plan 1895, Nr. 19

Arme wieder zusammen. Später, als im Lauf des 20. Jahrhunderts das Mühlesilo erstellt wurde, benutzte man die Ableitung als Energiequelle. Ich verzichte hier auf die Darstellung der Geschichte des Mühleareals (Nr. 18) und verweise auf die entsprechende Literatur.³⁴

Die Karte zeigt, wie unten im Mühleareal der Gerbibach ausläuft. Dieser wurde aus dem Sagibach kurz vor dessen Zusammenfluss mit der Langete abgeleitet, um die Gerberei (Nr. 19) mit Wasser zu versorgen. Das traditionelle Gerbergewerbe war im Wuhr seit Jahrhunderten verwurzelt.³⁵ Das Gerben, die Verarbeitung von Tierhäuten zu Leder, ist eine der ältesten kulturellen Errungenschaften der Menschheit. In der Gerberei im Wuhr wurde schweizweit am längsten nach der traditionellen Methode Leder hergestellt.³⁶ Unmittelbar oberhalb der Gerberei stand die alte Schnapsbrennerei Geiser (Nr. 20). Die Brennanlagen wurden um 1930 abgerissen, der alte Wohnteil ist noch heute an der heutigen Wuhrgasse zu entdecken. Der Weg dem Gerbibach entlang hiess um 1900 Oeleweg. Das deutet daraufhin, dass sich an diesem Weg früher eine Ölmühle befand, welche die Wasserkraft zum Pressen von ölhaltigen Früchten (Nüssen) nutzte.³⁷ Als 1881 Moritz Ruckstuhl an der Badgasse eine Teppichfabrik gründete, übernahm er wie erwähnt eine bereits bestehende Liegenschaft (Nr. 5).³⁸ In dem Haus, welches ein unbekannter Maler um die Mitte des 19. Jahrhunderts im Bild festhielt, vgl. S. 136, wurde um 1850 die Ross-



Schlachthaus mit Mühle. 1928
Kartensammlung Luzius Wernly.
Plan 1895, Nr. 17



Geburtshaus von Prof. Ernst Frauchiger, 1913 umgestaltet.
Bild Alt-Langenthal, Nr. 126.
Plan 1895, Nr. 24



Wuhrspittel. Gebaut um 1800, abgerissen 1943. Bild: Privatbesitz.
Plan 1895, Nr. 25

haarspinnerei Rickli betrieben, dann die Weingrosshandlung Trüssel und Grossenbacher, darauf das Fabrikationsgeschäft Sigrist und Miescher und später die Schuhfabrik Jean Georges Keller. Moritz Ruckstuhl fügte weitere Gebäude an. Das Turbinenhaus und ein Haus für den Betriebsleiter (Nr. 21). Ebenfalls am Gerbibach befand sich ein Gewerbehaus, an das sich später gegen die Schnapsbrennerei hin die Maschinenfabrik MABAG anschloss. (Nr. 22). Um die Jahrhundertwende wurde ein zur späteren Schlosserei Bögli gehörendes Gebäude abgerissen (Nr. 23) und an seiner Stelle um 1905 das sogenannte Füglistallerhaus errichtet. Im eigenwilligen Bau mit dem besonderen Quergiebel und den grossen Korbbohlenöffnungen wurde im 20. Jahrhundert eine Kunstschlosserei betrieben.³⁹ Auf der anderen Strassenseite befand sich ebenfalls ein Teilbauernhaus (Nr. 24), das später der Gemüsehändler Ernst Frauchiger übernahm. Sein dort 1903 geborener Sohn Ernst (1903–1975)⁴⁰ wuchs zu einem bedeutenden Psychiater und Schriftsteller heran. Das Geburtshaus des Psychiaters wurde 1913 umgestaltet und der «Neubau» musste 1982 im Zuge der Tell-Überbauung weichen. Unmittelbar an das Frauchiger-Haus schloss sich der eigentliche Wuhrspittel an (Nr. 25). Er wurde 1948 abgerissen. Im Gemeindeprotokoll von 1802 ist festgehalten, dass in diesem langen, mehrere Behausungen in sich fassenden Privatgebäude zehn Familien wohnten. Im Oberen Spittel (Aufhaben) waren es acht. 1766 wohnten in den beiden Häusern insgesamt 75 Personen, die meisten Familienväter verdienten den Lebensunterhalt mit Tagelöhneri, andere betätigten sich als Hausierer, als Kessler, Glaser oder Krämer. Sie zogen von Haus zu Haus und boten den Herrschaften ihren Kleinkram an. Andere wiederum wurden von der Gemeinde als Schäfer, Mauser oder Sackträger beschäftigt.⁴¹ Unmittelbar an der Ostseite der alten Wuhrbrücke stand ein Gebäude, das im Volksmund «Gloggerbäbihaus» genannt wurde (Nr. 26). Es stand bis 1921, dann wurde es abgerissen. An seine Stelle kam die Pferdemetzgerei Lüthy, von wo bis in die Achzigerjahre des letzten Jahrhunderts die Langenthaler ihr Pferdefleisch bezogen. Unmittelbar über dem Sagibach, dort, wo heute der Parkplatz der Tell-Überbauung steht, befanden sich zwei weitere Gewerbehäuser (Nr. 27). Westlich davon, an der Ecke Sattelmassgasse/Badgasse, dehnte sich die grosse Tell-Liegenschaft aus. Der Gasthof Wilhelm Tell (Nr. 28), das stattliche Haus mit der Berner-Rüendi, wurde um die Mitte des 19. Jahrhunderts erbaut. Zunächst führte es die Familie Spychiger, später kam die Familie

Geiser-Spychiger, bis 1924 Hans Egger-Hodel den Tell kaufte. In der Folge betrieb die Familie Egger die Speisewirtschaft in zwei Generationen weiter, bis sie 1975 der Tell-Immobilien AG verkauft wurde.⁴² Diese erstand auch andere Gebäude im Umkreis und liess den Tell 1981 durch Luftschuttruppen in einer spektakulären Aktion sprengen.⁴³ Diese Aktion veränderte die südwestliche Ecke des Wuhrgebiets vollkommen.⁴⁴ Die Berner Zeitung meinte dazu: «Mit dem Tell ist nicht nur ein Haus abgebrochen worden, es ist eine Legende entstanden. Vielen wird die Speisewirtschaft zum Wilhelm Tell als Märtyrer der Ortsplanung in Erinnerung bleiben.»⁴⁵ Auf der Linie Tell–Chrämerhuus befanden sich bereits 1895 Geschäftsliegenschaften, wobei die eine Mitte des 20. Jahrhunderts Camionneur Gutjahr gehörte (Nr. 29). Dieser liess nach der Abwahl des umstrittenen



Sprengung Tell-Areal 1982.
Hintergrund: Wuhrplatz.
Bild Hans Zaugg.
Tell-Areal, Plan 1895, Nr. 28

Pfarrers Lüscher in Langenthal⁴⁶ für dessen Anhänger an seine Liegenschaft einen Predigtsaal anbauen. Während im Süden der Tell das hier auf der Karte von 1895 beschriebene Wuhrgebiet abschloss, war es im Nordwesten ein Haus, das auf der Karte noch nicht verzeichnet ist, weil es erst 1905 entstand: Der Turm.⁴⁷ Der Tapezierer Ernst Wagner liess damals durch den Architekten Ernst Kühni einen repräsentativen Putzbau



Jurastrasse mit Blick auf Turm.
Bild Langenthal 1982, Nr. 305

mit einem Mansarddach erstellen. Die südliche Hausecke ist abgerundet, und der aus ihr herauswachsende Turm überhöht effektiv den ganzen Baukörper und gibt dem Gebäude den Namen. Noch heute ein wichtiges Wahrzeichen von Langenthal. Zunächst war im Untergeschoss und im ersten Stock ein Handwerksbetrieb, im zweiten Stock und Dachgeschoss Wohnungen, später wurde der Turm zum alkoholfreien Restaurant in Langenthal und zum Sitz der Guttempler-Loge. Heute ist der Turm ein «normales» Restaurant mit Alkoholausschank.

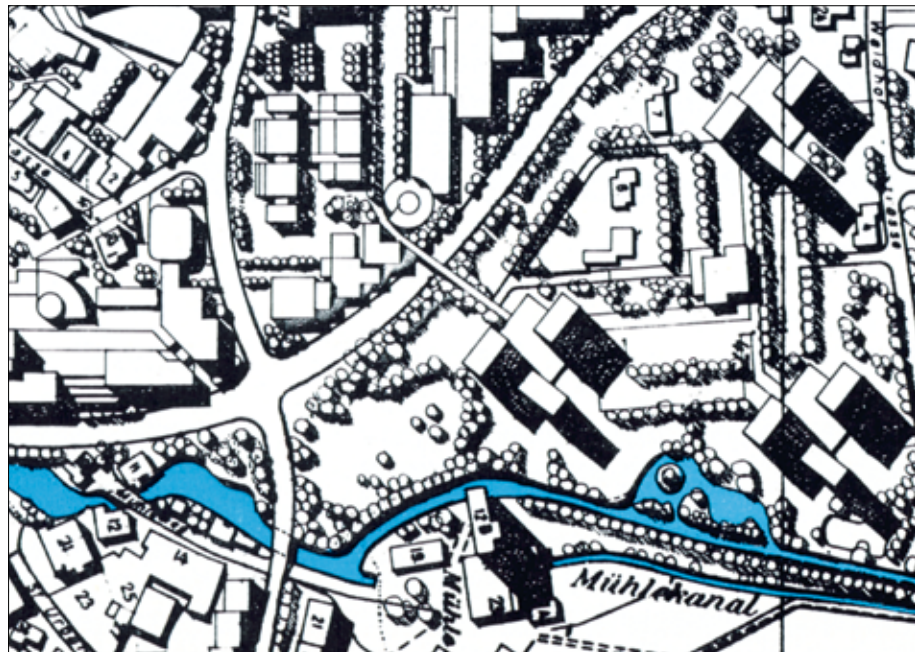
Der Weg zum neuen Wuhrplatz

1958 schrieb Jakob Reinhard Meyer in seinem Buch über Langenthal: «Der fremde Besucher von heutzutage fragt sich vermutlich nach seinem ersten Rundgang durch die Ortschaft, mit was für einer Siedlung er es eigentlich zu tun habe. Das Bild des blühenden Gemeinwesens, das er mit sich gebracht, hat sich ihm, als allgemeiner Eindruck, durchaus bestätigt. Aber dieser Wirrwarr, diese Unübersichtlichkeit des Strassenwesens und der ganzen Anlage...! Eine Art Beinahestadt, das ist Langenthal, gewiss. Wir besaßen früher einmal ein gewisses Stadtrecht. Aber jetzt, was sind wir tatsächlich? – Vor einiger Zeit fragte ein Ortsplanungsexperte: Was wollt ihr nun eigentlich sein: ein Dorf (bleiben) oder eine Stadt (werden)?»⁴⁸

Diese Gedanken des Historikers Meyer gaben 1970 dem Gemeinderat Langenthal den Anstoss, endlich eine Ortsplanungsgruppe einzusetzen. Die Frucht der Arbeit dieser Kommission war ein Stadtplanungskonzept für die nächsten dreissig Jahre. Es wurde der Bevölkerung 1971 vorgestellt. Ziel war ein von einer Strassentangente umgebener attraktiver Ortskern, in dem die alte Bausubstanz erhalten und mit modernen Wohnbauten ergänzt werden sollte. Im Wuhrgebiet sah die Planung die Kreuzung der Osttangente mit dem inneren Ring vor, nördlich davon eine Wohn- und Erholungszone mit Hochhäusern und einem Platz mit kleinen, vom Langenwasser gespiesenen Teichen.⁴⁹ Auf dieser Grundlage erarbeiteten eine Planungskommission und der Gemeinderat z. H. einer Volksabstimmung eine Botschaft mit einem Strassenrichtplan und einer Zentrumsplanung. Am 8. Juni 1975 scheiterten wichtige Teile des Projekts in der Abstimmung:

Sowohl der Bau einer Ortskern-Zubringerstrasse wie auch die Überbauungsordnung für das Tell-Areal, welche im Wuhrgebiet das in der Planung vorgesehene Wohngebiet mit See möglich gemacht hätte.⁵⁰ Der spätere Gemeinderat und Coop-Direktor Edwin Bucheli interpretierte das Resultat u.a. als Wunsch der Bevölkerung nach einem im Dorfkern mit dem Auto gut erreichbaren Einkaufszentrum,⁵¹ und der Gemeinderat überliess nach dem negativen Volksentscheid die Entwicklung des Ortes vorwiegend privaten Investoren. Das führte schliesslich dazu, dass mit dem spektakulären Abriss der Tell-Liegenschaft⁵² im Bereich des Wuhrquartiers neue Nutzungsvoraussetzungen geschaffen wurden. Deshalb leitete der Gemeinderat im Juli 1988 einen «Ideenwettbewerb Wuhr» ein, den er folgendermassen begründete: «Diverse grössere bevorstehende Vorhaben wie das neue Verwaltungsgebäude, die Umnutzung des Mühleareals, die Auslagerung des Schlachtbetriebes, private Bauabsichten machen eine Studie über die mögliche Rolle dieses Gebietes im Stadtkontext und seiner baulichen Gestaltung notwendig».⁵³

Auf die Wettbewerbsausschreibung gingen 14 Projekte ein, die von einem Preisgericht beurteilt wurden. Dieses sah das Projekt «Neue Allmend» als klaren Sieger. Es stammte vom Planungsbüro ADP Architekten Zürich.⁵⁴



Planung Wuhr 1971. Wohn- und Erholungszone.
Bild Bauverwaltung Langenthal

Die Preisrichter,⁵⁵ zusammengesetzt aus Politikern und Fachleuten, rühmten an diesem Projekt besonders, dass der Langeteraum zwischen «Chrämerhuus» und Mühle eine klar strukturierte Raumfolge erhalte und der Wuhrplatz in seiner Stimmung belassen werde. Zudem sah das Konzept auch einen von Langenthaler Vereinen schon seit Jahren geforderten und in die Wettbewerbsausschreibung aufgenommenen Gemeindesaal vor.⁵⁶ Er war auf dem Boden des Schlachthauses geplant, das abgerissen werden sollte. Aufgrund seines Erfolges beim Preisgericht wurde das Zürcher Büro vom Gemeinderat beauftragt, das Projekt in eine Überbauungsordnung zu überführen. Bevor eine solche Ordnung der Bevölkerung vorgelegt werden konnte, mussten die Gemeindeverantwortlichen noch zwei knifflige Fragen klären:

1. Darf das Schlachthaus überhaupt abgerissen werden, ist es nicht erhaltenswert?

2. Soll der geforderte Saalbau tatsächlich im Wuhrgebiet entstehen?

Bereits im Zuge des Ideenwettbewerbs hatte die damalige politische Bewegung «Freie Liste» gegen das Schlachthaus-Abbruchgesuch des Gemeinderates⁵⁷ beim Regierungsstatthalter Einspruch erhoben.⁵⁸ Zugleich startete sie unter dem Motto «Altes Schlachthaus – nutzen statt schlachten» eine Volksinitiative. Nutzen sollte man das alte Schlachthaus unter anderem als Konzertsaal, Discoraum mit Küche, Kleintheater und Kinosaal, als Ausstellungsraum und als Musikzimmer.⁵⁹ – Die Initiative stand auf wackeligen Füßen.

Lehnte der Regierungsstatthalter ihre Beschwerde ab, wären die rechtlichen Möglichkeiten ausgeschöpft. Die Initiative hatte keine aufschiebende Wirkung. Weil das Gebäude nicht im Inventar der schützenswerten Bauten von Langenthal aufgeführt war und sich deshalb weder der Heimatschutz noch die Denkmalpflege stark für die Erhaltung des alten Schlachthauses einsetzten, bewilligte der Regierungsstatthalter den Abbruch, welcher dann im Juli 1990 auch erfolgte. Nun wurde die zweite Frage aktuell. Soll an der Stelle des Schlachthauses der geforderte Saalbau realisiert werden? Das Planungsbüro ADP zeigte in einer Projektstudie auf, dass sich auf dem Areal das in einem Mitwirkungsverfahren erhobene Raumprogramm verwirklichen liesse. Die Überbauungsordnung Nr. 14 «Wuhr», welche im September 1994 dem Volk schliesslich vorgelegt werden konnte,⁶⁰ sah das Bau Feld für einen Saalbau vor, versprach diesbezüglich aber ein gesondertes Projekt. Am 25. September 1994 wurde die Überbauungs-



August 1989. Initiative Altes Schlachthaus, v.l. Madeleine Hadorn, Eugen Lüdi, Markus Reist, Jürg Nyffeler.
Bild: Archiv Langenthaler Tagblatt

Projekt 1988 «Neue Allmend».
Planungsbüro ADP Zürich.
Bild ADP



Abriss Schlachthaus im Wuhr
9.–13. Juli 1990.
Bild Bauverwaltung Langenthal





Wuhrplatz 1994–2011.
Bild ADP



Wuhrplatzfest 2000.
Foto Margrit Kohler

ordnung mit 2676 Ja zu 1304 Nein deutlich angenommen. Das Büro ADP erarbeitete danach im Auftrag des Gemeinderates auch ein Vorprojekt mit Kostenschätzung für den Saalbau.

Am Bild des Wuhrplatzes änderte sich vorerst nicht viel. Dort, wo das Schlachthaus stand, wurden Parkplätze angelegt, und Autos füllten auch den klassischen Wuhrplatz hinter dem «Chrämerhuus». Nur bei den legendären, vom Verein Chrämerhuus organisierten Wuhrplatzfestivals zeigte der Wuhrplatz ein anderes Bild: Während jeweils einer Woche im August hatte Langenthal einen Platz, auf dem die Bevölkerung miteinander feierte und sich die verschiedenen Generationen vielfältig begegnen konnten. Bald begannen sich auch während des Sommers vermehrt Jugendliche auf dem Wuhrplatz zu sammeln, um zu feiern. Das führte dazu, dass das Jugendparlament Oberrhein am 27. Mai 2005 dem Stadtpräsidenten ein Jugendpostulat für einen Begegnungsplatz auf dem Wuhrareal übergab.⁶¹ Gleichzeitig überwies das Stadtparlament am 19. Dezember 2005 einen Vorstoss von Nadine Masshardt, Reto Müller und Daniel Steiner, welcher in die gleiche Richtung zielte.⁶² Eine weitere Weiche wurde im Jahr darauf im Stadtparlament gestellt: Die Stadträte bestätigten den bereits 2002 vom Gemeinderat gefällten Beschluss, auf den Bau eines Saalbaus im Wuhr zu verzichten. Das eröffnete privaten Investoren die Möglichkeit, selbständig Wohnbauten zu errichten und die unterirdische Parkierungsanlage nicht mehr mit dem Saalprojekt koordinieren zu müssen. Zudem stand der Realisierung des geforderten Stadtplatzes hinter dem Chrämerhuus an der Langete nichts mehr im Weg.

Deshalb änderte am 27. März 2006 das Stadtparlament die Überbauungsordnung Nr. 14, Wuhr, entsprechend ab.⁶³ Kurz darauf, am 6. September 2006, bewilligte der Gemeinderat endlich einen Planungskredit zur Projektierung des ganzen Wuhrplatzes. Die Arbeiten wurden an die Firma ADP Architekten AG Zürich vergeben, an jenes Planungsbüro also, welches 1994 bereits die Überbauungsordnung Nr. 14 erarbeitet hatte. Die örtliche Bauleitung wurde dem einheimischen Ingenieur Peter Siegrist übertragen.

Im Rahmen der Planungen entstand zudem das Projekt «Kunst am Bau». Dabei ging es um die konkrete künstlerische Ausgestaltung des Platzes. Aus zehn eingegangenen Vorschlägen wählte eine Fachjury das nun realisierte Projekt von Eva Bertschinger, Zürich. Es geht von der Idee aus, dass mitten auf dem Platz an der Langete ein Wassertropf (Brunnen) dargestellt

wird, der konzentrische Wellen auslöst. Alle die Vorbereitungs- und Gestaltungsarbeiten fanden anlässlich der Debatte im Stadtparlament am 24. August 2009 die Zustimmung aller anwesenden Parlamentarierinnen und Parlamentarier, und diese bewilligten zur Ausführung des Projektes den erforderlichen Investitionskredit von gesamthaft 3 790 000 Franken einstimmig. Nachdem die oben erwähnten Sondierungen des archäologischen Dienstes beendet waren, konnte mit der Realisierung des Platzes begonnen werden. Die Hoffnung, dass er just zur 1150-Jahr-Feier der Stadt eingeweiht werden könnte, erfüllte sich dank der zügigen und unkomplizierten Arbeit der Bauleitung und der Planungsabteilung der Bauverwaltung.⁶⁴ Seit dem 22. September 2011, der Einweihungsfeier, ist der neue Platz nun der Ort in Langenthal, wo sich die verschiedenen Generationen treffen und miteinander feiern, wie jüngst bei der Meisterfeier des Schlittschuhclubs Langenthal anlässlich des Sendetages von Radio 32.⁶⁵



Wahrplatz 2010–2012. Ein Platz entsteht.
Bild Bauverwaltung Langenthal

September 2011. Die Eröffnung des Wuhrplatzes, am 24. September 2011. Bild Matthias Kuert



Schluss

Die erste städtebauliche Planungsgrundlage aus dem Jahr 1971 sah für das Wuhr- und Mühlequartier eine Durchmischung von Wohnen, Kleingewerbe, Kulturbetrieb und Erholung am Wasser der Langete vor. Seither sind über 40 Jahre vergangen. Wenn ich heute vom «Chrämerhuus» über den Wuhrplatz zum Mühleareal hinunterspaziere, sehe ich endlich diese planerische Absicht verwirklicht.

Ich empfinde das Wuhr- und Mühleareal als gelungenes Beispiel dafür, wie private und öffentliche Interessen sich schliesslich harmonisch zu einer Einheit verbunden haben. Das trotz dem ortsplanerischen «Martyrium» im Zusammenhang mit dem Tell-Abriss von 1982. Es gibt auf dem Weg zur Mühle auch das andere: ortsplanerische Kunst wie etwa das Haus von Urs Hug, ein altes Gewerbehaus aus dem 19. Jahrhundert, welches im Januar 1910 unterspült zu werden drohte, aber gerettet wurde und lange Zeit einer Schreinerei Raum gab. Urs Hug hat es zu einem Kunst- und Kulturtreffpunkt umgeformt und damit zu neuem Leben erweckt. Er leistet mit dem, was im und um das Haus geschieht, symbolisch einen Beitrag für das neue Leben im alten Langenthaler Gewerbeviertel.⁶⁶



Haus Urs Hug.
Bild Simon Kuert
(vgl. Beitrag S. 95–110)

Anmerkungen

- 1 Archäologie des Oberaargaus, Sonderband 6 , JbO, Seite 105 ff.
- 2 Marianne Ramstein/Chantal Hartmann: Langenthal, Unterhard. Gräberfeld und Siedlungsreste der Hallstatt- und Latènezeit, der römischen Epoche und des Frühmittelalters, Bern, 2008 (ADB).
- 3 Archäologie des Oberaargaus, Sonderband 6, JbO, Seite 108.
- 4 Katharina König: Langenthal. Wuhrplatz. Siedlungsspuren vom Mittelalter bis in die Neuzeit, in: Archäologie Bern, Jahrbuch des Archäologischen Dienstes des Kantons Bern, 2011, Seite 66 ff.
- 5 Artikel. Wuer in: Das Schweiz. Idiotikon, digital, Bd. 16, Spalte 1076.
- 6 Fontes Rerum Bernensis (FRB), Bd. V, Nr. 76
- 7 Vgl. Kloster St. Urban. Weissbuch von 1470, Rechtsquellen des Oberaargau (SSRQ) Bern II/2.10, Seite 166, Z 15 ff. Ob die Mühle 1224 bereits dort stand, wo die heutige Mühle steht, kann nicht nachgewiesen werden, aber ist zu vermuten. Auf dem Plan von A. Riediger von 1724 ist sie bereits am heutigen Standort eingezeichnet.
- 8 SSRQ II/2.10, Seite 71, Z 22 ff.
- 9 Der römische Gutshof dürfte sein Zentrum in einer Villa (Standort Kirche) gehabt haben. Die Eigenkirche der Grünenberger, die 1224 mit der Mühle an das Kloster St. Urban kam, entstand wohl wie andernorts auf den Fundamenten der römischen Villa (noch nicht erforscht!).
- 10 Staatsarchiv Bern, Urkunden, Fach Aarwangen, Urk 5.11.1407.
- 11 Davon geht auch Walter Pfenninger aus, welcher die Langenthaler Wirtschaften untersucht hat (vgl. Langenthaler Gaststätten einst und jetzt, Langenthal 1979, Seite 32).
- 12 Eugen Kohler und Walter Pfenninger lokalisieren das Bad von Johann von Esslingen (vgl. Quelle Anm. 11) im Wuhr.
- 13 «Plan des Langeten Bachs», 1724 von A. Riediger. Älteste Darstellung des Wässergebiets von Kleindietwil bis Roggwil. Studienbibliothek, kolorierte Karte.
- 14 Vgl. Katharina König: Langenthal. Wuhrplatz. Siedlungsspuren vom Mittelalter bis in die Neuzeit, in: Archäologie Bern, Jahrbuch des Archäologischen Dienstes des Kantons Bern, 2011, Seite 66 ff.
- 15 Ob in der nahe gelegenen Hafnerei Staub auch Geschirr produziert wurde, ist möglich, im Vordergrund jedoch stand die Hafnerei (Ofenproduktion). Vgl. dazu: Andreas Heege: Langenthal, St. Urbanstrasse 40–44, die Hafnerei Staub und ihre Werkstatt, in: Archäologie Bern, Kurz- und Fundberichte, 2010, ADB, Seite 209 ff.
- 16 Barbara Frutiger, Valentin Binggeli, Ruedi Bösch: Langenthal, Schweizerischer Kunstführer, GSK, 1998, Seite 34.
- 17 Bauinventar der Stadt Langenthal, Studienbibliothek, Seite 200.
- 18 Andrea Pini Weber: 30 Jahre Chrämerhuus Langenthal, JbO, 2005, Seite 12 ff.
- 19 Bauinventar der Stadt Langenthal, Studienbibliothek, Seite 187.
- 20 Bauinventar der Stadt Langenthal, Studienbibliothek, Wuhrgasse Seite 190.
- 21 Bauinventar der Stadt Langenthal, Studienbibliothek, Käsereistrasse 10, Seite 5.
- 22 Vgl. Dorfplan von 1895. Albert Weber, Geometer, 1:2000, koloriertes Original im Museum Langenthal.

- 23 Die Zuordnung erfolgte hier allein mit der Hilfe von Zeitzeugen und den Angaben in der bestehenden Literatur: Kohler, Alt-Langenthal, 1933, Bildband Langenthal 1982, Pfenninger: Langenthaler Gaststätten einst und jetzt, 1979.
- 24 Obwohl auf der Karte wie ein natürliches Fliessgewässer eingezeichnet, war er das nie. Der Kanal wurde 1899 korrigiert und 1929 zugedeckt. Die Planung «Innere Allmend» (vgl. unten) wollte ihn wieder freilegen, was zu Kontroversen führte.
- 25 Ebd.
- 26 Walter Pfenninger: Langenthaler Gaststätten einst und jetzt, 1979, Seite 77.
- 27 Seit 1991 wird das Restaurant Winn Fat unter gleicher Führung betrieben.
- 28 Eugen Kohler: Alt- Langenthal, 1932, Nr. 122 und 123.
- 29 Färberei Neukomm?
- 30 Es handelt sich nicht um das Wuhrspittel, wie Jufer im Bildband Langenthal 1981 fälschlicherweise vermutet.
- 31 Vgl. Langenthal, Bildband 1981, Seite 275.
- 32 Die Bodeneingriffe des Archäologischen Dienstes auf dem Platz dieses bis 1990 bestehenden Schlachthauses brachten Fundamente früherer Bauten zu Tage. Vgl. «Langenthaler Tagblatt» vom 22.10.2010. Die Fundamente stammen ausser vom abgerissenen Schlachthaus auch von Vorgängergebäuden. Diese sind auch auf dem Plan von 1843 dargestellt. Zudem fanden sich auf diesem Platz u.a. zahlreiche Ofenkacheln mit erhaltener Füllung aus Ofenlehm und Stopfsteinen. ADB, Fundbericht, Seite 35 – Die Auswertung der Funde auf dem Schlachthausareal ist noch nicht abgeschlossen.
- 33 Vgl. Dokumentation des Abrisses von Herrn Stoll von der Bauverwaltung.
- 34 Max Jufer et al.: Die Mühle Langenthal, 1224–1995, 1995.
- 35 1838 war die Gerberei im Besitze von Konrad Zimmermann, der sie in diesem Jahr an den Gerbermeister Richard von Ursenbach verkaufte. 1930 wechselte die Gerberfamilie. Die Gerberei kam an Johann Huber, der bis um 1960 weiter Leder herstellte (vgl. der Studienbibliothek übergebene Dokumente aus dem Nachlass der Gerberfamilie Richard).
- 36 Dokumentation Richard.
- 37 Ähnlich wie die noch bestehende 300-jährige Oelmühle in Münsingen.
- 38 Kohler, Alt-Langenthal, Abb. 169.
- 39 Das Fuglistallerhaus ist eines der wenigen in Langenthal erhaltenen Gebäude mit Elementen des Jugendstils.
- 40 Zu Ernst Frauchiger: D. Klein: Ernst Frauchiger, 1903–1975, in: Journal of Neurological Sciences, Vol. 26,1, Sept. 1975, Seite 113–114.
- 41 Alfred Kuert: Ein Dorf übt sich in Demokratie, Langenthal 1997, Seite 37.
- 42 Walter Pfenninger: Langenthaler Gaststätten einst und jetzt, Seite 78.
- 43 Vgl. Ausstellung im Kunsthaus Langenthal April/Mai /Juni 2012: Gilles Aubry und Yves Mettler: Black move.
- 44 Vgl. Die Flugaufnahme bei der Sprengung.
- 45 «Berner Zeitung» vom 3. März 1981.

- 46 Vgl. zu dieser Geschichte: Der Gemeindegedanke in der Geschichte Langenthals, die Geschichte der Kirchgemeinde, Heimatblätter 2007, Seite 135 f.
- 47 Studienbibliothek. Bauinventar der Stadt Langenthal, Seite 201.
- 48 J. R. Meyer: Langenthal, Verlag Paul Haupt Bern, 1958, Seite 5.
- 49 Langenthal plant für die Zukunft, Planungsgrundlage 1971, Seite 20.
- 50 Vgl. Langenthaler Heimatblätter, 1978, Seite 137.
- 51 «Langenthaler Tagblatt», 7.9.1990, Seite 21 «Planung Wuhr, der Wuhrplatz und die Parkierungsfrage».
- 52 Vgl. oben.
- 53 Gemeinde Langenthal, Ideenwettbewerb Wuhr, Bericht des Preisgerichtes, März 1989, Seite 2 (Archiv Bauverwaltung).
- 54 Planungsbüro ADP, Architektur.Design.Planung, Zürich.
- 55 Zu diesem Preisgericht gehörten u.a. die Gemeindevertreter: Walter Meyer, Hansruedi Wyss, Hans-Peter Wyler, Heinz Bösigler und Markus Ischi sowie auswärtige Fachleute wie Ruedi Rast, Jacques Blumer, U. U. Jörg, Silvio Ragaz und René Stoss.
- 56 Vgl. dazu alle die noch heute gültigen Überlegungen zu einem Saalbau in Langenthal, welche in einer Serie zwischen Juli und Dezember 1990 im «Langenthaler Tagblatt» erschienen. Vgl. Planung Wuhr. Pressebereiche, ADP. Mai 1991 (Bauverwaltung Langenthal).
- 57 Publiziert im Amtsanzeiger vom 8. Mai 1989.
- 58 «Berner Zeitung», 19. August 1989.
- 59 Ebd.
- 60 Botschaft des Grossen Gemeinderates an die Gemeinde betreffend Erlass der Überbauungsordnung Nr. 14 «Wuhr».
- 61 Oeppis bewege. Zeitschrift des Jugendparlaments Oberaargau, 1/2007.
- 62 Motion von Daniel Steiner (EVP), Reto Müller (SP) und Nadine Masshardt (SP) und Mitunterzeichnende vom 22. August 2005 betreffend die prioritäre «Umgestaltung Wuhrplatz» gemäss ÜO NR. 14.
- 63 Vgl. Protokoll der 2. Sitzung des Stadtrats 2006, vom 27. März 2006.
- 64 Der Planungschef Franz Josef Felder hat die Geschichte des Wuhrplatzes von Anfang bis heute miterlebt. Ihm danke ich für alle Hinweise und alle Unterlagen, die er mir für diese Arbeit zur Verfügung gestellt hat.
- 65 31. März 2012.
- 66 Das Haus Urs Hug. Kammerspiele. Texte Fanni Fetzter, Fotografie Bruno Augsburger, Urs Hug, Marc Latzel, André Roth, Daniel Sutter, Gestaltung P'INC. AG, 168 Seiten Inhalt, Format 17 x 23 cm, 115 farbige Abbildungen, Herausgeber-Verlag, Bern.

Divico zieht in die Werbeschlacht – Winkelried kommt diesmal zu spät

«Die Schweizergeschichte in Bildern»

von Karl Jauslin und Robert Müller-Landsmann

Jürg Rettenmund

So sahen Karl Jauslin und Robert Müller-Landsmann Divico, den Anführer der Tiguriner und Helvetier gegen die Römer:¹ Auf stiebendem Pferd und in wallendem Umhang überwindet er auf dem Umschlagbild ihrer «Schweizergeschichte in Bildern» seine Gegner, mit der Streitaxt weist er den Seinen die Richtung: vorwärts. Den Kopf schmückt ein Helm mit Stierhörnern. In gleicher Aufmachung zwingt er auf dem zweiten Bild nach dem Sieg in einer Schlacht am «Lemanersee»² die besiegten Römer unter einem Joch durch, diesmal mit gezücktem Schwert. Noch imposanter tritt er zwei Bilder später vor der Schlacht bei Bibrakte dem römischen Feldherrn Julius Cäsar entgegen: Nun schmückt gar ein zwölfendiges Hirschgeweih seinen Helm. «Wir Helvetier sind nicht gewohnt Geiseln zu geben, sondern zu empfangen. Rom sollte es wissen!», soll er gemäss Cäsar auf dessen Aufforderung, Geiseln zu stellen, entgegnet haben. Doch was führte den Lotzwiler Kaffee-Essenz-Fabrikanten und Kraftwerk-Pionier Robert Müller-Landsmann dazu, den Muttenser Historienmaler Karl Jauslin bei seinem geschichtlichen Bilderwerk als Herausgeber zu unterstützen und selbst den grössten Teil der Bildlegenden beizutragen?³

Robert Müller-Landsmann⁴

Robert Müller kam 1852 als Sohn des Lotzwiler Sigristen und Totengräbers Jakob Müller und seiner Frau Anna-Maria geborene Kohler in Lotzwil zur Welt und wurde am 17. Oktober getauft. Seine Jugend war nicht nur von den ärmlichen Verhältnissen seines Elternhauses geprägt, sondern auch von den Folgen des Fusstrittes eines Mitschülers, die zu einer Knochenmarkentzündung führten. Diese zwang ihn während seiner letzten

Schuljahre zu längeren Aufenthalten im Jenner-Spital in Bern. Dank seinem eisernen Willen lernte er den Schulstoff auch dort. Zu seinem entscheidenden Förderer wurde in dieser Zeit der Lotzwiler Pfarrer Johannes Ammann, der spätere Mitautor der «Schweizergeschichte».⁵ Dank ihm konnte er das Lehrerseminar besuchen. Anschliessend war er Lehrer in Rütschelen und Ersigen. Die Heirat mit der Tochter eines wohlhabenden Zürcher Kaufmanns ermöglichte ihm eine kaufmännische Ausbildung und den Einstieg in die Wirtschaft. Mit einem Schwager gründete er in Kirchberg ein Engros-Geschäft für Kaffee und Kolonialwaren, das er 1879 nach Lotzwil verlegte. Dann erwarb er bei der Mühle eine abgebrannte Säge und Knochenstampfe und baute dort eine Fabrik, in der er Zichorien- und Zucker-Essenz produzierte, einen Kaffee-Ersatz.

Der Kanal bei Mühle und Fabrik weckte auch sein Interesse an der Nutzung der Wasserkraft, vor allem für die damals neue Elektrizitätsproduktion. Die Verbesserung des Kanals schuf die Voraussetzung für die spätere Ansiedlung einer Tuchfabrik. Müller-Landsmann sorgte dafür, dass in Lotzwil als erstem Dorf im Oberaargau 1895 elektrisches Licht leuchtete. Den produzierten Strom bot er auch Langenthal an. Vor allem aber wurde Müller-Landsmann der entscheidende Promotor der Elektrizitätswerke an der Aare in Wynau und Wangen (dem Vorgänger des Kraftwerks Bannwil) sowie des Kraftwerks am Hagneck-Kanal. Schliesslich bemühte er sich erfolglos um eine Konzession für ein Kraftwerk im Oberhasli, vor allem, um dort Eisenerz abzubauen.

1898 siedelte Robert Müller nach Zürich über, wo er seine Tätigkeit bis zu seinem frühen Tod 1905 (er war erst 53-jährig) fortsetzte. Die Kaffee-Essenz-Fabrik ging an seinen Schwager Adolf Bühler-Müller über, der sie mit einem Teilhaber unter dem Namen Bühler & Zimmermann weiterführte und 1901 an die Kaffee-Essenz-Fabrik Helvetia in Langenthal verkaufte. Diese ging ihrerseits 1930 in der Thomi & Franck in Basel auf, die 1970 von Nestlé übernommen wurde.

Als Industrieller der Gründerzeit an der Wende zum 20. Jahrhundert wird Robert Müller-Landsmann von Zeitgenossen und Geschichtsforschern sehr unterschiedlich beurteilt. Die Charakterisierungen reichen dabei vom Pionier mit Idealismus und Patriotismus bis zum Spekulant ohne jede Fachkenntnis und zum neureichen Emporkömmling mit beinahe paranoiden Zügen, der unter Anfeindungen und mangelnder Anerkennung seiner Leistungen litt.

Titelbilder von Karl Jauslin für seine
«Schweizergeschichte in Bildern»,
1. und 2. Ausgabe, 1886 und
1889. Museen MuttENZ



Karl Jauslin⁶

Karl Jauslin kam 1842 als Kind von Johannes Jauslin und Maria geborene Leupin in Muttenz zur Welt. Sein Vater war Arbeiter, Knecht und schliesslich Kantonspolizist. Dieser starb 1858 und hinterliess eine Familie in Armut. Karl musste deshalb zuerst Dekorationsmaler lernen, um sich das Geld für den Besuch einer Kunstakademie zu verdienen. Dies wurde ihm möglich, als ihn die Stuttgarter Familienzeitschrift «Über Land und Meer» als Zeichner für den Deutsch-Französischen Krieg engagierte. Der Auftrag, den Festumzug 400 Jahre nach der Schlacht von Murten zu zeichnen, führte ihn 1876 zurück in die Schweiz, wo er wieder in Muttenz Wohnsitz nahm und schliesslich ein Haus kaufte. Leporellos von historischen Festzügen, die im 19. Jahrhundert sehr beliebt waren, wurden neben Illustrationen für Kalender und Bücher zu einer seiner Spezialitäten.

Der Tod von Karl Jauslin war symbolhaft für sein Lebenswerk: Als Bannerträger am Festzug für die Einweihung des Denkmals für die Opfer des Bauernkrieges von 1653 im Jahr 1904 in Liestal erlitt er einen Schlaganfall, dessen Folgen er zwei Wochen später erlag.

Kaffee und Kaffeesurrogate⁷

Kaffee wurde in Europa erst im 16. und 17. Jahrhundert bekannt. Er wird aus der Bohne, dem Samen der Kaffeepflanze, hergestellt. Die heute wichtigsten Sorten stammen aus Afrika: Zum einen aus dem Hochland von Äthiopien (Hochlandkaffee, *Coffea arabica*). Er wächst dort wild als Unterwuchs im Regenwald. Zum andern aus Uganda (Robusta-Kaffee, *caffea canaphora*). Dieser gedeiht auch in tieferen Lagen, ist aber weniger aromatisch als der Arabica-Kaffee. Von Afrika nach Europa vermittelt wurde die Kultur des Kaffeekonsums über die arabische Welt, wo im 14. und 15. Jahrhundert in Südjemen die ersten Pflanzungen angelegt wurden. Im Gepäck reisender Kaufleute gelangte der Kaffee im 16. und 17. Jahrhundert schliesslich nach Europa. Europäer sorgten auch für die Verbreitung des Kaffeeanbaus in ihren Kolonien in der Karibik sowie in Mittel- und Südamerika – häufig in Verbindung mit der Sklaverei. Heute ist Kaffee – nach Erdöl – das zweitwichtigste Handelsgut der Welt. 2005 lag die Weltjahrespro-

«Der erste Sieg der Helvetier» und
«Divico und Julius Caesar» aus der
«Schweizergeschichte in Bildern»
von Karl Jauslin. Museen MuttENZ



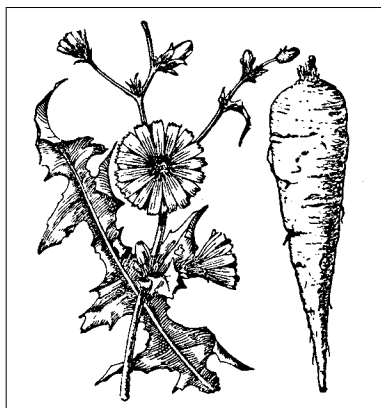
duktion bei 90 bis 100 Millionen Säcken à 60 Kilo. Die erste Kenntnis vom Kaffee erhielt Europa durch einen Reisebericht des Augsburger Arztes und Botanikers Leonhard Rauwolf 1582. In der Schweiz machte der Orientreisende Johann Jakob Ammann 1618 den «Türkentrunk» öffentlich bekannt. Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts veränderte dieser die Trinksitten total, indem er alkoholische Getränke wie Bier und Wein verdrängte.

Im alten Bern wurde der Kaffee im Gegensatz zu andern Orten der Eidgenossenschaft nicht verboten, sondern nur der öffentliche Konsum in Kaffeestuben, in denen man eine Gefährdung der ständischen Ordnung sah, weil diese allen Gesellschaftsschichten offenstanden. Kaffee scheint im Kanton Bern mindestens in den wohlhabenderen bäuerlichen Schichten im 18. Jahrhundert auch auf dem Land Allgemeingut geworden zu sein. Darauf deutet eine Notiz von Karl Victor von Bonstetten aus Saanen aus dem Jahr 1782 hin: «Von Caffee wird ein fast fabelhaft scheinender Gebrauch gemacht. Nach der Heuerndte pflegen sich beyde Geschlechter auf zwey oder drey Tage bey einer Hütte auf dem Gipfel des nächsten Berges zu versammeln: die Mädchen bringen Caffee, Zucker und Milch, die Jünglinge Musik und Wein. Der Caffee wird mit vielem Rahm in dem grossen Käsekessel gekocht; ganze Zuckerhüte werden hineingestürzt (..) Caffee, Thee (worin Zimmt und Safran) wurde den ganzen Tag aufgetischt (..) viele Bauern trinken ihn täglich zweymal.»⁸ Auf die Verbreitung des Kaffees deutet aber auch die Bedeutung hin, die Jeremias Gotthelf⁹ ihm beimisst. Im Pfarrhaus von Lützelflüh wurde er fast schwarz getrunken und war am Morgen ein tägliches Ritual. In den Bauernhäusern war er verbreitet, allerdings war er nicht nur köstlich, sondern auch kostbar.

Seine Beliebtheit verdankt Kaffee nebst seinem Geschmack der stimulierenden Wirkung des Inhaltsstoffes Koffein. Er gedeiht jedoch in den geographischen Breiten Europas nicht und muss importiert werden. Er blieb vorderhand ein Luxusprodukt, das sich nicht alle leisten konnten – zudem wurde gerade seine aufputschende Wirkung von Gesundheitsfachleuten kritisiert. Darum verbreiteten sich parallel zu ihm auch Ersatzprodukte, Surrogat oder Essenz genannt, aus billigeren, in Europa selbst angebauten Rohstoffen. Ihnen allen ist gemein, dass sie kein Koffein enthalten. Weil sie die Rituale des Kaffeetrinkens auch ausserhalb der gehobenen Bevölkerungsschichten erlaubten, ebneten sie dem echten Kaffee den Weg in die europäische Trinkkultur und wurden erst im Wirtschaftsaufschwung nach dem Zweiten Weltkrieg auch als Massenkonsummittel vom Kaffee selbst verdrängt.



Bild der Wegwarte aus dem New
Kreuterbuch von Leonard Fuchs
von 1543. Aus dem Buch «Die
blaue Blume» von Walter Springer.
Berlin 1940



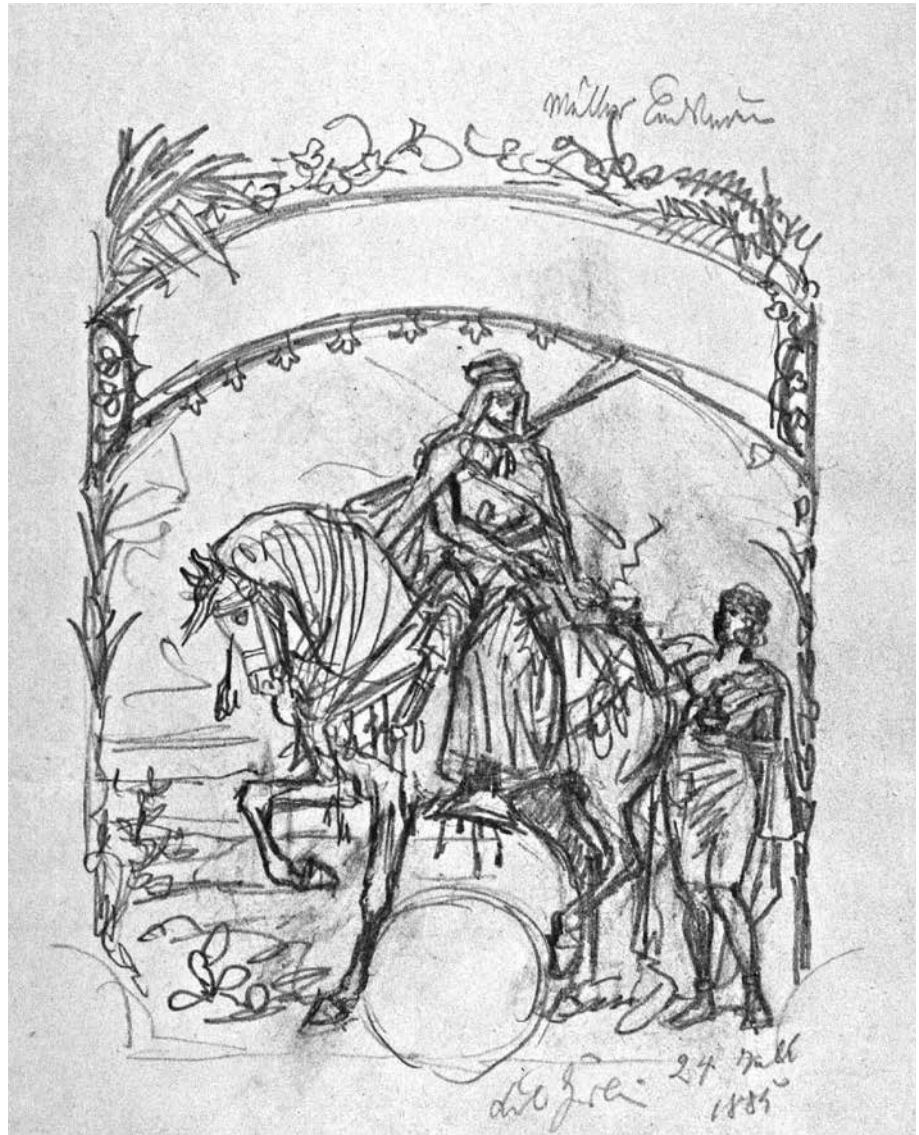
Blütenstängel und Wurzel der Edelizehorie. Aus dem Buch «Die blaue Blume» von Walter Springer. Berlin 1940

Die Zichorie¹⁰

Ausgangsprodukte für Kaffee-Surrogate waren Wurzelgewächse, Getreide und getrocknete Früchte (vgl. Kasten S.164). Der am meisten verbreitete Rohstoff war die Wurzel der Zichorie (*Cichorium intybus*). Die Zichorie ist eine kultivierte Verwandte der Gemeinen Wegwarte, die mit ihren blauen Blüten in Europa und den gemässigten Klimazonen von Asien weit verbreitet war. Sie wird bereits von Autoren des antiken Griechenland in Kräuterbüchern beschrieben. Während die Gemeine Wegwarte nur eine schmale Wurzel hat, wurde die Zichorie auf eine grosse Wurzel hin gezüchtet. Heute kennt man sie vor allem noch, weil aus ihr Salat kultiviert wird. Sein Name, «Brüsseler», verweist dabei auf eines der ursprünglichen Anbauggebiete. Neben den Benelux-Staaten gehörte dazu auch Nordwestdeutschland. Bis zur Zeit des Zweiten Weltkriegs stand jedoch eine andere Verwertung im Vordergrund. Walter Springer schrieb 1940 in seinem Buch «Die blaue Blume»: «Heutzutage wird die Zichorie in viel grösserem Ausmasse als früher kultiviert; ihre veredelte, fruchtzuckerreiche Pfahlwurzel findet fast ausschliesslich Verwendung bei der Herstellung von Kaffeemitteln.»¹¹ Eine gründliche Säuberung und Wäsche der eingelieferten Wurzeln ging der Verarbeitung in der Fabrik voraus. Grosse Maschinen schnitten dann die sauberen Wurzeln zu kleinen Schnitzeln zusammen, die in die Trockenöfen gelangten. In diesen «Darren» dörreten die kleingeschnittenen Wurzelschnitzel aus, wobei diese 80 Prozent ihres Wassergehaltes verloren. Nach 24 Stunden hatte man knochendürre, elfenbeinfarbene Schnitzel. Diese wurden anschliessend geröstet und gemahlen.

In Deutschland entstand die erste Zichorienkaffee-Fabrik bereits 1769. 1846 zählte man dort 121 Fabriken mit 3457 Arbeitern. Zentrum der Zichorien-Industrie und des Zichorien-Anbaus war Magdeburg. Dort standen allein 32 Fabriken mit 1771 Arbeitern. Für einen Aufschwung der Surrogate hatte die von Napoleon von 1806 bis 1813 verhängte Kontinentalsperre gesorgt, die Europa von den Kaffeeproduzenten-Ländern abschnitt. Zum erfolgreichsten Zichorien-Kaffee-Produzenten wurde die deutsche Firma Franck, welche 1827 durch Heinrich Franck in Urach in Württemberg gegründet und später nach Ludwigsburg verlegt wurde. Ihr Franck-Aroma mit der typischen Kaffeeühle als Erkennungszeichen wird vom Nahrungsmittel-Konzern Nestlé noch heute hergestellt

Entwurf von Karl Jauslin für ein Plakat oder eine Etikette von Robert Müller-Landsmanns Zichorienfabrik, 1885. Museen MuttENZ



und als Ergänzung zum Bohnenkaffee angepriesen. In der Schweiz wurde vor allem deutscher Zichorienkaffee gehandelt und getrunken. Eine eigene Produktion fasste hier nur verzögert Fuss. In keiner Statistik tauchen dagegen jene Substanzen auf, aus denen Ersatzkaffee in Eigenversorgung hergestellt wurde, zum Beispiel aus eingesammelten Eicheln oder aus Rüben. F. Rüedy hielt 1876 zum Beispiel fest: «In vielen Gegen-

Zeichnung von Karl Jauslin für ein Plakat oder eine Etikette von Robert Müller-Landsmanns Zichorienfabrik. Museen MuttENZ



den der Schweiz, z.B. im Kanton Luzern, wird von dem Landvolk [...] auch Wurzel vom Löwenzahn, Milchblume oder Saublume geheissen (Leontodon Taraxacum), zerschnitten, gedörrt, geröstet und als Kaffee-Ersatzmittel gebraucht».¹² Auch Jeremias Gotthelf beschreibt, wie arme Leute die Bohnen für ihren Kaffee abzählen, ihn mit Surrogaten wie «Schiggoree» strecken. Eine Frau Pfarrerin dagegen, die «besonders berühmt» war «wegen schlechtem Kaffee, wo Kaffee hiess und zumeist auch nicht eine Bohne darin sein sollte», handelt nicht angemessen und gilt als geizig. Ob man Kaffee oder Surrogate trinkt und anbietet, ist bei Gotthelf eben eine Frage des sozialen Status.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts bestanden in der Schweiz lediglich eine Zichorien-Fabrik in Fribourg und eine in Bern. Bis 1850 kamen drei weitere in Solothurn und in Hemishofen SH dazu, die jedoch keinen langen

Plakat von Karl Jauslin für Robert
Müller-Landsmanns Zichorienfab-
rik. Museen MuttENZ



Eine Auswahl an Surrogaten

Heini Hofmann nennt in seinem Beitrag über Kaffee-Surrogate (vgl. Anm. 7) folgende Grundsubstanzen:

Wurzelgewächse

Wurzeln der Zichorie (Wegwarte), Rüben, Karotten, Kartoffeln, Sellerie, Schwarzwurzeln, Graswurzeln, Pastinaken, Erdnüsse, Erdmandeln

Getreidefrüchte

Gerste, Roggen, Weizen, Dinkel, Hafer, Hirse, Sago, Buchweizen

Samen, Kerne, Hülsenfrüchte

Eicheln, Lupinen, Kastanien, Kichererbsen, Bohnen, Sonnenblumenkerne, Kirschkerne, Aprikosenkerne, Pfirsichkerne, Zwetschgenkerne, Dattelkerne, Leinsamen, Kürbiskerne, Gurkensamen, Stachelbeerkerne, Brombeerkerne, Johannisbeerkerne, Johannisbrot, Klebekraut, Hanfsamen, Labkrautsamen

Getrocknete Früchte, Nüsse

Feigen, Äpfel, Birnen, Zwetschgen, Aprikosen, Edelkastanien, Rosskastanien, Haselnüsse, Baumnüsse, Mandeln, Bucheckern, Hagebutten, Wacholderbeeren, Vogelkirschen

Andere Grundsubstanzen

Brotkruste, Malz, Trester, Caramel

Bestand hatten. Erst um 1860 setzt eine Gründungswelle ein, so dass 1877 14 Fabriken gezählt werden können, 1888 bereits 29, wovon 11 dem Fabrikgesetz unterstellt waren, also mehr als fünf Arbeiter beschäftigten. Das Zentrum wurde der Kanton Bern mit allein acht Fabriken.

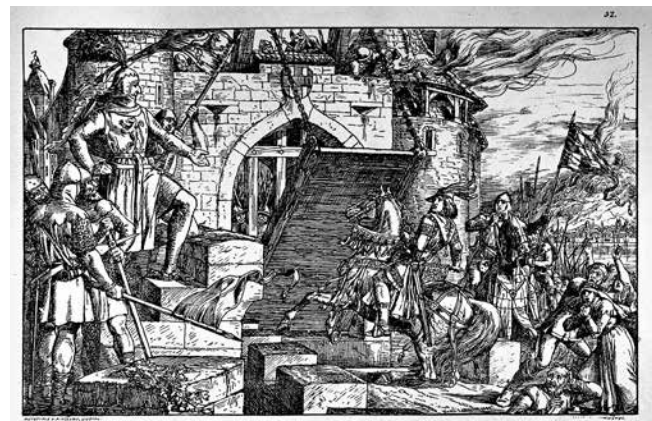
Robert Müller-Landsmann ist zur Gründungswelle nach 1860 zu zählen, begann er doch ab 1870 in Lotzwil Zichorien- und Zuckeressenzen herzustellen. Zusammen mit der von Oppliger-Geiser in Langenthal und von Gottfried Jäggli in Winterthur gehörte seine Fabrik fortan zu den bedeutendsten in der Schweiz. Müller-Landsmann mischte sich denn auch in die politische Diskussion ein: In zwei Petitionen an die Bundesbehörden¹³ schilderte er die Zustände in der Branche und leitete daraus seine Forderungen für die Entwicklung der Lebensmittelgesetzgebung und die Zolltarifverhandlungen mit dem Ausland ab.

Probleme der Schweizer Kaffeesurrogat-Industrie

Müller-Landsmann geht in seinen beiden Petitionen ausführlich auf die Probleme der Schweizer Kaffeesurrogat-Industrie ein. Sie hatte an mehreren Fronten zu kämpfen:

1. Es gab keine unabhängige staatliche Qualitätskontrolle und keine Verpflichtung für die Produzenten zu transparenter Deklaration. Stattdessen dominierten Fantasie-Bezeichnungen (vgl. Kasten S. 166). Müller Landsmann enervierte sich vor allem am «Pfauenkaffee» und «Elephantenkaffee» und wunderte sich, dass nicht auch «Rhinoseroskaffee auf eigenen Kaffeeplantagen gepflanzt» in die Schweiz importiert werde. Da die Ausgangsprodukte für Kaffeesurrogate praktisch unbegrenzt seien, verleite dies Hersteller nicht nur dazu, möglichst billige Rohstoffe zu verwenden, sondern zu eigentlichen Fälschungen. Als Produkte, die zur Streckung verwendet werden, nennt er Schwefelsäure, Ochsenblut, Tierkohle, Kalk, Phosphor, verunreinigte Melasse, Kokosshalen, Kaffeehülsen, Mineralien (Erde und Sand) durch ungewaschene Wurzeln und Farbstoffe. Seine Forderungen fanden Niederschlag im ersten eidgenössischen Lebensmittelgesetz, das 1905 erlassen wurde und vier Jahre später in Kraft trat.

2. Die fehlende Deklarationspflicht führe weiter dazu, dass sich die Hersteller neben Fantasienamen vor allem über die Verpackung von der Kon-



Der Niedergang des Freiherrn Lüt-
hold von Regensburg wird in der
«Schweizergeschichte in Bildern»
über den Bruch der Burgen Utzna-
berg (oben links), Waldern (oben
rechts), Uetliburg (unten links) und
Glanzenberg (unten rechts) durch
die Stadt Zürich zelebriert. Museen
Mutzenz

Kaffee-Surrogate 1887

Robert Müller-Landsmann nennt in seiner Petition von 1887 folgende Namen für in der Schweiz angebotene Kaffee-Surrogate: Löwenkaffee, Pfauenkaffee, Rösslichorien, Sternkaffee, Doppelkaffee, Sparkaffee, Ankerkaffee, Damenkaffee, Karawanenkaffee, Elephantenkaffee, Helvetiakaffee, Germaniakaffee, Frankkaffee, Kontinentalkaffee, Patentkaffee, Mokkamehl, Javamehl, Rosencichorien, Semoule Kaffee, Frickkaffee, feinsten Kaffee-Ersatz, feinstes Kaffeesurrogat, ächte holländische Kaffee-Essenz, Kaffee-Extrakt, Speckkaffee, Fettcichorien, Gesundheitskaffee, homöopathischer Kaffee, Bildercichorien, Eichelkaffee, Früchtekaffee, Feigenkaffee usw.

kurrenz abzuheben versuchten. Müller-Landsmann nennt Pack- und Druckpapiere, Seidenpapier, Gold- und Silberpapier, Staniolpapier, gestrichene Papiere und Pergamentpapier, Lithographien, Photographien, Chromosbilder, Kartonagen, Blechwaren, Kisten, Bleistifte, Schulhefte und Nastüchli. Unter bestechender Hülle kämen so oft verfälschte Waren auf den Markt.

3. Weil die nötigen Ackerflächen und vor allem die sandhaltigen Böden fehlten, wurde in der Schweiz keine Zichorie angebaut. Anders als die deutschen Zichorien-Fabriken beschränkten sich die schweizerischen auf die Verarbeitung. Lediglich in Kriegszeiten kam es zu – allerdings erfolglosen – Anbauversuchen.

Den Rohstoff importierten die Schweizer Fabrikanten und wurden deshalb zusätzlich durch die Zollgebühren benachteiligt. Während ausländische Produzenten für ihre Surrogate bei der Einfuhr bloss vier Franken pro 100 Kilo entrichten mussten, bewegte sich der Zoll für eingeführte Rohstoffe zwischen 60 Rappen (für Zichorienwurzeln und Zuckerrüben) und 7.50 Franken, wobei die Rohstoffe beim Rösten zwischen 30 und 50 Prozent ihres Gewichts verloren. Andere Staaten dagegen erhoben für die dorthin ausgeführten Essenzen von 85 Rappen bis 15 Franken, wobei gemäss Müller-Landsmann in der Regel der höhere Ansatz zur Anwendung kam. Deutschland zum Beispiel wende in der Regel den Ansatz für Kaffee an, der 40 Mark betrage. Auch bei der Verpackung würden die Schweizer Hersteller benachteiligt, indem die Importeure bloss den Gewichtszoll für das Surrogat und für die Verpackung bezahlen müssten, während die Schweizer Produzenten das Material verzollen müssten, wobei der Zoll für Papier und viele andere Materialien zum Beispiel 16 Franken betrage.

Robert Müller-Landsmann hatte mit seinen Vorstössen Erfolg, wobei er von einer allgemeinen Strömung von zunehmendem Protektionismus im Gefolge der «Grossen Depression» profitierte: Der Zoll für importierte Zichorienprodukte wurde verdoppelt. Der Erfolg führte allerdings nicht zum gewünschten Resultat: Die grossen deutschen Hersteller reagierten, indem sie Tochterfirmen in der Schweiz gründeten, Franck war dem Trend bereits 1884 (in Basel) vorangegangen. Die Tatsache, dass der Anteil der unverarbeiteten Wurzeln an den Zichorienimporten von 5 bis 10 Prozent zwischen 1850 und 1870 auf über 90 Prozent anstieg, dürfte zu einem grossen Teil diesen Tochtergesellschaften geschuldet sein.



Titelblatt zur 1. Lieferung der 2. Serie der «Schweizergeschichte in Bildern». Museen Muttenz

Kaffee-Surrogate 2008

Heini Hofmann nennt in seinem Beitrag (vgl. Anm. 7) folgende Synonyme für Kaffee-Surrogate: Adlerkaffee, Allerweltskaffee, Blauer Kaffee, Blümchenkaffee, Chemischer Fruchtkaffee, Damenkaffee, Gesundheitskaffee, Häferlkaffee, Hutzelnwasser, Kaffeeepansch, Kraftkaffee, Konsumkaffee, Lätsch, Lörke, Lüttsche, Muckefuck, Päckli-Kaffee, Plämpel, Sanitätskaffee, Schlapper Kaffee, Schweizerkaffee, Sparkaffee, Volkskaffee, Wegluegere Kafi

Die Werbeschlacht: Eitle Liebesmüh

Neben der Art der Verpackung für die Kaffee-Ersatzprodukte stiess sich Müller-Landsmann auch daran, was auf den Verpackungen dargestellt wurde. Er nennt Traktätchen mit zweideutigem und religiösem Inhalt und Heiligenbilder. Hier kommen nun wieder Karl Jauslins Bilder ins Spiel. Man habe einen Gegenstoss unternommen, indem man das Publikum mit gratis verteilten patriotischen Bildern von dem «wertlosen und teuren Flitter» abzuhalten versuchte, schreibt Müller-Landsmann. Mit den patriotischen Bildern erwähnt er unzweifelhaft Jauslins Federzeichnungen. Es ist überliefert, dass er diese für die Verpackung seiner Kaffeesurrogate verwendete.¹⁴

Dass Müller-Landsmann gerade Sujets der Schweizer Geschichte als Werbemittel für sein Produkt aus «ausländischen» Wurzeln verwendete, um ihnen einen «schweizerischen» Anstrich zu geben, ist kein Zufall, begann sich die Schweiz doch Ende des 19. Jahrhunderts aufgrund ihrer Geschichte nach den Revolutionen und Umbrüchen der vorangegangenen Jahrzehnte eine neue Identität zu geben. In dieser Zeit, 1891, wurde zum ersten Mal die Bundesfeier am 1. August gefeiert. Der Helvetier Divico und seine Nachfolger als Helden der Schweizer Frühgeschichte erhielten in diesem Umfeld einen neuen Auftritt in der Werbeschlacht um die Schweizer Kaffeesurrogat-Kunden. 48 Bilder waren es in der ersten Ausgabe von 1886, die später auf 60 Bilder erweitert und mit zusätzlichen erläuternden Texten versehen wurde. Die Spanne reichte damit von den helvetischen Pfahlbauern bis zur Gründungsgeschichte der Eidgenossenschaft. Diese Bilder zeichnen einen heilsgeschichtlichen Plan nach, von der «Urzeit in Helvetien» über die von Römern und Adligen fremdbestimmte Zeit zum «Tag der Freiheit» und die Vertreibung der fremden Vögte nach der Tellsgeschichte. Dabei werden historisch belegte Ereignisse und Sagenstoffe bunt vermischt. Beliebt sind Bilder von Schlachtgetümmel, in denen bis aufs Blut um die Freiheit gerungen wird, ohne dass auch nur ein Spritzer Blut sichtbar wird. Die zweifelhafte Rolle, den Gipfel an adliger Dekadenz zu verkörpern, wurde dabei Lüthold von Regensburg zuteil. Täglich paradierte er mit zwölf in weisse Seide gekleideten Knappen auf Schimmeln und von zwölf weissen Hunden begleitet vor den Toren Zürichs. Sein Niedergang nach der von ihm zurückgewiesenen Werbung der Zürcher wird denn auch genüsslich über fünf Bilder, Burg



Von einzelnen Motiven von Karl Jauslin gibt es auch kolorierte Exemplare: «Karl der Grosse in der Schule». Museen MuttENZ

um Burg, die er aufgeben musste, zelebriert. 1889 erscheint eine zweite Serie, die die Geschichte bis zur Schlacht von Sempach fortsetzt. Dass diese Fortsetzung von Anfang an geplant war, belegt die Figur Winkelrieds auf den beiden Titelblättern der ersten Serie. Die zweite Serie hatte allerdings wohl nicht mehr viel mit dem Werbefeldzug für Müller-Landsmanns Zichorienkaffee zu tun. Denn bereits in seiner Petition von 1887 hatte dieser eingestanden, seine Idee sei nichts als «eitle Liebesmüh» gewesen. Der Werbefeldzug endete für ihn wie für Divico und seine Helvetier die Schlacht von Bibracte: mit einer Niederlage. Auf einen Abbruch des Werbefeldzuges scheint auch die Überlieferung der Jauslin-Drucke hinzudeuten: Während die erste Serie recht verbreitet ist, ist von der

Das Blatt mit Winkelried in der Schlacht bei Sempach findet sich auch in der Sammlung Jauslin des Ortsmuseums MuttENZ nur in einer fragmentarischen Version. Die Umschrift weist es aber klar der Ausgabe von Robert Müller-Landsmann zu. Museen MuttENZ



zweiten bloss die erste Lieferung in der Jauslin-Sammlung in MuttENZ vollständig erhalten. Sie reicht bis zur Schlacht von Laupen 1339. Von der Fortsetzung dagegen findet sich dort bloss ein einziges, zum Teil beschädigtes Blatt mit der Schlüsselszene von Sempach: Winkelried wirft sich mit dem Ausruf «Erhaltet mein Weib und Kinder» in die Speerfront der Gegner. Immerhin ist es dank der aufgedruckten Umschrift noch klar der Ausgabe von Müller-Landsmann zuzuweisen. Für dessen Werbefeldzug aber scheint Winkelried also zu spät gekommen zu sein. Die Mappe für die erste Lieferung der zweiten Serie («12 Bilder à Fr. 1.50») deutet zudem an, dass 1889 eine Fortsetzung bis zur Schlacht von Murten 1486 geplant war.

Fruchtbarer als für Müller-Landsmann war die «Schweizergeschichte in Bildern» für Karl Jauslin: Nach dem Rückzug seines ersten Herausgebers konnte er für den Basler Birkhäuser-Verlag ein neues Werk zeichnen, das unter dem Titel «Bilder aus der Schweizergeschichte» erschien und das Bild der Schweizer von ihrer Geschichte bis weit ins 20. Jahrhundert hinein prägte. Mit seinen schliesslich 110 Bildern setzte dieses die Geschichte fort bis in die Nähe der Gegenwart: Bis zur Internierung der Bourbaki-Armee

Der Bogen der «Schweizergeschichte in Bildern» spannt sich von der «Urzeit von Helvetien» bis zu «Der Tag der Freiheit». Museen MuttENZ



im Jahr 1871. Damit schliesst sich ein weiterer Kreis zu Robert Müller-Landsmann: Karl Jauslin zeichnete für dessen Zichorien-Fabrik nämlich auch verschiedene Vorlagen für Werbeplakate. Zwei Vorstudien sind 1885 und 1888 datiert. Die Werbeaufträge scheinen also parallel zur «Schweizergeschichte in Bildern» erfolgt zu sein. Auf dem Plakat, das ausgeführt erhalten ist, muntert eine Schweizerin in Tracht zwei Bourbaki-Soldaten mit einer Tasse Kaffee-Essenz auf.

Anmerkungen

- 1 Karl Jauslin (Zeichner) und Robert Müller-Landsmann (Herausgeber): Schweizergeschichte in Bildern. 1. Ausgabe 1886, 2. Ausgabe 1889.
- 2 Heute lokalisiert die Forschung diese Schlacht in Agen, gelegen zwischen Bordeaux und Toulouse; vgl. Artikel «Divico» im Historischen Lexikon der Schweiz.
- 3 Die Texte der andern aufgeführten Autoren, W. Goetz, Waldenburg und Ammann, Pfarrer in Lotzwil, sind gezeichnet. Die Texte über die Helvetier und Divico tragen keine Zeichen, dürfen also wohl Müller-Landsmann zugeschrieben werden.
- 4 Vgl. zu ihm: Karl Stettler: Robert Müller-Landsmann. Ein oberaargauischer Industriepionier. In: Jahrbuch des Oberraargaus 1987, S. 179–191. Karl Stettler u.a., Die Kirchgemeinde Lotzwil. Bilder aus ihrer Geschichte. Lotzwil 1983. S. 297–299. Martin Matter: Elektrizitätswerke Wynau 1890–1940. Die Entwicklung des sozio-technischen Systems Elektrizitätsversorgung am Beispiel des Oberraargaus. Bern 1995, S. 16–50.
- 5 Vgl. zu ihm: Stettler, Kirchgemeinde Lotzwil (wie Anm. 4), S. 251–256.
- 6 Vgl. zu ihm: Hildegard Gantner-Schlee: Karl Jauslin 1842–1904, Historienmaler und Illustrator. Liestal 1979.
- 7 Vgl. dazu: Andrea Heisting: Altrei und sein Kaffee. Geschichte und Geschichten des Altreier Kaffees, der Kaffee-Surrogate und des Bohnenkaffees. Bozen 2005. Heini Hofmann: Die wundersame Welt der Kaffeesurrogate. Beitrag in verschiedenen Zeitschriften und Zeitungen zur Ausstellung «Echt Kaffee?» des Johann Jacobs Museums Zürich 2008/2009, Artikel «Kaffee» im Historischen Lexikon der Schweiz. Andreas Heege: Privat oder öffentlich? Der Konsum von Kaffee, Tee und Schokolade im 18. Jahrhundert. In: Berns goldene Zeit, Bern 2008, S. 222–225. Roman Rossfeld: «Ein Mittel, Kaffee ohne Kaffee zu machen»: Zur Geschichte der Schweizerischen Zichorien- und Kaffeesurrogat-Industrie im 19. und 20. Jahrhundert. In: Ders, Genuss und Nüchternheit. Geschichte des Kaffees in der Schweiz vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart, S. 226–255.
- 8 zitiert nach Heege (Anm. 7).
- 9 Vgl. neben Rossfeld (Anm. 7) auch Hans Riedhauser, Essen und Trinken bei Jeremias Gotthelf, Bern und Stuttgart 1986, S. 214–218.

- 10 Vgl. Walter Springer: Die blaue Blume. Von der Schwester des Kaffees, der Zichorie und ihrer Industrie. Berlin-Halensee 1940. Thomi & Franck AG: Die kleine Warenkunde. Basel o.J.
- 11 Springer 1940 (wie Anm. 8), S. 17.
- 12 Zitiert nach Rossfeld (wie Anm. 8), S. 226.
- 13 «Die Kaffeesurrogat-Industrie und ihre Lage in der Schweiz», gerichtet an die Kommission für die Revision des Zolltarifs im November 1882, und «Die Lage der schweizerischen Kaffeesurrogat-Industrie», gerichtet ans Zolldepartement und den Bundesrat im Februar 1887, SNB 2074/4 und 2074/5.
- 14 Vgl. die Beiträge von Karl Stettler gemäss Anm. 4.

«Pro Jura Bipperamt» und das Naherholungsgebiet im Norden des Oberaargaus

Der Bipperämter Sagenweg und seine Vorgeschichte

Brigitta Trösch

Ein Zitat aus einer Sitzung des Gesamtvorstandes der «Region Oberaargau» (ehemals Planungsverband Oberaargau), die etwa im Jahr 2000 stattfand: «Wir sprechen jetzt über die Revision des regionalen Gesamtrichtplans, welcher Bereiche aus Wirtschaft, Wohnen, Arbeiten, Freizeit etc. umfasst. Diese Revision dient vor allem der Neubesinnung unserer Region auf vorhandene Werte und die regionale Identität sowie die darauf aufbauende künftige Entwicklung; der «Berg» am Jura drüben wird als unser Naherholungsgebiet beschrieben – aber in Sachen «Angebote» existiert hier einfach nur ein weisser Fleck! Ihr vom Berg, tut doch etwas in dieser Beziehung, wir würden euch finanziell unterstützen.»

Die Autorin, zu dieser Zeit Mitglied des Gesamtvorstandes der Region und Gemeinderätin von Farnern, nahm sich diese Aufforderung zu Herzen, da bereits im Jahr zuvor die Gemeinderäte vom «Berg», das heisst von Farnern, Rumisberg und Wolfisberg, beschlossen hatten, die Verkehrs- und Parkplatzsituation wieder einmal anzugehen. Da es bei Nebelwetter im Unterland immer viele Besucher an die Sonne zieht, sind die vorhandenen Parkplätze rasch besetzt, und es wird im Kulturland der Landwirte wild parkiert.

Eine Projektgruppe aus Mitgliedern der Gemeinderäte vom «Berg» traf sich in der folgenden Zeit, um Probleme und verschiedene Lösungsmöglichkeiten aufzulisten; dabei kam auch der Wunsch auf, den vielen Besuchern, das heisst den Wanderern, Bikern, Kletterern und Spaziergängern, irgendeinen Anreiz fürs Begehen des gut ausgebauten Wanderwegnetzes zu bieten und ihnen die Schönheiten und Besonderheiten aufzuzeigen.

Nebelmeer unterhalb Farnern



Es war die Zeit, in der überall von der Schaffung von Lehrpfaden, von Erlebnis-, Skulpturen- oder Sagenwegen die Rede war. Uns schwebte ein einfaches, aber ansprechendes Projekt vor, das jedoch ohne grosse Bauten oder Veränderungen in der Landschaft auszukommen hatte und sich in den heute propagierten sanften Tourismus einfügen sollte.

Im selben Zeitraum plante der Verein «Region Oberraargau» einen Erlebnisweg im Langetental. Der Regionsvorstand fand es sinnvoll, ein ähnliches Projekt auch im Bipperämter Jura zu realisieren und befürwortete die Pläne der «Berg»-Gemeinderäte. Um diese Ziele zu erreichen, wurde jedoch ein Grundlagenkonzept fürs ganze Gebiet im Bipperämter Jura notwendig. Dieses sollte später als Grundlage für finanzielle Gesuche dienen. Die Projektgruppe orientierte die Gemeindepräsidentenkonferenz Amt Wangen-Nord, welche mit der Anregung zustimmte, auch die angrenzenden Gemeinden am Jurasüdfuss (Attiswil, Wiedlisbach, Oberbipp und Niederbipp) einzubeziehen. Aus den sieben betroffenen Gemeinden wurde eine aus neun Personen bestehende Arbeitsgruppe bestimmt. Der Verein Region Oberraargau stellte für das Konzept einen Kredit von 20 000 Franken zur Verfügung.

In den Jahren 2002/2003 wurden mit dem verantwortlichen Planer diverse Fakten zu Gemeinden, Verkehrszählungen, Kartenmaterial, vorhandenen Angeboten usw. zusammengetragen, aufgelistet und als Zielvorgaben in die Module «Verkehr – regionale Angebote – Marketing» eingebracht. In diversen Untergruppen diskutierte man über die Schaffung von Parkplätzen, deren Bewirtschaftung, Signalisation und Zuständigkeiten; dazu wurden Experten von Polizei, Strassenverkehrsamt und Tourismus beigezogen. Auch Personen aus kantonalen Behörden beschäftigten sich auf Anregung der damaligen Regierungsrätin Dora Andres mit unseren kniffligen Anliegen; man kam aber nicht zu befriedigenden Lösungen. Eine andere Abteilung wühlte in den vorhandenen Angeboten zu «Erlebniswegen» und suchte nach kostengünstigen, nicht-bauintensiven, aber doch ansprechenden Möglichkeiten. Diese intensiven Vorarbeiten während zweier Jahre ergaben ein umfangreiches Grundlagenkonzept mit Bestandesaufnahmen zu Vorhandenem und neu zu Schaffendem. Verschiedenes würde Sache der einzelnen Gemeinden bleiben, so alle Verkehrsfragen.

Die Gruppe, welche sich nun Arbeitsgruppe «Pro Jura Bipperamt» nannte und ein entsprechendes Logo gestaltete, hatte bezüglich Verkehrslösungen Empfehlungsmöglichkeiten. Die Genehmigung des Grundlagenkonzeptes durch Gemeinden und Burgergemeinden sowie andere betroffene Körperschaften erfolgte einstimmig. Gleichzeitig wurde darüber informiert, dass eine Planung gemeindeübergreifender Projekte, wie ein Erlebnisweg inklusive Hinweisschildern und Wanderkarte, Infohäusern auf Parkplätzen, Panoramatafeln und Weiteres, für das Naherholungsgebiet in den sieben Gemeinden anstehe. Deren Kosten sollten grösstenteils durch Sponsoring und Beiträge vom Lotteriefonds finanziert werden. Inzwischen hatte die Delegiertenversammlung des Vereins «Region Oberraargau» im Herbst 2005 das Raumentwicklungskonzept Oberraargau genehmigt. Darin enthalten waren zwei Massnahmenblätter, Nr. 16 «Parkplatz Ausflugsverkehr Gruebmatte Farnern» und Nr. 43 «Erlebnispfad planen und realisieren» (vgl. folgende Doppelseiten). Unsere Anliegen wurden damit als verbindlich erklärt.



Parkplatz Gruebmann, Farnern.

Massnahme Nr. 16: Parkplatz Ausflugsziel Gruebmann Farnern

Beschrieb:

Charakterisierung des Erholungsgebiets Bipper Jura; Beschreibung der Probleme; Erarbeitung von Lösungsansätzen; Aufzeigen der Lösungswege. Im Winterhalbjahr, an Tagen mit kompakter Nebeldecke und Nebelobergrenze zwischen 600 und 800 m. ü. M., werden die drei Juradörfer Farnern, Rumisberg und Wolfisberg – ganz besonders Farnern – mit sonnenhungrigen Bewohnern des unten liegenden Mittellandes überschwemmt. Die meisten reisen mit dem PW an, was vor allem in schneereichen Wintern unhaltbare Verhältnisse bringt (schmale Strasse = Behinderung des ÖV). Hauptproblem ist die grosse Anzahl wild parkierter PWs. Inwieweit die Ferienhaussiedlungen Probleme bringen, ist mit den betroffenen Gemeinden im Detail abzuklären.

Zusammenhänge/Lösungsansätze:

Ein Ausbau der Zufahrtsstrasse und ein vergrössertes Angebot an Parkplätzen führt als isolierte Massnahme nicht zum Ziel. Der ÖV muss in die Diskussion einbezogen werden (evtl. mit unkonventionellen Lösungen). Eine Belastungsstudie könnte die Grenzen des Erträglichen für Bewohner und Natur aufzeigen (Analog Juraschutzzonen im Kt. Solothurn). Die Projektgruppe «Naherholungsgebiet Jura Bipperamt» der Gemeinden ist an der Arbeit. Ziele sind die Beherrschung der Verkehrsprobleme und die sanfte Entwicklung des touristischen Angebotes.

Literatur:

Pilotstudie Othmar Ulrich, St. Gallen, 14.1.1988; Rechts- und Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät Uni Bern, Empfehlungen zur Lösung von Verkehrsproblemen in der Gemeinde Rumisberg; Grundlagenpapier / Konzept zum Projekt Naherholungsgebiet Jura Bipperamt, Gerber+Flury AG, 13.9.2004, im Auftrage der Projektgruppe Naherholungsgebiet Jura Bipperamt.

Beteiligte:

Region Oberaargau, Einwohnergemeinden Attiswil, Farnern, Niederbipp, Oberbipp, Rumisberg, Wiedlisbach, Wolfisberg, Amt für Gemeinden und Raumordnung BE, Amt für Landwirtschaft und Natur BE, Waldabteilung 6 Burgdorf-Oberaargau, Aare Seeland mobil AG, Private.

Federführung: Region Oberaargau

Kategorie: Die Region verpflichtende Massnahme

<i>Stand Koordination Zwischenergebnis</i>	<i>Priorität</i>	<i>Realisierungs- zeitraum</i>	<i>Einzugsgebiet</i>
Hoch	Hoch	2006 bis 2008	Teilregional

Investition: Fr. 10 000.–

Hinweise:

Art. 54 Abs. 2 d BauG verlangt, dass Erholungsräume für die bestimmungsgemässe Nutzung freizuhalten sind. In Art. 116 wird von Erholungsgebieten gesprochen, die im Richtplan nach RPG bezeichnet sind und die entsprechend den Bedürfnissen der Bevölkerung zu erschliessen und auszustatten sind. Die Projektgruppe der betroffenen Gemeinden Naherholungsgebiet Jura Bipperamt ist seit 2002 an der Arbeit. 2003/04 wird ein Konzept erarbeitet, ab 2006 sollen die Massnahmen sukzessive realisiert werden.



Rüttelhörner im Bipper Jura

Massnahme Nr. 43: Erlebnispfad Bipper Jura planen und realisieren

Beschrieb

Als Geschichten- und Sagenpfad ausgestalteter Wanderweg in den Gemeinden Attiswil, Farnern, Rumisberg, Wolfisberg und Niederbipp entsteht ein zusätzliches Angebot für die ohnehin schon im Gebiet Erholung Suchenden.

Zusammenhänge

Mit der Planung des Erholungsgebietes Bipper Jura werden die Probleme des Tourismus analysiert und Lösungen gesucht. Aufgrund dieser Erkenntnisse wird der Erlebnispfad angelegt. Allfällige flankierende Massnahmen wird die Planung des Erholungsgebietes aufzeigen.

Grundlagen

S. a. Massnahmenblatt Erholungsgebiet Bipper Jura.

Beteiligte:

Region Oberaargau, Einwohnergemeinden Attiswil, Farnern, Niederbipp, Oberbipp, Rumisberg, Wiedlisbach, Wolfisberg, Tiefbauamt BE, Amt für Gemeinden und Raumordnung BE, Berner Wanderwege, Private.

Federführung: Region Oberraargau

Kategorie: Die Region verpflichtende Massnahme

<i>Stand Koordination: Vororientierung</i>	<i>Priorität: Mittel</i>	<i>Realisierungs- zeitraum: 2005 bis 2007</i>	<i>Einzugsgebiet: Überregional</i>
--	-----------------------------------	---	---

Investition: Fr. 10 000.–

Hinweise:

Es besteht seit 2001 die Projektgruppe Naherholungsgebiet Jura Bipperamt unter der Leitung von Christian Kopp, Rumisberg. Sie hat am 11.9.02 ein Tourismuskonzept Jura Bipperamt verabschiedet. Die Region hat einem Finanzgesuch in der Höhe von Fr. 20 000 entsprochen (für Planungsarbeiten). Die Planungsarbeiten sind mit dem Bericht Grundlagenpapier/Konzept zum Projekt Naherholungsgebiet Jura Bipperamt einen Schritt weitergebracht worden (13.9.04).

Der Sagenweg im Bipperämter Jura entsteht

«Wie können wir unsern Erlebnisweg interessant und kostengünstig gestalten und wie bekannt machen?» – Diese Frage beschäftigte die Arbeitsgruppe in der Folge. Elisabeth Pfluger, ehemalige Lehrerin und Volkskundlerin aus Solothurn, hatte während Jahren in unserem Gebiet Sagen und unerklärliche, merkwürdige Geschichten gesammelt, welche sie im Buch «Flueblüemli und Aarechisle» veröffentlichte. Viele Orte des Geschehens waren den Mitgliedern der Arbeitsgruppe bekannt, sodass die Idee eines «Sagenweges» rasch auf Zustimmung stiess. Die Buchautorin gab freudig und bereitwillig ihre Zustimmung dazu. Die im «Härchinger Dialekt» geschriebenen Geschichten mussten jedoch ins Hochdeutsche übertragen werden.

Die Auswahl der geeigneten Sagen, die Abklärungen über die Standorte, Darstellungsform und Gestaltung der Tafeln sowie die Anfragen bei den betroffenen Grundbesitzern waren sehr aufwändig. Diese Vorbereitungen zogen sich über zwei Jahre hin – wir waren in dieser Beziehung alle Laien. Doch der *Sagenweg* war geboren und wartete auf seine Realisierung...

Man einigte sich darauf, die Sagentexte auf Metalltafeln einzubrennen, diese auf Holzstelen zu montieren und am Standort des Geschehens, entlang eines bestehenden Wanderwegnetzes, aufzustellen. Wie sollte jedoch die Bevölkerung davon in Kenntnis gesetzt werden? Ja, eine Wanderkarte wurde notwendig! Doch wie sollte der Inhalt aussehen, worauf müssten wir zusätzlich hinweisen? Wer kam für Gestaltung, Produktion und Sponsoring in Frage, was dürfte sie kosten...? Fragen über Fragen waren zu klären!

Jedes Mitglied recherchierte in seiner Gemeinde verschiedene Daten: Standorte von Ruhebänken, Feuerstellen, Aussichtspunkten, Haltestellen des öffentlichen Verkehrs, Parkplätzen, Gaststätten, Bike-Strecken, Kletterfelsen, Gemeindebesonderheiten, Möglichkeiten für Freizeitgestaltungen usw. Neben der Einzeichnung der Sagenweg-Routen sollte dies alles auf einer Wander-Faltkarte Platz finden. Sie müsste als «Allerweltskarte» für Interessierte dienen können!



Vorlagen für die Sagenweg-Tafeln aus dem Buch «Flueblüemli und Aarechisle» von Elisabeth Pfluger



Prospekt: Gemeindeseite

Die Arbeitsgruppe besteht aus:

Attiswil: Christian Gyga
(vorher Peter Zimmermann)
Farnern: Hans Rudolf Felber,
Brigitta Trösch
Niederbipp: Martin Schönmann
(vorher Stefan Wildi)
Oberbipp: Daniel Zurlinden
(vorher Daniel Obi)
Rumisberg: Regula Brüllmann,
Christian Kopp
Wiedlisbach:
Katharina Hofer
(vorher Arnold Heynen)
Wolfisberg: Ueli Leuenberger
(vorher Heinz Studer)

Jede der sieben beteiligten Gemeinden konnte sich auf der Karte mit Bild und Daten vorstellen. Alle Bilder, welche zum Erwandern «gluschtig» machen sollen, stellten Mitglieder der Arbeitsgruppe zur Verfügung. Auf der Wanderkarte wurden alle gesammelten Daten eingezeichnet und aufgelistet, was viel Zeit und genaues Arbeiten erforderte.

Anlässlich dieses Sammelns wurde uns bewusst, dass in unserem Gebiet auch viel Interessantes und Besonderes in Bezug auf Geologie, Gebäude, Orte, Geschichte und Menschen vorhanden ist – darum entstand neben den Sagenwegtafeln für deren Vorstellung ein weiterer Themenbereich: die Tafeln «Sehenswertes». Es sind dies:

Örtlichkeiten: Buchstöckli, Zehntenhaus, Grabmal für die Ewigkeit, Römischer Gutshof, archäologische Grabungen Kirche und Schloss Bipp in Oberbipp; historisches Städtli Wiedlisbach; ehemalige Gipsfabrik in Rumisberg.

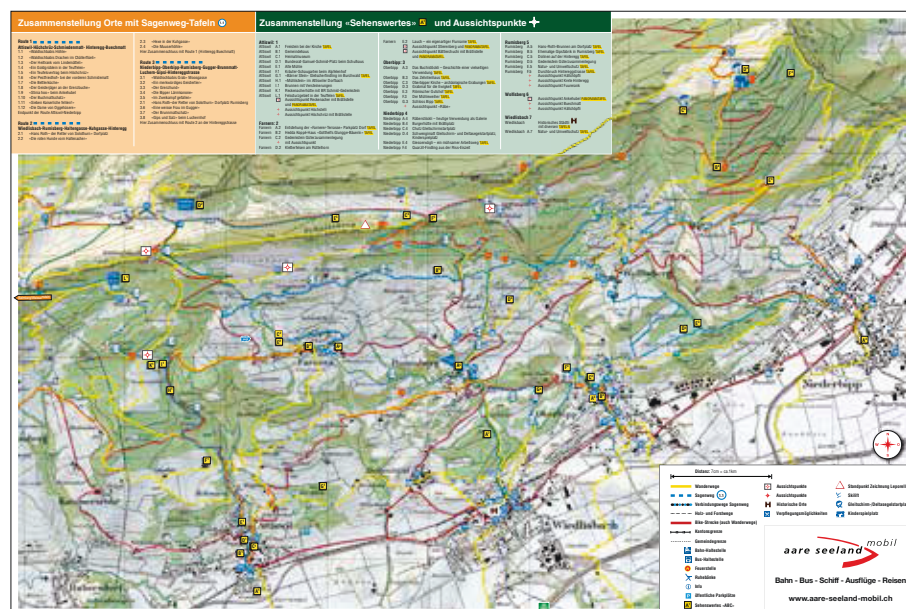
Geologische Orte und Geschichte: Gletscherfindlinge, Felssturzgebiet Teuffelen, Entstehung Farnern-Terrasse, Lauche, Freistein Attiswil, Mühleweiher Oberbipp, Dolinen, Hinteregg-Durchbruch, Giesserwägli. Besondere Menschen: Glunge-Püri (Hedda Koppé), Vögeli-Walter (Walter Tschumi).



Holzstele mit Sage

Mit den 20 Tafeln «Sehenswertes» und den 24 Tafeln «Sagenweg» entstanden 44 Standorte auf dem weit verzweigten Wanderwegnetz. Die meisten Tafeln befestigten wir auf Holzstelen, welche von den Bürgergemeinden gestiftet und zum grössten Teil von den Mitgliedern der Arbeitsgruppe montiert wurden. Jede Tafel konnte zu einem bestimmten Sponsorenpreis «gekauft» werden. Die Geldgeber sind neben Autorin Elisabeth Pfluger oder dem Quellennachweis auf der Tafel erwähnt. Auf diese Weise wurden die Kosten für die Tafeln und die dazu nötigen kleinen Hinweistafeln beglichen. Für die Wanderkarte (Prospekt genannt) und die Info-Häuser fand man ebenfalls Sponsoren, sodass keine anderen Geldgeber nötig waren. Eine grosse Portion an Eigenleistungen und namhafte Beiträge des Lotteriefonds dürfen ebenfalls nicht unerwähnt bleiben!

Mit besonderen blauen Symbolen und einer Tafelnummerierung wurde der Sagenweg auf dem Prospekt eingezeichnet. Es entstanden drei verschiedene Routen von unterschiedlicher Länge, jedoch alle untereinander verbunden. Wer alle Tafeln erwandern möchte, braucht dafür mehrere Stunden, wenn nicht Tage! Aber dies ist so beabsichtigt: der Sagenweg ist nicht eine Eintagsfliege, sondern etwas, das man immer wieder aufsuchen und dabei Neues entdecken kann!



Prospekt: Wanderkarte

Wanderwegweiser am Sagenweg



Sagenweg-Tafel

Auf dem Prospekt beginnen alle Routen in den Jurasüdfussgemeinden, d.h., die Wanderer sollten den Weg von dort her unter die Füße nehmen und den öffentlichen Verkehr benutzen. Es entstanden keine zusätzlichen Parkplätze, nur temporäre Parkierungsmöglichkeiten wurden bezeichnet. Anfang 2007 standen die Tafeln zu den Sagen und Sehenswertem, der Prospekt und die Info-Häuser auf den Parkplätzen in Farnern, Rumisberg und Wolfisberg zur Verfügung, sodass die Arbeitsgruppe an eine Veröffentlichung denken konnte. Zur Freude der Einwohner verschickte die Arbeitsgruppe in alle Haushalte der beteiligten Gemeinden die Wanderkarte. Ende April 2007 eröffneten wir mit Gästen aus Behörden und weiteren Eingeladenen in der «Gipsi» von Rumisberg bei strahlendem Wetter und im Beisein von Elisabeth Pfluger mit einem gelungenen Fest den Sagenweg und alle andern damit zusammenhängenden Projekte. Man berichtete über den Werdegang und weitere Pläne. Einhellig fanden die Geladenen Gefallen am Realisierten und vor allem am Einhalten des vorgesehenen Weges zum sanften Tourismus.

Alle Mitglieder der Arbeitsgruppe schätzten sich glücklich, dass sie in einer relativ kurzen Zeitspanne trotz wenig Insider-Wissen etwas realisieren konnten, wobei alle sieben beteiligten Gemeinden tatkräftig mitwirkten.



Elisabeth Pfluger erzählt...

Einweihung Sagenweg April 2007
in der «Gipsi»



Weitere Vorhaben der Arbeitsgruppe «Pro-Jura-Bipperamt»

Mit der Eröffnung des Sagenweges sind noch längst nicht alle Module des Grundlagenprojektes verwirklicht! Ausgeführt wurden als Nächstes: Website und Tischset. Die Mitglieder sorgten für den Inhalt, die Bilder und Gestaltung der Website www.pro-jura-bipperamt.ch. Bearbeitet und aktualisiert wird der Inhalt durch einen Webmaster. Die Website wird laufend mit Bildern, Tipps und Neuigkeiten aktualisiert. Im gleichen Jahr wurde ein Tischset für die Gaststätten und Bergbeizli im Bipperamt gestaltet. In der Mitte befindet sich unsere Wanderkarte, ringsum jene Gaststätten, welche mit Inseraten auf ihre Angebote aufmerksam machen wollen. Die Erstauflage betrug 30 000 Stück, bald folgten weitere Auflagen. Das Set ist eine willkommene Werbung für unsere Sache. Die Kosten konnten mit den Inseraten auf den Sets gedeckt werden.



Skulptur: «Grenzhund»

Skulpturen von Sagenweg-Gestalten

Für den Standort Chällerflüeli – da, wo der Drachen seit Jahren eingeschlossen ist und wütend schnaubt – formten die Schülerinnen und Schüler von Attiswil hübsche Ton-Drachen, diejenigen der Oberstufe Farnern eine moderne Plastik der «Weissen Frau im Gugger», und die Oberstufenschüler aus Wiedlisbach Figuren zu den Sagen «Brunnmattschatz», «Der Grenzhund», «Hexe in der Kuhgasse» und «Im Zweikampf gefallen». Weitere Skulpturen folgten 2012: «Ein Teufelsvertrag beim Höchchrüz», «Ein merkwürdiges Geistertier», «Die Muuserhöhle», «Waldlochbabis Drachen im Chällerflüeli».



Drachen-Tonfiguren der Attiswiler
Schüler (Klasse J. Muralt)



Skulpturen der Oberstufe Wiedlisbach (Klasse G. Holzer)
«Goldgräber» und «Hexe in der Kuhgasse»



Einweihung der Panorama-Tafel
Standort «Bättlerchuchi»



Orientierungstafeln mit dem Alpenpanorama

In den Berggemeinden ist die Alpenkette bei guter Sicht von vielen Standorten aus in ihrer vollen Ausdehnung vom Säntis bis zum Moléson – und oft weiter – uneingeschränkt sichtbar. Entsprechende grafische Aufnahmen der Landestopografie waren zwar genau, jedoch für eine Orientierungstafel zu winzig und deshalb ungeeignet. Eine gezeichnete und künstlerisch gestaltete Darstellung des Panoramas entsprach schon eher den gestellten Anforderungen. Peter Graber, der sich seit seiner Pensionierung mit Bleistift und Zeichnungsblock beschäftigt, erklärte sich bereit, diese Aufgabe zu übernehmen. Nach mancher Besteigung der Jura-Krete entstand nach und nach eine farbige Zeichnung der Alpenkette, der Voralpen und des Mittellandes. Für die Abklärungen von Herstellungsmöglichkeiten, Standorten, Kostenberechnungen und Sponsorsuche vergingen wiederum Monate. Es wurden die vier Standorte Bättlerchuchi, Stierebärg, Ankehubel und Reckenacher bestimmt. Für die beträchtlichen Kosten der vier Tafeln im Ausmasse von 250 x 50 cm konnten von Gemeinden, Burgergemeinden, Firmen, Lotteriefonds und mit Eigenleistungen genügend Sponsorengelder gesammelt werden. Im Juni 2009 fand mit geladenen Gästen und den Sponsoren an allen vier Standorten eine Feier mit der Übergabe der Panoramatafeln statt. Wiederum durfte die Arbeitsgruppe viel Lob und Anerkennung für das Geleistete entgegennehmen.

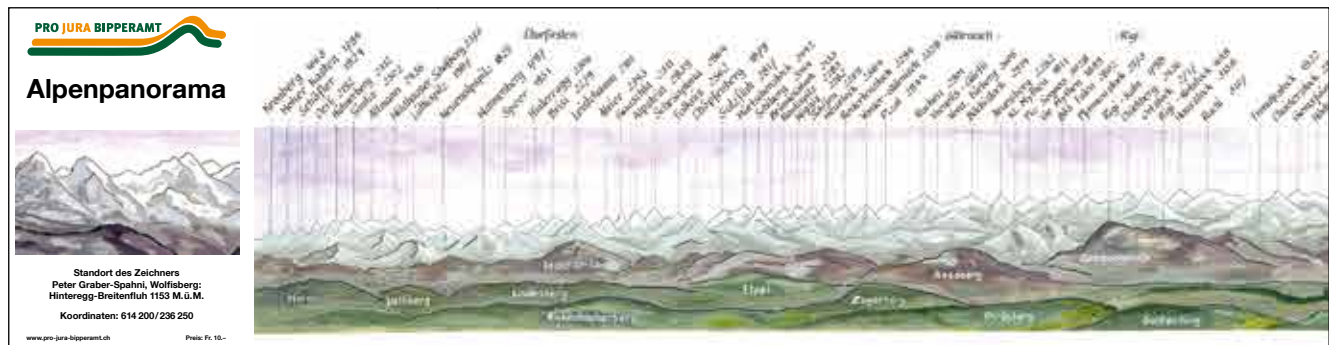
«Arbeitsgruppe» Stand 2007
neben dem Info-Haus an der
Schorenstrasse. Es fehlen die Mit-
glieder von Niederbipp und
Wolfisberg.



Einweihung Panorama-Tafel
Standort «Stierenberg»



Peter Graber zeichnet die Leporello-Vorlage auf dem «Känzeli» der 1. Jurakette.



Das Leporello

2010 fertigte unser Zeichner ein neues Panoramabild an für den Druck einer «Hosensack-Version», dem sogenannten Leporello. Unzählige Male stieg er auf ein geeignetes Känzeli auf der Jurakrete, zeichnete erneut das Alpenpanorama in verschiedenen Etappen aufs Papier und fügte dann zuhause die Einzelteile zusammen; die ursprünglichen Masse betrugen 350 x 24 cm. Das seit April 2011 erhältliche Leporello im Plastikmäppli hat eine praktische Grösse von 210 x 15 cm und findet viel Beifall.

*Aktuelles und Zukünftiges: Vollmondwanderungen, Geführte
Sagenwegwanderungen, Publikationen, Freilichttheater*

Seit 2009 bieten wir anlässlich der «Schweizer Wandernacht» Vollmondwanderungen an. Im Angebot auf der Website (www.pro-jura-bipperamt.ch) sind kleinere und grössere Sagenweg-Rundwanderungen aufgeführt; Mitglieder der Arbeitsgruppe leiten gerne geführte Wanderungen. Seit kurzem kann unter der Rubrik «Angebote der Region» Spezielles aus Landwirtschaft und Gastronomie publiziert und eingesehen werden. Im Bildband «Unterwegs im Oberraargau» des Fotografen Markus Gaberell wurde dem Sagenweg mit Bild und Bericht eine Seite gewidmet; gerne integrierte Ruedi Baumann unsere Bipperämter-Sagen ins Buch «Oberraargauer Sagen», das 2011 erschien. Die Aare Seeland mobil stellt jedes Jahr eine neue Sagenweg-Variante in der Broschüre «Freizeithits» vor. 2012 wird in der Berner Tourismusbroschüre «Bern Excursions» der Sagenweg vorgestellt.

Auf dem Heimweg nach einer Sitzung in der Alpwirtschaft Teuffelen (die Autos parkierten im Reckenacher) durch den finsternen Wald hörten die Mitglieder der Arbeitsgruppe allerlei unheimliche Geräusche und sahen Schatten hinter jedem Baum... ja, man konnte sich gut vorstellen, dass sich die Menschen in früheren Zeiten gewisse Dinge nicht erklären konnten und sich deshalb Unheimliches erzählten! Bei dieser Gelegenheit entstand der Gedanke, dass man irgendwann mal eine Sage an Ort und Stelle «spielen» könnte – was für den Sommer 2013 in Frage kommen könnte.

Was zum Schluss noch zu sagen wäre...

1999 waren wir eine Projektgruppe, danach eine Arbeitsgruppe – erweitert durch die vier Jurasüdfussgemeinden – und ab 2009 aus rechtlichen Gründen der Verein «Pro Jura Bipperamt». Die Arbeitsgruppe (bestehend aus Gemeinderätinnen, Gemeinderäten und einem ehemaligen Gemeindepräsidenten) funktionierte und arbeitete als «lose Gruppe» bestens. 2009 entstand daraus der Verein «Pro Jura Bipperamt». Die Arbeits- und Funktionsweise ist dieselbe geblieben.

Dieses «lose Zusammenarbeiten», verbunden mit Aufgabenzuteilung nach



Tafel Sehenswertes:
«Giesserwägli»

persönlicher Stärke, war wohl das Geheimnis des guten Funktionierens und der raschen Realisation der Projekte. Alle abtretenden Gemeinderatsmitglieder äusserten den Wunsch nach einem Verbleib in der Gruppe. Teamwork war und ist uns sehr wichtig! Sieben Gemeinden haben etwas zustande gebracht, was anfänglich mit skeptischen Worten kommentiert wurde (Mitarbeitende siehe Kasten S. 181).

Alle haben zum guten Gelingen beigetragen. Die Verfasserin dieses Berichtes hat diese Aufgabe übernommen, weil sie seit Beginn das Sekretariat geführt hat und über alle Unterlagen verfügt.

Bei der Suche nach Fakten und Wissenswerten für die Tafeln «Sehenswertes», z.B. etwa bei den Recherchen nach dem Arbeitsablauf in der stillgelegten Gips-Fabrik, entstanden manch gute Kontakte. Man erfuhr viel Unbekanntes aus früheren Zeiten, und ein ehemaliger Mitarbeiter der Gipsi konnte das Vorgehen beim Gipsabbau und bei der Verwertung noch lebhaft schildern.

Noch intensiver musste nach Menschen gesucht werden, die aus jenen Zeiten zu erzählen wussten, als die Kleinbauern aus den Berggemeinden nach der morgendlichen Stallarbeit den mühsamen Weg in die Giesserei von Klus/Balsthal unter die Füsse nahmen; im Winter dauerte dies zwei bis drei Stunden... und abends wieder zurück! Das «Giesserwägli» wurde wieder instandgestellt und ist auf unserem Prospekt eingezeichnet.

Die Bezeichnung «Lauch» ist nur noch wenigen Leuten bekannt – deshalb fanden wir es wichtig, auf sie hinzuweisen. Es handelt sich um die Bezeichnung für die Felslücken oberhalb der Gemeinden; die Menschen haben ihnen spezielle Namen gegeben, die mühsam eruiert werden mussten! Nun sind sie auf unserer Tafel verewigt – so hoffen wir wenigstens!

Manch Faszinierendes über die Geologie und die Geografie unseres Gebietes konnten wir im Verlauf unserer Arbeiten aufdecken und zeigen, dass es sich lohnt, durch den Bipperämter Jura zu streifen.

An dieser Stelle danken wir speziell folgenden Personen für ihre Mitarbeit oder Hilfestellungen:

- Elisabeth Pfluger, Solothurn «Flueblüemli und Aarechisle», erschienen 1991
- Markus Ischi, Geschäftsführer Region Oberaargau; Uschi Tschannen, Oberaargau Tourismus
- der Lehrerschaft und den Schülern der Schulen Attiswil, Berg und Wiedlisbach
- Allen Sponsoren aus Gemeinden, Burgergemeinden, den Firmen, Privaten und dem Lotteriefonds
- Grafikern, Druckern, Zeichnern, anderen Organisationen, Web-Master und Personen, die uns wichtige Auskünfte vermittelten
- Kurt Nützi für alle ausführlichen Presseberichte
- Allen, die unsere Prospekte, Tischsets, Leporellos auflegen, anbieten und vertreiben

Wenn drei kleine Gemeinden zusammen ein grosses Fest machen

Das 100. Oberaargauische Schwingfest vom 11. bis 13. Juni 2011

Gerhard Ryf

«Zusammen ist man stark» – Die Redewendung beschreibt perfekt das Unterfangen der Einwohner der drei Berggemeinden am Jurasüdfuss, im Jahr 2011 das 100. Oberaargauische Schwingfest durchzuführen. In diesem Sinne blickte ein Jahr später auch der damalige OK-Präsident Christian Kopp am 101. Oberaargauischen Schwingfest in Oeschberg-Koppigen nicht ohne Stolz auf das Geleistete zurück. Die Übergabe der Fahne des Oberaargauischen Schwingerverbandes an die aktuellen Organisatoren markierte den definitiven Schlusspunkt des Jubiläumsschwingfestes vom Pfingstwochenende 2011 in Rumisberg.

Am Anfang war eine Idee

Dass die Einwohner der drei Berggemeinden Farnern, Rumisberg und Wolfisberg sich für den Schwingsport begeistern können, wurde spätestens nach den Erfolgen von Bruno Gisler, der in Rumisberg wohnhaft ist, offensichtlich. Als man ihm zur Rückkehr vom Eidgenössischen Schwing- und Älplerfest, das im Jahr 2007 in Aarau stattgefunden hatte, einen Empfang bereitete, war der Dorfplatz in Rumisberg gerammelt voll. In Rumisberg selbst hatten auch schon Schwingwettkämpfe stattgefunden. Bekannt war der «Buebeschwinget» auf der Hinteregg, der bis in die Mitte der 1990er Jahre jährlich anlässlich einer Chilbi durchgeführt wurde.

Bekannter als das Interesse am Schwingen ist die Begebenheit, dass die Bergler selber gerne Feste organisieren, darunter auch grössere Anlässe,

Die praktischen Mithelfer

Traktoren, neueste bis 40-jährige Modelle, mit oder ohne Frontlader, Anhänger oder Heckstapler sowie Teleskoplader, Hoflader, Schilter-, AEBI-Transporter oder gar Einachser: Ein jeder Mithelfer, der zu Hause ein solches Gefährt rumstehen hatte, nahm es sogleich zum Einsatz für die Aufbauarbeiten mit. Böse Zungen behaupteten, es hätte an manchen Tagen mehr Maschinen als Leute auf dem Platz gehabt. Nützlich waren die Geräte jedoch allemal.

Blumenmeer am Schwingfest

An ein Fest mit volkstümlichem Hintergrund gehören auch Blumen. So ist das auch an einem Schwingfest. Aus diesem Grund wurde eine Speditionsfirma angefragt, ob sie eine kleine Menge Blumen spendieren könnte. Ob der zuständige Mitarbeiter die Menge, welche gemeint war, richtig verstanden hatte, ist unbekannt. Auf jeden Fall lud er einen ganzen Lastwagen voll mit Blumen verschiedenster Arten und Farben ab. So waren dann Floristinnen und Hobbygärtnerinnen unter den Mithelferinnen gefordert und verwandelten manchen Ort auf dem Festgelände in ein Blumenmeer.

wenn man beispielsweise an vergangene Musiktage denkt. Auch bekannt ist die jährlich unter dem Motto «Der Berg ruft!» stattfindende Partynacht, wo sich Jung und Alt in der ehemaligen Gipsfabrik oberhalb von Rumisberg zum Festen trifft. Diese und auch weitere Anlässe haben nicht zuletzt ihren Ursprung im regen Vereinsleben, das in den drei Dörfern, wo das Angebot sonst bescheiden ist, gepflegt wird. So hat beispielsweise jede Gemeinde ihre eigene Musikgesellschaft. Im Wissen um die Festlaune der Bergler ergaben sich dann Kontakte mit Vertretern des Oberaargauischen Schwingerverbandes (OSV). Die Idee, das erste Mal ein grösseres Schwingfest am Berg zu organisieren, war geboren. Zur Diskussion stand mit dem 100. Oberaargauischen sogar die Durchführung eines Jubiläumsschwingfestes.

Eine aus fünf Personen bestehende Initiativgruppe, darunter die Rumisberger Schwinger Simon Bohner und Bruno Gisler, machte sich schliesslich auf die Suche nach Gleichgesinnten sowie nach einem OK-Präsidenten. Diesen fanden sie in der Person des ehemaligen Gemeindepräsidenten von Rumisberg, Christian Kopp, welcher bereits in der Vergangenheit Feste an vorderster Front mitorganisiert hatte. Nach und nach konnte das Organisationskomitee aus Einwohnern der drei Berggemeinden gebildet werden. Insgesamt nahmen 21 Personen Einsitz im Gremium, das sich gemäss den Vorgaben im Festreglement des OSV konstituierte. Das Festwochenende wurde auf Pfingsten 2011 datiert, mit dem Jubiläumsschwingfest am Samstag und dem Nachwuchsschwingertag am Montag. Am 21. Januar 2009, rund zweieinhalb Jahre vor dem Fest, fand die erste OK-Sitzung statt; 13 weitere sollten bis zum Anlass noch folgen. In der Zeit bis zum Fest bereiteten die Mitglieder ihre Ressorts individuell vor und bildeten wo nötig eigene, sogenannte Subkomitees, in welchen noch weitere Personen mitarbeiteten. Solche Komitees wurden beispielsweise für die Sponsorensuche und für die Organisation des Unterhaltungsprogramms gebildet.

Auf der Suche nach einem geeigneten Festgelände boten sich nur wenige Möglichkeiten. So war bereits von vornherein klar, dass sich das Areal rund um die Turnhalle Rumisberg aufgrund der vorhandenen Infrastruktur am besten eignen würde. Für die Schwingarena, das Festzelt und die Parkplätze waren jedoch grössere Flächen notwendig. Diese fand man mit dem in Richtung Wolfisberg gelegenen «Mattenboden», wo mit dem Eigentümer positiv verhandelt werden konnte. Unterhalb des



Das Logo des 100. Oberaargauischen Schwingfestes

Stille Örtchen

Einer der durchaus wichtigsten Punkte an einem Grossanlass ist die Bereitstellung und der Unterhalt der Toilettenanlagen. Für das Schwingfest entschied man sich für eine mobile Einrichtung, bestehend aus 20 WC-Kabinen und sieben sogenannten Urinalständen, die an einem zentralen Ort aufgestellt wurden. Für den Unterhalt waren Mithelfer sowie ein Mitarbeiter der Lieferfirma der Kabinen verantwortlich. Dieser kontrollierte jeweils den Füllgrad der besagten Einrichtungen und führte die nötigen Massnahmen selber aus. Daneben war er auch an den Festivitäten von Freitag bis Montag sehr aktiv beteiligt. Wo und ob er jeweils geschlafen hatte, ist niemandem bekannt. Aber eines war sicher: Hochachtung für seinen reibungslosen Service an den stillen Örtchen gebührt ihm allemal.

Dorfwahrzeichens, der «Randflueh» gelegen, sollte das Festgelände mit der imposanten Naturkulisse schliesslich eine gute Visitenkarte abgeben.

Ein Erkennungszeichen für das Schwingfest

Auch als Visitenkarte eines Festes gilt ein einheitlicher Auftritt nach aussen mit den verschiedenen Werbemassnahmen. So gehört es heutzutage zum guten Ton, dass ein Fest ein eigenes Logo hat. Viele Beispiele aus der Praxis beweisen, dass dabei der Gestaltung keine Grenzen gesetzt sind, womit für den normalen Betrachter dann auch nicht unbedingt ersichtlich sein muss, was das Bildnis mit dem Anlass zu tun haben soll. Diesbezüglich war die Erwartungshaltung der Organisatoren klar. Urs Müller, wohnhaft in Rumisberg, betrieb früher ein Grafikerbüro und bietet noch immer Beratungen in Kommunikationsfragen an. Müller setzte die Erwartungen an ein Logo bildlich um. Eine in der traditionellen Plakatmalerei versierte Mitarbeiterin gestaltete schliesslich das Sujet. Das Logo zeigte einen Turner- und Sennenschwinger mitten im Kampf vor der «Randflueh» und erinnerte stark an alte Werbeplakate, wie sie beispielsweise aus der Werbung von Tourismusregionen bekannt sind. Ergänzt mit den Informationen zum Fest, in einer schlichten Schrift, passte das Logo perfekt zum bevorstehenden Anlass. Mit dem gelungenen Erkennungszeichen starteten auch die Werbemassnahmen für das Schwingfest.

Finanzierung

Im Jahr vor dem Fest wurde die Arbeit der OK-Mitglieder intensiver. So galt es auch, den Anlass auf finanziell solide Beine zu stellen. Ein Fundament war bereits in den Anfängen der Organisation gelegt worden, als die Behörden der drei Berggemeinden eine Defizitgarantie in Aussicht stellten. Nicht im Entferntesten dachten die Organisatoren jedoch daran, irgendwann von dieser Garantie Gebrauch machen zu müssen. So begab man sich auf die Suche nach Sponsoren. Unter der Leitung des OK-Mitglieds Herbert Ryf, der als Gabenchef und Sponsorenverantwortlicher amtierte und einer der Initianten des Schwingfestes war, begaben sich rund 20 Personen auf die Tour und fragten potenzielle Unterstützer an.

Der Daumen von Kilian Wenger
 Darauf waren die Organisatoren des Oberaargauischen besonders stolz: Der Schwingerkönig Kilian Wenger meldete sich für die Teilnahme am 100. Oberaargauischen an. Doch rund 6 Wochen vor dem Fest kam die Hiobsbotschaft, welche in allen Zeitungen zu lesen war: Der Schwingerkönig verletzte sich bei einem Training am linken Daumen. Eine Zwangspause von mindestens 6 Wochen war die Folge. Kommt er oder kommt er nicht? Mehr als die Organisatoren stellten sich die Medien diese Frage. Dann, drei Tage vor dem Fest, die freudige Botschaft: Der Daumen hält, der Schwingerkönig kommt. Mit dieser Mitteilung schnellte auch das Medieninteresse in eine für Oberaargauische Verhältnisse noch nie da gewesene Höhe. Rund 40 verschiedene Medienhäuser waren schliesslich auf dem Schwingplatz anwesend, wobei für die meisten mehr die Person des Schwingerkönigs als das Schwingfest an sich im Zentrum stand.



Beim Aufstellen einer Tribüne.
 Foto Gerhard Ryf, Rumisberg

Insbesondere durch die gute Vernetzung diverser OK-Mitglieder konnten etliche Firmen und Privatpersonen dafür gewonnen werden, das Schwingfest finanziell oder materiell zu unterstützen. Nicht zuletzt profitierten die Sammlungen von der anhaltend grossen Popularität, die der Schwingsport zurzeit geniesst. Prioritär bei der Sammlung war vor allem die Äufnung von Mitteln für den Gabentempel. Schliesslich musste dieser an einem Jubiläumsschwingfest besonders gut dotiert sein. So auf jeden Fall die Erwartungshaltung des Gabenchefs.



Platzierung des Schwingfestbrunnens. Foto: Stefan Allemann, Oensingen



Der Eingang zum Gabentempel, wo sich jeder Schwinger nach dem Kampf einen Preis aussuchen konnte. Foto Thomas Jenni, Rumisberg

Lebendpreise

Tiere, sogenannte Lebendpreise, haben sich als feste Tradition an den Schwingfesten eingebürgert. Bekannt sind die medienwirksamen Massnahmen wie die «Munitaufe» für Eidgenössische Schwingfeste. So bekam mit «Domingo» auch das 100. Oberaargauische Schwingfest seinen Muni, der dem Sieger als Preis winkte. Zu «Domingo» gesellten sich dann noch das Rind «Dakota» und das Fohlen «Gora». Alle drei wurden von Sponsoren provisorisch gespendet, wobei der Gewinner, anstatt das Tier nach Hause zu nehmen, sich den Wert auszahlen lassen konnte. Zum guten Glück für die Tierhalter, die alle drei ihre Tiere sehr ungern weggegeben hätten, machten die Schwinger von dieser Möglichkeit Gebrauch.



Grosse Anspannung:
Der Rumisberger Schwinger Simon
Bohner (rechts) vor einem
entscheidenden Gang.
Foto Thomas Jenni, Rumisberg

Gross und Klein im Einsatz

Am 3. Juni 2011, eine Woche vor dem Festwochenende, starteten die Vorbereitungen auf dem Sportplatz und dem «Mattenboden» in Rumisberg. Drei Tribünen, drei Festzelte, wovon ein grösseres für die Festwirtschaft, sowie die ganze weitere Infrastruktur mit Einrichtungen und Erschliessungen wurden aufgebaut. Viele Mithelfer, darunter Pensionäre oder Personen, die dafür ihre Ferien opferten, standen während einer Woche von 8 Uhr morgens bis 10 Uhr abends zur Verfügung. Weitere Mithelfer erschienen dann jeweils nach Feierabend. Einwohner aus den Bergdörfern und den umliegenden Gemeinden, Gross und Klein packten mit an. So waren von manch einer Familie gleichzeitig drei Generationen im Einsatz. Die gut sichtbaren Dinge wurden so in Kürze aufgestellt, während die Detailarbeiten ihre Weile haben durften. Dies zeigte sich dann insbesondere an der Dekoration des Festgeländes, für welche kein Aufwand zu gross war. Möglichst perfekt musste alles sein, kein «Gflick u Baschtu». Hierfür zuständig gab der Bauchef und gelernte Zimmermann Stefan Allemann gekonnt die Anweisungen, organisierte und schaute nach dem Rechten. Am Freitagabend, 10. Juni 2011, waren die Arbeiten fast gänzlich abgeschlossen. Das geräumige Areal präsentierte sich mit der Schwingarena, den Festzelten mit der Festwirtschaft und den Stübli, dem Gabentempel und einem Ausstellungsgelände für die Sponsoren. Alles war dekoriert mit Fahnen und Blumen.

Das Festwochenende startete schliesslich an diesem Freitag im kleinen Rahmen mit Barbetrieb und Bierschwemme. Eröffnet wurde auch der imposante Gabentempel, der aus zwei Sattelmotorfahrzeugen eines Sponsors bestand und sogar eine kleine Festwirtschaft beherbergte.

Das Jubiläumsschwingfest am Pfingstsamstag

Pfingstsamstagmorgen, der 11. Juni 2011. Wolkenverhangen lag die Jurakette über dem Festgelände. Der Wetterbericht meldete einen Tag mit unbeständigem Wetter. Die zahlreichen Helfer hatten sich bereits an ihren Arbeitsplätzen eingefunden. Schon früh reisten die ersten Besucher an und machten es sich auf ihrem Platz in der Arena bequem. Gleichzeitig besprach sich im Einteilungsbüro das Kampfgericht, und im Festzelt wurden die

Schwingen in Kürze

Gemäss historischem Lexikon der Schweiz lässt sich das Schwingen als Wettkampfform der Alpirten bereits um das Jahr 1600 nachweisen. Später wurden auch öffentliche Anlässe organisiert. Im Kanton Bern am bekanntesten ist das Unspunnenfest, das im Jahr 1805 erstmals in Interlaken stattfand. «Schwingen ist eine Abart des Ringens, also ein Zweikampf zwischen zwei kräftigen Gestalten, mit eigenen Regeln, Griffen und Schwüngen», so beschreibt der Eidgenössische Schwingerverband, der die Regeln herausgibt, den Sport auf seiner Internetseite. Ein einzelner Wettkampf, «Gang» genannt, wird auf mindestens 5 Minuten angesetzt. Er gilt als entschieden, wenn ein Schwinger mit dem Rücken ganz oder bis zur Mitte beider Schulterblätter gleichzeitig den Boden berührt. Ist dies innerhalb der Gangdauer nicht der Fall, gilt der Gang als gestellt. Nach einem Gang wird jeder Schwinger gemäss folgendem Schema benotet:

- Note 9.50 bis 10.00 für einen gewonnenen Gang
- Note 8.50 bis 9.00 für einen gestellten Gang
- Note 8.25 bis 8.75 für einen verlorenen Gang

Die Notengebung innerhalb dieser Bandbreiten wird anhand der technischen Arbeit der Schwinger vorgenommen. Die Note 10.00 gibt's bei einem Plattwurf. Hier müssen beide Schulterblätter gleichzeitig das Sägemehl berühren (Quelle: Technisches Regulativ 2008, ESV).



Der Schwinger Bruno Gisler aus Rumisberg (hinten) mitten im Kampf.
Foto Thomas Jenni, Rumisberg

zahlreich anwesenden Pressevertreter bei Kaffee und Gipfeli informiert, was sie am bevorstehenden Tag erwarten wird. Punkt 9 Uhr, die Schwingarena war schon gut halb voll, starteten die ersten Wettkämpfe. Immer noch reisten laufend Besucher an, was bis in den Nachmittag hinein so bleiben sollte. Mit dem Eintreffen der Zuschauer machte sich auch deren Hunger und Durst bemerkbar. Verpflegen konnte man sich schon ab den Morgenstunden an verschiedenen Ständen in der Arena sowie im Festzelt. Der Witterung angemessen wurden selbst die Gäste auf ihren Sitzplätzen mit heissem «Kafi-Schnaps» bedient.

Der erste Wettkampf-Gang ging seinem Ende entgegen, womit auch die Spitzengänge mit den «Bösen» auf dem Programm standen. Der Gang zwischen Bruno Gisler und Kilian Wenger interessierte natürlich die einheimischen Schwingerfans besonders. Es wiederholte sich aber das Resultat vom letzten Eidgenössischen, wo sich die beiden schon gegenübergestanden waren, und Gisler unterlag. Doch hier in Rumisberg war nach der ersten Runde noch nichts verloren. Bis zum Mittag waren drei Gänge geschwungen und es wurde pausiert.

Die Besuchermassen erhoben sich von ihren Plätzen, strömten in die Festwirtschaft, eroberten die Grillstände oder machten es sich irgendwo

«Schwingregion» Oberaargau
Der Oberaargauische Schwinger-
verband umfasst ein grösseres
Gebiet als die Region Oberaar-
gau, wie sie im Verwaltungskreis
räumlich begrenzt ist. Mitglieder
im so genannten Gauverband
sind die Schwingklubs Burgdorf,
Herzogenbuchsee, Huttwil,
Kirchberg, Langenthal, Limpach
und Niederbipp. Gegründet
wurde der Oberaargauische
Schwingerverband im Jahr 1899.
Dass in den Anfängen nicht
in jedem Jahr ein Schwingfest
stattfand und der Verband für
kurze Zeit sogar aufgelöst wurde,
erklärt das Jubiläumsschwing-
fest erst 112 Jahre nach der
Gründung. Zwei der grössten
Höhepunkte in der Verbandsge-
schichte waren die Krönung von
zwei Schwingerkönigen, nämlich
Adrian Käser 1989 und Silvio
Rüfenacht 1992.



Gemäss einer genauen Bauan-
leitung des Schwingerverbandes
wurden mit schweren Geräten die
Sägemehlringe verdichtet.

Das Festareal mit Schwingarena
und Festzelt kurz vor dem
Schlussgang. Zu dieser Zeit befan-
den sich rund 4500 Zuschauer auf
dem Gelände.

Fotos Gerhard Ryf, Rumisberg

bequem, um sich ihrem mitgebrachten Picknick zu widmen. Beat Bruder-
mann, beruflich als Küchenchef im Alterszentrum Jurablick, Niederbipp,
tätig, zeichnete für das kulinarische Wohlergehen der Festbesucher ver-
antwortlich. Ihm zur Seite standen über das Wochenende insgesamt rund
200 Helferinnen und Helfer, die für Service, Buffet und die Küchenarbeit
im Einsatz waren. Die grosse Vorarbeit und Planung stand nun auf einen
Schlag unter der Belastungsprobe der hungrigen und durstigen Gäste.
Nach der Mittagspause ging der Wettkampf weiter, die Schwinger hat-
ten nochmals drei Gänge zu bestreiten. Nach dem fünften Gang stand
schliesslich der Festakt auf dem Programm. Auch hier kam die Zusammen-
arbeit der drei Berggemeinden eindrücklich zur Geltung. So spannten für
die musikalische Umrahmung die Musikgesellschaften der drei Berge-
meinden zusammen. Gemeinsam marschierte die Grossformation unter
der Leitung des Farnerer Dirigenten André Christen in die Schwingarena
ein. Der OK-Präsident des vorjährigen Schwingfestes, das in Eriswil statt-
gefunden hatte, übergab die Fahne des Schwingerverbandes. Daneben
bot eine Fahrquadrille eine kurze Zwischenshow, in der mehrere Fahrer
mit Pferd und Wagen ihr einstudiertes Programm darboten.
Schlag auf Schlag ging der Wettkampf dann weiter, der sechste und letzte
Gang stand auf dem Programm. In der Arena verfolgten zu dieser Zeit
rund 4500 Zuschauer den Wettkampf. Im Schlussgang standen sich mit
Matthias Sempach und Philipp Laimbacher ein Oberaargauer und einer
von der Gästesektion, dem Mythenverband, gegenüber. Die Dauer des
Schlussgangs wurde auf 15 Minuten angesetzt. Trotz zwei, drei spannen-
den Situationen gelang keinem von beiden der grosse Wurf, und so wurde
der Schlussgang gestellt. Nach einer kurzen Pause musste der Speaker





Den 26 besten Schwingern wurde an der Siegerehrung ein Kranz überreicht. Foto Thomas Jenni, Rumisberg

Die Schwinger am 100. Oberaargauischen

166 Schwingen nahmen am 100. Oberaargauischen in Rumisberg teil, davon waren 16 «Eidgenossen». Bei diesen handelt es sich um Schwingen, die an einem Eidgenössischen Schwingfest einen Kranz gewinnen konnten. Diese werden dann auch jeweils als «Böse» betitelt, falls sie es denn immer noch sind. Tradition an einem Gauverbandsfest ist, dass eine Gastsektion aus einem anderen Teilverband, das heisst ausserhalb des Bernisch-Kantonalen Schwingerverbandes, eingeladen werden darf. Da es sich beim 100. Oberaargauischen um ein Jubiläumsschwingfest handelte, durften sogar zwei Gastsektionen mit je vier Schwingen eingeladen werden. Klar war die Einladung des Schwingklubs Solothurn, bei welchem der Rumisberger Bruno Gisler aktiver Schwinger ist. Weiter wurde der Schwingerverband am Mythen aus dem Kanton Schwyz eingeladen, vor allem bekannt durch die Gebrüder Laimbacher.



Die vier Festsieger Glarner Matthias, Sempach Thomas, Laimbacher Philipp und Sempach Matthias (v.l. n. r.). Foto Thomas Jenni, Rumisberg

den verdutzten Zuschauern mitteilen, dass sich die vier Schwingen Philipp Laimbacher, Matthias Sempach, Thomas Sempach und Matthias Glarner den Sieg teilen müssen, da sie allesamt die gleiche Punktzahl auf ihren Notenblättern stehen hatten. Den Muni gewann schliesslich derjenige, der den Schlussgang bestreiten konnte und vorher keinen Gang verloren hatte, nämlich Philipp Laimbacher. «Ein Fest mit vielen Siegen», so lautete dann auch das spätere Fazit des OK-Präsidenten über das ganze Veranstaltungswochenende.

Nach dem Schlussgang fand im grossen Festzelt die Siegerehrung statt, deren Höhepunkt das Überreichen der Kränze war. Einen solchen Eichenlaubkranz durften auch die einheimischen Schwingen Simon Bohner und Bruno Gisler entgegennehmen, was das Publikum mit einem frenetischen Applaus würdigte.

Der Samstag klang mit einem stimmungsgeladenen Abendprogramm, das insbesondere von «Oesch's die Dritten» und einer Showtanzgruppe bestritten wurde, aus. Der Besucheraufmarsch übertraf dabei alle Erwartungen, das Festzelt platzte fast aus allen Nähten. Trotzdem verlief der

Das Fest in Zahlen

Drei kleine Gemeinden, die zusammen ein grosses Fest machen. – Dies zeigte sich auch eindrücklich an den Zahlen, die von den OK-Mitgliedern zusammengetragen wurden. So waren während des Schlussganges am Jubiläumsschwingfest gegen 4500 Zuschauer in der Schwingarena anwesend. Diese Zahl entsprach der neunfachen Einwohnerzahl von Rumisberg, oder fast der fünffachen Bevölkerung der drei Berggemeinden zusammen. Die Gäste reisten insbesondere in über 2000 Autos an, die auf einer Fläche von 3,5 Hektaren parkiert wurden. Auswirkungen hatte die Zahl der Besucher auch auf den Esswarenkonsum. So wurden beispielsweise 2500 Steaks, 3400 Bratwürste, 1000 Paar Schweinswürste, 650 kg Pommes frites und 1200 Festmenüs verzehrt. Die 6500 getrunkenen Kaffee crème waren wohl auf die eher frische Witterung zurückzuführen. Auf eine Erklärung des Bierkonsums von rund 6200 Litern wird an dieser Stelle verzichtet. All diese Zahlen wären ohne die fleissigen Mithelfer nicht möglich gewesen. Während den Vorbereitungen, dem Festwochenende und den Aufräumarbeiten leisteten rund 400 Personen über 8000 Arbeitsstunden. Dazu würde noch der Aufwand der OK-Mitglieder kommen, der aber nicht erfasst wurde. Dass all dies seine Spuren hinterlässt, zeigte sich an den über fünf Tonnen Kehrrecht, der entsorgt werden musste.

ganze Samstag, wie es sich für ein Schwingfest gehört, ruhig und ohne Zwischenfälle.

Schwingerpredigt und Nachwuchsschwingertag

Als besinnlicher Tag fügte sich der Pfingstsonntag in das Festwochenende ein. So fand am Vormittag eine Schwingerpredigt mit dem Langenthaler Pfarrer Simon Kuert statt, welche von der Blaskapelle Waldheim aus Kestenholz musikalisch umrahmt wurde. Schliesslich war der Sonntag auch als Ruhetag gedacht, damit die Mithelfer für den Montag wieder fit waren.

Am Pfingstmontag fand schliesslich der Oberaargauische Nachwuchsschwingertag statt. Teilnehmen konnten Schwingklubs aus den Kantonen Bern und Solothurn mit ihren Schützlingen. Dabei waren 8- bis 16-jährige Knaben, welche in fünf nach Alter unterteilten Kategorien starteten. Insgesamt nahmen 237 Nachwuchsschwinger teil.



Die Gewinner des Nachwuchsschwingertages mit Eichenzweigen und Lebendpreisen. Remo Käser (2. v.l.) gewann in Rumisberg seinen 100. Zweig. Foto Thomas Jenni, Rumisberg

Eichenlaub

Gemäss Artikel 10 im technischen Regulativ des Eidgenössischen Schwingerverbandes ESV bekommen 15 Prozent der angetretenen Schwinger, welche sich in den vorderen Rängen platzieren, einen Kranz. Je nachdem, wie viele Schwinger sich diese Kranzränge teilen, können es bis zu 18 Prozent sein. Die Auszeichnung der besten Schwinger an einem Nachwuchsschwingertag ist nicht ein Eichenlaubkranz, sondern ein Eichenlaubzweig. Remo Käser, Sohn des im Jahr 1989 gekrönten Schwingerkönigs Adrian Käser, gewann in Rumisberg seinen 100. Zweig.

Zu aller Freude stiess auch dieser Tag auf grosses Interesse, und so bescherten die rund 1000 Besucher dem Festwochenende einen würdigen Abschluss.

Das 100. Oberaargauische Schwingfest ist somit Geschichte. Die ganze Infrastruktur wurde innerhalb von zwei Tagen zurückgebaut, und nach zwei Wochen verwischte das wachsende Gras die letzten Spuren auf dem Festgelände. Was geblieben ist, sind die unzähligen Erinnerungen an Erlebnisse rund um das grosse Fest. So erzählen sich die Einwohner von Farnern, Rumisberg und Wolfisberg, die dabei waren, noch immer Geschichten über das Erlebte. Und so wird man sich in den Berggemeinden noch weiterhin über das Geleistete freuen.

Freuen durften sich auch die mithelfenden Vereine, die vom erwirtschafteten Gewinn einen schönen Batzen entgegennehmen durften. Und wenn einige, die dabei waren, immer noch in den Erinnerungen schwelgen, sind bei anderen die Gedanken auch schon beim nächsten grossen Fest, das bestimmt kommen wird.

Stuhl design seit über 100 Jahren

Die Firma Girsberger, Bützberg

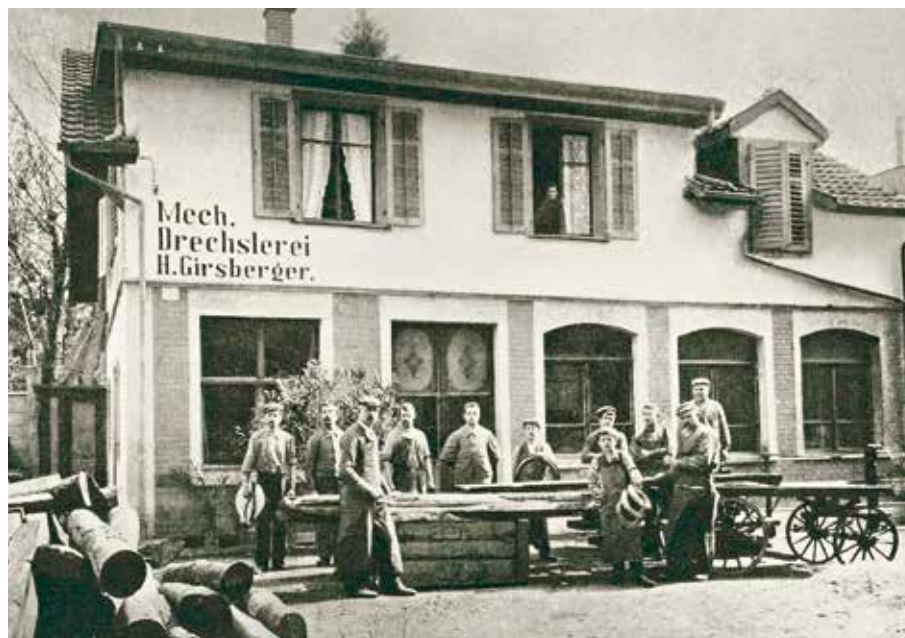
Herbert Rentsch

Für Menschen, die in einem Büro arbeiten, ist der Sitzkomfort ein wichtiger Faktor. Viele Angestellte sitzen jahrelang am Arbeitsplatz, ohne zu wissen, dass ihr Stuhl vom Bützberger Unternehmen Girsberger stammt. Besonders in Fachkreisen ist «Girsberger» ein Begriff für qualitativ hochstehende Bürositzmöbel. Insbesondere Bürodrehstühle sind nach wie vor die Spezialität der Firma. Schon seit langem ist Girsberger aber in die Produktion von anderen Möbeln für den Büro- und den Wohnbereich eingestiegen. Zudem entwickeln sich die Sparten Service und Instandhaltung zu einer Spezialität der Firma: Ältere Stühle und Tische werden repariert, saniert und aufgearbeitet. In Bützberg befindet sich nicht nur der Hauptfertigungsstandort für die Girsberger Kollektionen, sondern auch der Sitz der Girsberger Holding AG. Weitere Produktionsstandorte finden sich in Deutschland und der Türkei, Vertriebsgesellschaften sind in mehreren europäischen Ländern vertreten.

Drechslerwaren und Pianostuhl

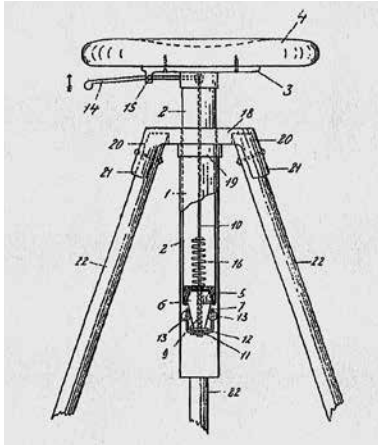
Die Anfänge der Girsberger AG sind in Zürich zu suchen. An der Hottingerstrasse eröffnet der 23-jährige Johann Heinrich Girsberger 1889 die «Drechslerlei Heinrich Girsberger». In die Gründung des Unternehmens hat er seine gesamten Ersparnisse investiert. In der Werkstatt werden Drechslerwaren wie Stickrahmen, Holzschalen und Ständer für Tischleuchten gefertigt. 1893 mietet Girsberger eine grössere Werkstatt und installiert dort seine erste Drehbank mit Dampftrieb. Sieben Jahre später zieht die Firma in eine Liegenschaft an der Neptunstrasse. Hergestellt werden unter anderem Klavierstühle mit drehbaren Sitzflächen. Heinrich Girsberger erfindet dazu eine Vorrichtung zur stufenlosen

Die Geschichte der Firma Girsberger beginnt mit einer mechanischen Drechslerei an der Hottingerstrasse in Zürich.



Höhenverstellbarkeit und lässt sie patentieren. Die Patentschrift des Eidgenössischen Amtes für Geistiges Eigentum vom 10. Oktober 1910 vermerkt als Patentgegenstand: «Vorrichtung an Stühlen zum Einstellen des Sitzes in verschiedene Höhenlagen». Nach ersten einfachen Drehstühlen werden bald solche mit gepolsterten Sitzflächen und gedrechselten Stuhlbeinen hergestellt. Die erste Modellreihe der Drehhocker mit stufenlos verstellbarer Mechanik – der Stuhl Typ 111 – wird während 60 Jahren bis 1970 nahezu unverändert produziert.

1912 verkauft das Unternehmen die Liegenschaft an der Neptunstrasse, kauft andere Gebäude, wieder an der Hottingerstrasse, und zieht dort ein. 1919 stirbt der Firmengründer Heinrich Girsberger. Sein Sohn Wilhelm übernimmt die Geschäftsleitung. Es entsteht die neue Firmenbezeichnung «Wilhelm Girsberger, Mechanische Drechslerei und Stuhlfabrik». 1930 lanciert Girsberger den ersten drehbaren, gefederten und in der Höhe verstellbaren Bürostuhl. In den Dreissigerjahren und während des Zweiten Weltkriegs spürt auch Girsberger die Wirtschaftskrise; die Geschäftsbedingungen werden zunehmend schwieriger. In der von Girsberger herausgegebenen Schrift über die Firmengeschichte heisst es: «Anstrengungen, um Aufträge zu sichern, und Sparsamkeit prägen den Alltag. Das ersparte Geld wird in



Der erste Girsberger-Drehstuhl mit stufenloser Höhenverstellbarkeit aus der Patentschrift von 1910

die Entwicklung neuer Produkte investiert.» Auf Prospekten aus dieser Zeit sind nebst Drehstühlen zum Beispiel Rolltische sowie Bücher- und Ordnergestelle zu sehen. Auch verstellbare Krankentische stellt Girsberger her. Einfache und klare Formen prägen die Möbel, was auf den Einfluss der Bauhaus-Bewegung zurückgeht. 1947 erfolgt erneut ein Umzug. Die Girsberger-Fabrik bezieht einen Neubau an der Tramstrasse in Zürich Schwamendingen. Die Produktionsräume sind gross und hell, der Maschinenpark ist modern. Es sind die Voraussetzungen für eine verstärkte Serienherstellung der Produkte. Trotz der schwierigen wirtschaftlichen Bedingungen gelingt es Wilhelm Girsberger, das Unternehmen kontinuierlich weiterzuentwickeln. 1953 kommt es zu einem Generationenwechsel. Nach dem Tod von Wilhelm Girsberger wird die Firma von seinen Söhnen Wilhelm und Heinrich Girsberger übernommen.

Umzug nach Bützberg

1954 erfolgt ein grosser Einschnitt in der Geschichte der «Stuhlfabrik WGZ Zürich», wie sie sich jetzt nennt. Die Firmenbesitzer entschliessen sich, den Standort Zürich zu verlassen. Grund dafür ist einerseits das Wachstum des Unternehmens, welches das Absatzvolumen von Büro- und Klavierstühlen kontinuierlich steigern kann. Andererseits ist es das Wachstum der Stadt: Zürich dehnt sich immer mehr aus. Der Girsberger-Betrieb mit 25 Angestellten in Schwamendingen kann wegen Platzmangel nicht erweitert werden. Dazu sind die Landpreise in und um Zürich hoch.

1954 zieht Girsberger an den heutigen Standort in Bützberg um.

Die Firmenchefs suchen deshalb einen Standort, wo preisgünstiges Industrieland an verkehrstechnisch gut erschlossener Lage vorhanden ist.





Heinrich und Wilhelm Girsberger leiteten die Firma mehr als 40 Jahre lang.



Michael Girsberger führt die Firma seit 1995.

Der geplante Neubau soll irgendwo zwischen Olten und Bern liegen. Die Brüder Wilhelm und Heinrich Girsberger machen sich auf unkonventionelle Art und Weise auf die Suche. Sie fahren im Auto in das von ihnen anvisierte Gebiet und melden sich bei den jeweiligen Gemeindebehörden. In etwa 15 Gemeinden im Oberaargau und im Emmental erörtern sie den erstaunten Leuten ihr Vorhaben. Die Suche nach den 150 Aren Land ist langwierig – bis sich schliesslich der passende Flecken Erde findet. Spätabends taucht im Licht der Autoscheinwerfer eine Wiese zwischen der Hauptstrasse und der Eisenbahnlinie auf – etwas ausserhalb des Dorfes Bützberg in der Gemeinde Thunstetten. Die Familie Girsberger kann das Land erwerben, und die Firma erhält die nötigen Bewilligungen für den Neubau. Es verläuft alles hektisch. Gerade fünf Monate stehen zur Verfügung, weil der Käufer der Fabrik in Zürich das dortige Gebäude übernehmen will. Nur acht Angestellte können der Firma von Zürich nach Bützberg folgen. Deshalb müssen 20 neue Mitarbeiter gesucht und angestellt werden. Im Oktober 1954 laufen die Maschinen planmässig an, die ersten Tische und Stühle werden in den neuen Hallen produziert. Der neue Standort erweist sich als günstig, nicht zuletzt wegen der Anbindung an Strasse und Bahn. Ein weiterer Vorteil: Am Dorfrand von Bützberg ist genügend Land vorhanden, welches spätere Ausbauten möglich macht. Das Unternehmen in Bützberg gedeiht gut, die Produktion wird laufend gesteigert, und auch die Zahl der Mitarbeiter steigt stark an. Ende 1954 noch arbeiten rund 30 Angestellte in der Fabrik, fünfzig Jahre später werden es gegen 200 sein. In den Fünfzigerjahren kommen bei der Stuhlproduktion zusätzlich zu den Werkstoffen Holz und Metall auch glasfaserverstärkte Kunststoffe zum Einsatz. Neue Formen mit geschwungenen Linien und gerundeten Kanten widerspiegeln den Zeitgeist. Die Gebäude von 1954 – sie prägen mit ihrem architektonisch überzeugenden Stil noch heute das Bild des Standorts Bützbergs – werden 1986 durch eine moderne Fabrikhalle mit Sheddach erweitert. Der vorerst letzte Generationenwechsel wird 1995 vorgenommen. Nach mehr als 40 Jahren an der Spitze des Unternehmens übergeben Heinrich und Wilhelm Girsberger die Führung an Heinrichs Sohn Michael Girsberger. Er übernimmt als CEO der Girsberger Holding AG die Leitung der Firmengruppe. Wilhelm und Heinrich Girsberger bleiben noch einige Jahre im Verwaltungsrat der Holding. Im Jahr 2000 entsteht neben dem bisherigen Verwaltungstrakt ein architektonisch ambitionierter Neubau für Empfang,

Das moderne Empfangsgebäude
aus dem Jahr 2000 mit seinen
Glasfronten



Ausstellung, Produktentwicklung und Verwaltung.

Schritte ins Ausland

Schon in den Sechzigerjahren unternimmt Girsberger erste Schritte ins Ausland. 1963 erfolgt die Gründung der Girsberger GmbH in Endingen, Baden-Württemberg, Deutschland. Die Anfänge sind bescheiden. In einer älteren Gewerbeliegenschaft fertigen vier Mitarbeitende Büro- und Konferenzstühle sowie Sitzgruppen für den Empfangsbereich an. 1968 kauft Girsberger in Endingen Industrieland und erstellt einen modernen Fabrikbau mit 1300 Quadratmetern Produktions- und Lagerfläche. Dieses Gelände wird in den nachfolgenden Jahren kontinuierlich erweitert. 1992 baut die Girsberger GmbH 500 Meter neben dem bisherigen Standort eine neue Fabrik für Produktion, Lager, Ausstellung und Verwaltung. Im Jahr 1979 expandiert das Bützberger Unternehmen in die USA. In Smithfield, North Carolina, wird die Tochterfirma «Girsberger Industries Inc.» gegründet. Zu Produktionsbeginn arbeiten nur acht Personen in

einem vorerst angemieteten Fabrikgebäude. 1981 kauft die Firma Land und Gebäude. Smithfield wird mehrmals erweitert und beschäftigt bis zu 100 Mitarbeiter. 2012 verpachtet Girsberger die Möbelproduktion in North Carolina an ein kanadisches Unternehmen, welches die Auslastung des Standorts für die Zukunft sichert. Die Mitarbeiter werden vom Pächter übernommen, die Liegenschaften bleiben im Besitz der Girsberger Industries Inc. Bereits 1992 kommt ein weiterer ausländischer Produktionsstandort hinzu: die «Tuna Girsberger Tic. AS» in Istanbul, Türkei. Die Girsberger Holding hält 50 Prozent der Aktien, die anderen 50 Prozent befinden sich im Besitz der Familien Tuna. Das Unternehmen produziert fast alle Bürositzmöbel aus dem Girsberger-Produktionsprogramm. Darüber hinaus werden speziell für die Türkei und die Golfregion Modellreihen entwickelt, hergestellt und vertrieben. Heute unterhält Girsberger im Ausland zudem Vertriebsgesellschaften mit Showrooms in Paris, Wien, London, Amsterdam und Madrid.

Vertrieben werden Girsberger-Möbel im Allgemeinen über den Büro- und Wohnmöbelfachhandel. Direktverkauf durch Girsberger wird nur ausnahmsweise bei Aufträgen von Grosskunden wie etwa der SBB oder der Post praktiziert. Geschäftszahlen veröffentlicht das Familienunternehmen Girsberger nicht. Auch Umsatzzahlen bezüglich der gesamten Girsberger-Gruppe werden nicht bekannt gegeben. Die Unternehmen Girsberger AG und Girsberger GmbH sind nach GRI (Global Reporting Initiative) zertifiziert. Diese wiesen 2010 einen gesamten Umsatz von 62 Millionen Franken aus. 2012 beschäftigt die Girsberger-Gruppe 350 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, davon 166 am Standort Bützberg.

Das Girsberger-Design

«Unsere Bürostühle müssen für Fachleute auf den ersten Blick als Girsberger-Produkte erkennbar sein.» Diese Aussage von Mathias Seiler, Leiter Design und Marketing, zeigt, in welchem Möbelbereich sich die Firma positioniert. Es ist das Marktsegment, in dem hohe Qualität und eigenständiges Design gefordert werden. «Wir stellen Produkte her, die sich von den Produkten der Konkurrenz unterscheiden – funktional und gestalterisch», sagt Seiler. Ein neuer Girsberger-Bürodrehstuhl zum Beispiel muss funktionale Vorteile bieten, hohen Sitzkomfort aufweisen und



Die Center Bar im Flughafen Zürich wurde von Girsberger ausgestattet.

über ein neues, eigenständiges Design verfügen. Dazu muss die Qualität stimmen. Solche Produkte in einem Hochpreisland herzustellen ist nicht einfach. Girsberger setzt sich bewusst von der Massenproduktion im Ausland ab. CEO Michael Girsberger stellt klar: «Mit unseren hausinternen Entwicklungsabteilungen und einem überdurchschnittlich hohen Anteil an eigener Wertschöpfung unterscheiden wir uns von unseren grossen Wettbewerbern.» Das ist teuer: Bis zum Anlauf der Serienproduktion einer neuen Bürodrehstuhl-Modellreihe etwa werden für Design, Modellbau, Konstruktion und Werkzeugbau bis zu 4 Millionen Franken ausgegeben. Die hohen Vorlaufkosten sind Risiko und Chance zugleich: Liegt der Ab-

Girsberger in öffentlichen Räumen

In der Sparte Customized Solutions realisiert Girsberger komplette Sitz- und Tischlandschaften nach Vorstellungen oder Entwürfen von Architekten und Planern, zum Beispiel für Empfangsbereiche, Lounges, Kantinen, Restaurants, Bars, Showrooms oder Museumsräume. Im Folgenden einige Beispiele von Räumen, die mit Girsberger Spezialanfertigungen bestückt sind: Zentralbibliothek Zürich (Sonderanfertigung Wandelemente, Gruppenarbeitsplätze)
Lounge-Geschoss PostFinance-Arena, Bern (Sitzbänke)
Spielfeld Stade de Suisse, Bern (Sonderanfertigung Spielerbank)
Champions Lounge, Stade de Suisse, Bern (Sonderanfertigung Tische)
Center Bar, Flughafen Zürich (Sonderanfertigung Tische, Barhocker, Loungesessel)
Vip Lounge, BayArena, Leverkusen (D) (Stühle, Tische, Bänke, Sonderanfertigungen Lounge Corner)

satz eines neuen Produkts unter den Erwartungen, muss die Firma zwar Abschreibungen vornehmen. Verkauft sich aber das neue Produkt gut, so kann es wegen der Abhängigkeit von den Werkzeugen und von speziellen Fertigungstechniken nicht so einfach, sondern nur mit einem grossen Zeit- und Kostenaufwand kopiert werden.

Die Möbel von Girsberger sind seit jeher durch ihr Design geprägt. Im Laufe der Jahrzehnte hat das Unternehmen immer wieder Designer beschäftigt, die funktional und optisch fortschrittliche Produkte entwickelt haben. Schon die Stühle aus den Vierziger- und Fünfzigerjahren des letzten Jahrhunderts weisen mit ihren klaren Linien und teils organischen Formen in diese Richtung. Besonders die Bürodrehstühle der Siebziger- und Achtzigerjahre begründen den typischen, erkennbaren Girsberger-Stil. Einer der wichtigen Stuhl Designer dieser Zeit, der die Marke Girsberger stark beeinflusst hat, ist Fritz Makiol, wohnhaft in Thunstetten. Von ihm stammt unter anderem das Modell 5600 aus dem Jahr 1973. Es ist der erste Bürodrehstuhl auf dem Markt mit tragenden Bauteilen aus Aluminiumdruckguss und Kunststoffspritzguss. «Revolutionär in Design, Konstruktion und im Materialkonzept», heisst es zu diesem Stuhl in der offiziellen Firmengeschichte. Einer der Entwürfe von Fritz Makiol ist der Bürodrehstuhl Trilax aus dem Jahr 1985. Neuartig daran ist damals die Dreipunkt-Bewegungstechnologie. Trilax ist weltweit der erste Bürodrehstuhl mit tragenden und miteinander verbundenen Sitz-, Rücken- und Hüftschalen aus glasfaserverstärktem Thermoplast. Der Stuhl ist auch heute noch ein wichtiger Bestandteil des Girsberger-Sortiments. Ein weiterer wichtiger Designer ist Dieter Sierli. Von ihm stammt zum Beispiel der Stuhl Modell 9500 (1986). Es handelt sich um den ersten Stahlrohrfreischwinger mit Gurtenpolsterung. Aktueller Designer bei Girsberger ist Stefan Westmeyer. Seine Tische und Stühle der Dining-Kollektion wirken unkonventionell, jung und modern. Das Design von Girsberger-Möbeln stammt heute aber nicht mehr nur aus dem Hause selbst. Es werden gezielt auch Aufträge an selbständige Designer vergeben.

Wandel der Möbelbranche – eine Herausforderung

Die Unternehmensgeschichte von Girsberger besteht nicht nur aus Erfolg und stetig steigendem Gewinn. Das zeigt sich in den Dreissigerjahren und während des Zweiten Weltkriegs. Und das ist auch in den Neunzigerjahren und in den ersten Jahren nach 2000 der Fall. In dieser Zeit sinkt der Unternehmensgewinn, und 2004 müssen gar Stellen abgebaut werden. Hauptgrund dieser Entwicklung: Girsberger wird mehr und mehr konfrontiert mit einem grundlegenden Wandel der Möbelbranche.

An einer Kundenpräsentation hat Holding-Chef Michael Girsberger diesen Wandel erläutert. Nachfolgend zusammengefasst seine Erkenntnisse: Jahrhundertlang ist die Möbelproduktion durch lokale oder regionale Schreinereien geprägt worden. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts kommen grosse Möbelhäuser dazu, die ihre Waren in Fabriken herstellen. Viel stärker wandelt sich aber die Branche mit dem Auftreten von europaweit, ja weltweit agierenden Unternehmen, die ihre Möbel erst noch zu Billigstpreisen anbieten. Vorreiterin dieser Entwicklung ist Ikea. Die Firma des Gründers Ingvar Kamprad ist heute in 50 Ländern präsent



Die Zuschauersitze im Theater Basel wurden von Girsberger saniert.

Junge Ulmen gepflanzt

Das Holz der Ulmen eignet sich gut für die Fabrikation wertvoller Tische. Es wird von Kunden deshalb häufig verlangt. Doch die Bäume sind bedroht: Die Ulmenwelke, eine Pilzkrankheit, befällt sie und lässt sie innert kürzester Zeit absterben. Der Ulmensplintkäfer, ein Borkenkäferschädling, überträgt den Pilz. Ulmen stehen vorwiegend als Einzelbäume in Mischwäldern. Heute fällt dort rund die Hälfte dieser Bäume dem Schädling zum Opfer. Girsberger will aber auch künftig Tische aus Ulmenholz anfertigen können. Deshalb arbeitet die Firma seit mehreren Jahren mit Forstdiensten zusammen und lässt in deren Wäldern Ulmen anpflanzen. Die Devise heisst: Für jeden Tisch aus Ulmenholz wird eine junge Ulme gepflanzt. Die Aufforstaktionen sollen verhindern, dass dereinst kaum mehr Ulmen für die Tischproduktion zu erhalten sind. Seit 2011 sind auf diese Weise weit über 200 Ulmen gepflanzt worden, dies vor allem in Wäldern des Bucheggbergs SO, von Thunstetten, Lengnau und Seon AG.

und beschäftigt gegen 100 000 Mitarbeitende, und dies, obwohl Ikea über keine eigene Produktion verfügt. Im Sog von Ikea entstehen weitere Grossverteiler preisgünstiger Wohn- und Büromöbel. In der Schweiz und in Europa sind es Firmen wie Interio, Carrefour, Office World, ShopQ und andere. Doch in Asien und den USA beheimatet sind ganz grosse Unternehmen mit 1000 bis 2000 Filialen und Jahresumsätzen zwischen 10 und 18 Milliarden Franken. Produziert werden deren Möbel vorwiegend in Billiglohnländern. So ist die Volksrepublik China heute das mit Abstand weltgrösste Herstellerland von Möbeln und Möbelkomponenten. Abgesehen vom hochwertigen Bereich gibt es in den USA kaum noch Tischkomponenten, die nicht in China hergestellt werden. Für fast alle Baugruppen und Teile in der Bürostuhlherstellung gilt das Gleiche. Diese kommen vorwiegend aus China oder aus Osteuropa, zunehmend auch aus Südkorea. Entsprechend werden die Produktionskapazitäten in den USA, in Frankreich und England abgebaut oder vollständig aufgegeben. Diese Entwicklung ist für Girsberger bedrohlich. Doch in Bützberg steckt man den Kopf nicht in den Sand. Michael Girsberger formuliert es so: «Wir haben die östliche und amerikanische Herausforderung längst angenommen. Die asiatisch-amerikanische Konkurrenz lässt uns jedoch nur einen Weg offen: fokussiertes Wachstum.» Gemeint ist damit, dass Girsberger sich auf Bereiche spezialisiert, wo es lohnende Absatzmärkte gibt, die nicht von den grossen Unternehmen abgedeckt werden. Im Fokus stehen anspruchsvolle Kunden, die bereit sind, für qualitativ hochstehende Produkte mehr zu bezahlen. Dieses Kundensegment bearbeitet das Unternehmen mit zwei getrennten, eigenständigen Marken: «Girsberger» und «Zoom by Mobimex». Girsberger hat Mobimex, Herstellerin von Massivholztischen im Hochpreissegment des Büro- und Wohnmöbelmarktes, im Jahr 2008 übernommen. Während «Girsberger» das mittlere und obere Segment abdeckt, ist «Zoom by Mobimex» die Marke für die Premium-Kundengruppe. Mobimex-Produkte sind für höchste Ansprüche in der obersten Preisklasse bestimmt. Beide Marken haben eine strikt getrennte Sortiments- und Vertriebspolitik. Mobimex-Möbel werden von der Tochtergesellschaft in Seon AG entwickelt und vertrieben. Die Produkte der Marke Girsberger werden in Bützberg entwickelt und in den Girsberger-Werken in Bützberg und Endingen (D) sowie im Werk Tuna, Istanbul, gefertigt.

Bürositzmöbel haben Girsberger grossen Erfolg gebracht. Noch heute



Bilder aus der Produktion: Massivholzlager, Tischlerei und Leimerei

werden im Office-Bereich 80 Prozent des Firmenumsatzes realisiert. Daneben werden andere Sparten immer wichtiger und eröffnen dem Unternehmen weitere Produktions- und Absatzmöglichkeiten. Girsberger hat sich in vier Geschäftsbereiche aufgliedert: Büro, Wohnen, kundenspezifische Sonderanfertigungen sowie Service und Wiederherstellung. Die Firma bezeichnet diese mit den englischen Begriffen Office, Dining, Customized Furniture und Service & Remanufacturing. Die Office-Kollektion besteht aus Bürodrehstühlen, Besucher-, Konferenz- und Mehrzweckstühlen sowie Sitzgruppen für den Loungebereich. Die Dining-Kollektion besteht aus Stuhl- und Tischgruppen, Sitzbänken und Sideboards für Esszimmer. Unter Customized Furniture sind Sonderanfertigungen zu verstehen, die

Ältere, abgenutzte Möbel werden in Bützberg erneuert und wiederhergestellt (Service & Remanufacturing). Girsberger führt solche Arbeiten auch für öffentliche Räume aus. Einige Beispiele: Hotel Bären, Langenthal (Instandsetzung von Holztischen, Stühle Punto)
Seniorenresidenz Talgut, Ittigen (Instandsetzung von Stühlen)
Parktheater Grenchen (Instandsetzung von Holzstühlen, Sonderanfertigungen von Tischen)
Alterszentrum Spycher, Roggwil (Instandsetzung von Stühlen, Sonderanfertigung von Tischen)
Konzerthalle Bad Salzuflen (D) (Sanierung der Zuschauersitze)
Theater Basel (Sanierung der Zuschauersitze)

nach spezifischen Vorgaben von Architekten entwickelt und hergestellt werden. Innerhalb dieses Geschäftsbereichs hat Girsberger in den letzten Jahren viele auch öffentlich zugängliche Gebäude wie Restaurants, Konzertsäle und Konferenzräume möbliert (siehe Kasten). Bei der Sparte Service & Remanufacturing geht es um die Weiterentwicklung des Kundendienstes. Girsberger wartet und reinigt Stühle und Tische, setzt sie wieder instand oder führt Erneuerungsarbeiten durch. So können diese Möbel eine längere Zeit in Gebrauch bleiben.

Entwicklung, Produktion und Vertrieb sind bei Girsberger seit 1998 unterschiedlich auf die Tochtergesellschaften der Holding verteilt. Gemäss CEO Michael Girsberger lohnte es sich nicht mehr, an verschiedenen Standorten gleiche Bereiche zu führen, z.B. doppelte Produktion, doppelte Lagerung, usw. Deshalb sind die Aufgaben auf die verschiedenen Standorte aufgesplittet. Bürodrehstühle für den europäischen Markt zum Beispiel werden nur in Endingen produziert. Komponenten dazu stammen aber zu einem Teil aus dem Werk Bützberg. «Für uns sind alle Standorte wichtig, weil sie voneinander abhängig sind», betont Michael Girsberger.

Der Standort Bützberg

Bützberg ist der Hauptsitz von Girsberger. Mit der Holding und der Produktions- und Vertriebsfirma Girsberger AG befinden sich dort wesentliche Bereiche der Unternehmung. Die Holding funktioniert als zentraler Dienstleister aller Tochtergesellschaften in den Bereichen Qualitätsmanagement, Produktentwicklung, Beschaffung, Produktmanagement, Marketing, Per-

Vier Girsberger-Stühle:
V.l.: Trilax, Yanos, Accordo, Pepe



sonal und EDV. Im Werk der Girsberger AG werden nicht nur verschiedenste Möbel und Komponenten hergestellt, sondern auch die Sonderanfertigungen produziert und Büromöbel erneuert. Ein Gang durch die Werkhallen eröffnet spannende Einblicke in diese Tätigkeiten. Auf den ersten Blick wird ersichtlich: Es ist keine Fabrik mit vollautomatisierten Anlagen für die Serienproduktion. Man erblickt reihenweise Hobelbänke und weitere Schreinereiarbeitsplätze und -maschinen. Dort werden Möbelteile zum Teil von Hand hergestellt. «Manufaktur» nennt Girsberger den Betrieb deshalb gerne. Stellt beispielsweise ein Angestellter Massivholzlammellen für ein Tischblatt zusammen, so ist ein grosses Know-how gefragt. Denn die Auswahl der Lamellen ist wichtig für die spätere minimale Verzugseigenschaft des Tisches. Ausserdem resultiert aus der Anordnung der Lamellen massgeblich das Bild der Holzmaserung. Gleich neben diesen von Handarbeit geprägten Arbeitsplätzen steht jedoch auch ein computergesteuertes Holzbearbeitungszentrum, das etwa so gross ist wie fünf Wohnzimmer. Daneben gibt es Abteilungen, in denen Metallkomponenten für Bürodrehstühle in grosser Stückzahl produziert oder Gestelle für Freischwingerstühle vollautomatisch gebogen und geschweisst werden. Die Möbel der Dining-Kollektion werden komplett in Bützberg gefertigt. Verwendet werden verschiedene Materialien. So erblickt der Besucher grosse Lagerbestände von Metall, ganze Stösse von Lederhäuten, Stoffrollen und hohe Stapel von Schnittholz (Bretter). Auf die Beschaffung von hochwertigen Materialien legt Girsberger besonderen Wert. Das Unternehmen beschäftigt zum Beispiel einen Angestellten, der sich nahezu ausschliesslich um den Holzeinkauf kümmert. Er spricht bei Förstern und Holzfirmen vor und sucht Bäume aus, die den Qualitätsanforderungen der Firma entsprechen. Nur der kleinere Teil des Holzes wird allerdings in Bützberg gelagert. Das grosse Holzlager von Girsberger befindet sich in Koblenz.

Das Gelände von Girsberger in Bützberg wird heute dominiert durch einen modernen Bau aus Beton, Metall und Glas aus dem Jahr 2000 – ein Werk des Architekturbüros Gerold Dietrich, Lotzwil. Es ist ein Quader, der auf zwei Seiten fast nur aus Fensterfronten besteht. Diese ermöglichen es, dort ausgestellte Produkte auch von aussen zu sehen. Die grosszügigen, hellen Räume enthalten Empfang, Ausstellungsflächen, Produktentwicklung und Verwaltung. «Der Neubau ermöglicht uns, das Unternehmen eindrücklich zu repräsentieren und unsere Gäste zu empfangen», sagt Heinz Stebler,

Geschäftsführer der Girsberger AG in Bützberg. Das Gebäude präge die Wahrnehmung der Firma mit. «Auch zwölf Jahre nach der Eröffnung erhalten wir die gleich positive Resonanz wie am Anfang», so Stebler. «Der Neubau erlaubt es der Firma, den Besuchern Produkte und Philosophie von Girsberger in einem besonderen Umfeld näherzubringen.» Stebler nennt dies «dreidimensionales Marketing».

Zum Auftritt von Girsberger gehört die Teilnahme an grossen Wohn- und Büromöbelmessen im In- und Ausland. Dort präsent zu sein ist für die Firma wichtig. Aber auch am Standort Bützberg selbst zeigt sich die Firma regelmässig einem grossen Fachpublikum: am Designers' Saturday. Als «eine der teuersten, aber auch wirksamsten Marketingaktivitäten» bezeichnet Heinz Stebler die Veranstaltung. Der Designers' Saturday besitze ein einzigartiges Renommée, sagt er. Der Anlass, der alle zwei Jahre in Langenthal und Umgebung stattfindet, bringt jeweils Designer, Innenarchitekten, Möbelhändler und Raumgestalter aus der ganzen Schweiz und dem Ausland in den Oberaargau, wo sie in den Räumen der Trägerfirmen des Designers' Saturday eigens gestaltete Präsentationen von Designern und Möbelherstellern sehen können. Tausende von Besuchern, darunter auch viele aus der lokalen Bevölkerung, strömen jeweils an die Ausstellungsorte – auch zu Girsberger nach Bützberg, wo sie zwischen den ausgestellten Designprodukten verschiedener Hersteller durch die Werkhallen schlendern, im Neubau die neuesten Möbel-Kreationen von Girsberger bestaunen und die Philosophie des Unternehmens hautnah erleben.

Quellen

«Girsberger History», Firmengeschichte auf der Homepage der Firma
(www.girsberger.com)

«Von Zürich nach Bützberg», Artikel in der Berner Zeitung BZ,
Ausgabe Oberaargau, 17.9.2004

Präsentation von CEO Michael Girsberger anlässlich einer Kundenveranstaltung der
Emmental Versicherung, 30.10.2009

«Dafür sorgen, dass es auch in Zukunft Holz hat», Artikel im Langenthaler Tagblatt,
22.3.2011

Girsberger-Firmenkataloge: Customized Solutions, Service & Remanufacturing
(Girsberger Holding AG, Bützberg)

Geschäftsbericht der Girsberger Holding zur Nachhaltigkeit, 2010
(Girsberger Holding AG, Bützberg)

50 Jahre Umweltschutz – und wie weiter?

Rückblick eines Oberaargauers

Christian Leibundgut

Seit gut einem halben Jahrhundert werden in der Schweiz wie auch in anderen mitteleuropäischen Staaten die Strukturen des Natur- und Umweltschutzes aufgebaut und ausgebaut. Mit der auch in der Schweiz proklamierten Energiewende drohen nun die mühevoll erreichten Standards und Schutzziele wieder zur Disposition gestellt und aufgeweicht zu werden. Positionen wie die allgemeinen Schutzgedanken oder die einschränkenden Randbedingungen bei Kleinwasserkraft-Nutzung werden bedrängt. Sie wurden in fast fünf Jahrzehnten beharrlicher Umweltarbeit errungen, werden aber heute von manchen gar als lästige und hinderliche Hürden auf dem Wende-Weg diskreditiert. Diese Regulierungen sollen wieder abgebaut und die Leistungen der langjährigen Anstrengungen um eine lebenswerte Umwelt entwertet oder sogar zunichte gemacht werden. Ein Blick zurück soll einige Aspekte dieser Entwicklung anlässlich des Jubiläumsjahres 2012 zweier beteiligter Organisationen erhellen.

Im Jahr 2012 begehen sowohl der Naturschutzverein Oberaargau (NVO), wie der Verein bis 1997 hiess, als auch die Schweizerische Arbeitsgemeinschaft für Umweltforschung (SAGUF) ihr 40-jähriges Bestehen. Der NVO wurde am 25. August 1972 im Hotel Bahnhof in Langenthal auf Initiative der schon bestehenden Naturschutz-Kommission Oberaargau (NSKO) mit dessen Präsidenten Valentin Binggeli und den Mitstreitern der Kommission gegründet. Käte Schneeberger hat im Jahrbuch des Oberaargaus 1992 die Geschichte des NVO und seiner Vorläuferin NSKO sowie der Nachfolgeorganisation Pro Natura Regionalsektion Oberaargau (<http://www.pronatura-be.ch>) beschrieben. Die Tätigkeit des NVO/Pro Natura ist in den Jahrbüchern des Oberaargau 1975–2001 unter «Naturschutz Oberaargau» lückenlos rapportiert. Die Schweizerische Arbeitsgemeinschaft für Umweltforschung (SAGUF), heute «Schweizerische Akademische Gesellschaft für Umweltforschung und Ökologie»

(<http://saguf.scnatweb.ch/portrait.html>), erlebte ihre Gründungsversammlung 1972 im Hotel Schweizerhof in Olten. Treibende Kräfte dahinter waren die Professoren Pierre André Tschumi, Biologie, Universität Bern (Gründungspräsident) und Hans Leibundgut, Forstwissenschaften, ETH Zürich. Am 19. Juni feierte die SAGUF in Langenthal unter dem Motto «Impulse für Forschung, Politik und Gesellschaft» ihr 40-Jahr-Jubiläum. Der Autor war Teilnehmer in beiden Gründungsversammlungen und langjährig sowohl in der Umweltforschung als auch im praktischen Natur- und Umweltschutz tätig. Der vorliegende Bericht versucht, die Kernpunkte aus dieser Geschichte für das Jubiläum sichtbar zu machen und die Entwicklung und Zukunft im Gesamtfeld des Umweltschutzes kritisch zu analysieren.

Aufwachen

Die Entwicklung beider Organisationen nahm schon 10 Jahre vor ihrer offiziellen Gründung ihren Anfang, deshalb der Titel «50 Jahre Umweltschutz». Rachel Carsons wachrüttelnde Publikation «Der stumme Frühling» – zu den Folgen des unbegrenzten Pestizideinsatzes (DDT) auf den weiten Feldern der USA – brachte anfangs der Sechzigerjahre viele Menschen zum Aufwachen (Carson 1963). Breite und leidenschaftliche Diskussionen flammten sowohl in den Natur- und Umweltschutzkreisen als auch in der Forschung auf und riefen bald nach konkreten Schritten und neuer Organisation der oft diffus operierenden Naturschützer, wie sie damals genannt wurden. Eine klare Richtungsweisung erfolgte in der zweiten Hälfte der Sechzigerjahre, als das Gedankengut des Club of Rome öffentlich wurde (Meadows 1972). Seine Hauptthemen waren Überbevölkerung, Wirtschaftswachstum und Nachhaltigkeit, und sie blieben es im Wesentlichen bis heute. Die erste Veröffentlichung des Club of Rome, «Limits to Growth», erfolgte im Jahre 1972, und in Stockholm fand die erste Welt-Umweltkonferenz statt, so dass das Jahr 1972 durchaus als ein Schlüsseljahr des Umweltschutzes bezeichnet werden kann.

Diese drei zentralen Themenbereiche wurden unter den an Umweltfragen interessierten Forschern (der Begriff Umweltforschung war noch nicht erfunden) schon früh heftig und kontrovers diskutiert. Sie waren aber auch stark im pädagogischen, vielleicht auch etwas missionarischen

Abb. 1
Muemethalerweiher in winterlicher Abendstimmung. Eines der Naturschutzobjekte, die der Naturschutzverein Pro Natura Oberaargau von den Anfängen 1972 bis heute begleitet hat (Aufnahme Leibundgut 1974).



Anliegen der Gemeinschaft dieser Wissenschaftler verankert. Ebenso diskutiert wurde, dem Zeitgeist entsprechend, über eine Plattform der Umweltforschung. Dies alles führte schliesslich zur Gründung der SAGUF. Die Beweggründe der Wissenschaft und des praktischen Umweltschutzes waren vielfältig, lagen aber hauptsächlich im Verantwortungsbeusstsein gegenüber der Natur und den Lebensgrundlagen, also den Ressourcen wie Wasser, Boden und Luft. Diesen politisch harmlosen Anstrengungen stand mit den AKW-Gegnern, die sich fast zeitgleich formierten und organisierten, eine eher ideologisch eingestimmte Bewegung gegenüber.

Im Naturschutzverein Oberaargau standen naturgemäss Fragen des praktischen Natur- und Umweltschutzes im Vordergrund. Dazu gehörten unter vielen anderen die Unterschutzstellung des Muemethalerweihers (Abb. 1), der Bau eines Beobachtungsturmes am Aeschisee, die Pflanzung von Hecken (Sichtschutz, Rückzugsgebiete) oder die Ausarbeitung von Gestaltungsplänen für neu zu schaffende Naturschutzgebiete, um nur eine kleine Auswahl zu nennen. Das Lättlochgebiet in Oberbipp ist in



Abb. 2
Der Sickerversuch Oberörs (1975)
ist ein Beispiel für die praxisbe-
gleitende Umweltforschung.
Bestimmung von Sickergeschwin-
digkeit, Sickerleistung und hyd-
raulischer Durchlässigkeit mit der
Doppelring-Infiltrometer-Methode,
ergänzt durch Tensiometer.

der damaligen Ausprägung heute noch erhalten (Abb. 3). Die übergeordneten Themen der Nachhaltigkeit und des Wachstums wurden jedoch bei den strategischen Überlegungen des NVO immer einbezogen. Dem Zeitgeschehen entsprechend beherrschte in der Gründungsphase ein Thema die Tagesordnung, nämlich das AKW Graben und damit die Atomfrage überhaupt.

Praxisorientierte Forschung

Für den Autor, aktiv im regionalen Naturschutz wie auch im Rahmen der entstehenden Umweltforschung, war es als Gründungspräsident des NVO nur konsequent, dass auch die Idee einer praxisbegleitenden Umweltforschung verfolgt wurde. In der SAGUF wurde die praxisorientierte Umweltforschung offiziell erst ab den Achtzigerjahren zum Schwerpunkt der Arbeit. Vorher stand die Grundlagenforschung im Vordergrund. Aus der praxisbegleitenden Umweltforschung erhoffte man sich im NVO Erkenntnisse und Argumente für die praktische Umweltschutzarbeit in der Region (Abb. 2). Im Oberaargau wurde diese faszinierende Idee unter anderem umfassend im Bereich der Wässermattenforschung umgesetzt (Abb. 5). Diesem Thema sind im Jahrbuch des Oberaargaus zahlreiche Artikel seit 1970 gewidmet, der letzte 2011, (Leibundgut 2011a).

Generell war mit der Gründung der SAGUF die Hoffnung verbunden, die Umweltforschung in der Schweiz an sich vorwärtszubringen und dem praktischen Umweltschutz, der in den Vereinen ausgeübt wurde, fachlich fundierte Unterstützung, Rückhalt und Argumentationshilfen zu geben. Hinzu kam, gemäss unserem Verständnis von Umweltschutz, natürlich das Ziel, in die Politik hineinzuwirken. Wie stark die Beziehungen zwischen den beiden Organisationen war, mag auch daraus zu ersehen sein, dass an der Hauptversammlung des NVO am 18. Januar 1974 der nachmalige Stadtpräsident von Zürich, Elmar Ledergerber, damals aktiver SAGUFianer, den Vortrag mit dem Thema «Wirtschaftswachstum, Umweltbelastung und Energieverbrauch» hielt. Ein Thema, das bis heute unverändert aktuell geblieben ist. Ebenso darf rückblickend festgestellt werden, dass der NVO schon sehr früh bei seinen Bemühungen um die Umsetzung von Projekten das inzwischen hochmodern gewordene «integrierte Management» praktizierte. Ein Auszug aus dem

Abb. 3

Ausschnitt aus dem Gestaltungsplan für das geplante kommunale Naturschutzgebiet Lättloch der Burgergemeinde Oberbipp. Entwurf Beat Zumstein, Vorstand NVO, 1984.

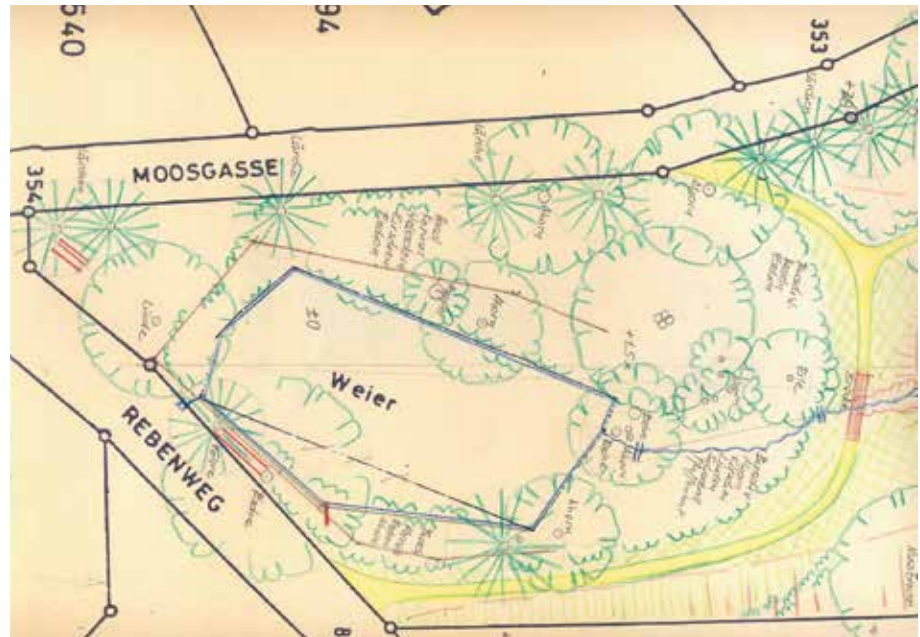


Abb. 4

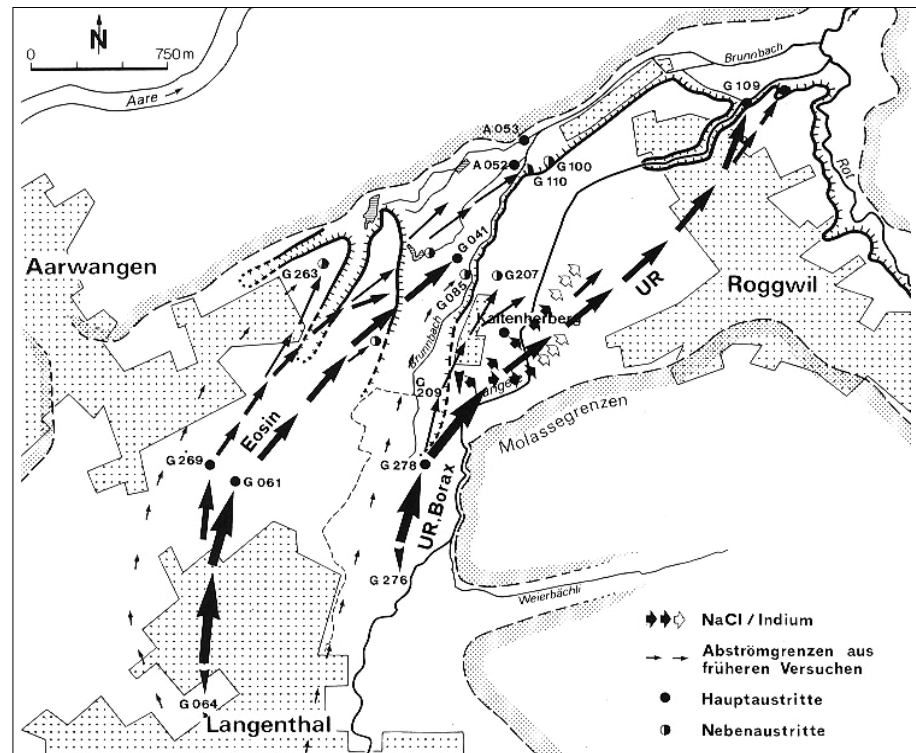
Schematische Darstellung der Nachhaltigkeit mit den drei Sektoren Ökologie, Ökonomie und Soziales System. Alle Sektoren haben neben dem autonomen Bereich (hellblau) Überlappungsbereiche mit den beiden anderen, die potentielle Konflikte beinhalten. In den Überschneidungsbereichen (dunkelblau) konkurrieren die Interessen der einzelnen Sektoren am stärksten (aus Leibundgut 2010).

Protokoll der Hauptversammlung 1974 mag dies erhellen: «Der Vorstand ist nach wie vor bestrebt, die Probleme der strittigen Projekte (schon) in der Anfangsphase gemeinsam (mit den Betroffenen) zu behandeln. Bis heute wurde (denn auch) in praktisch allen Fällen eine Übereinkunft erzielt... Me muess halt rede mitenang.»

Leitgedanke Nachhaltigkeit

Die Faszination lag insbesondere auch darin, dass der übergeordnete Leitgedanke der Nachhaltigkeit erstmals auch zur Hinterfragung der Wachstumsideologie auf regionaler Ebene führte und in den Blick der Öffentlichkeit gerückt wurde. Mit Nachhaltigkeit war die Erhaltung unserer Lebensgrundlage gemeint. Dieser Fokus galt nicht nur im Oberaargau, auch wenn der NVO in diesem Bereich damals eine Vorreiterrolle gespielt haben dürfte. Die Situation dürfte jedoch einigermaßen typisch gewesen sein für die Schweiz. Um den Gedanken eine Breitenwirkung zu ermöglichen, wurden im NVO eine «Informationsstelle für Umweltschutz» (IUO), die systematisch die Presse bediente, und eine «Natur-

Abb. 5
Praxisbegleitende Umweltforschung am Beispiel der Wärsermatten. Tracerversuche zur Ermittlung der Abströmrichtungen des Grundwassers und der Quellaustritte im untersten Langetental (aus: Ch. Leibundgut et al. [1981]).



schutz-Beratungsstelle» (Telefon-Hotline) etabliert. Beide Einrichtungen stützten sich auch auf die Arbeiten der Umweltforschung.

Nachhaltigkeit wurde schon damals in der heute noch gültigen Form definiert (Grober 2010), auch wenn die erläuternde Graphik, die heute Allgemeingut ist, erst später gezeichnet wurde (Abb. 4).

In den Siebzigerjahren waren regional vor allem Überbevölkerung, Wachstum, Nachhaltigkeit und Atomstrom die Gesprächsthemen im Umweltbereich. Gesamtschweizerisch kam noch der Wasserkraftausbau im Zusammenhang mit der AKW-Diskussion hinzu. Zu den Zielen gehörte auch die Schaffung von Netzwerken (NGOs) zum praktischen Umweltschutz vor Ort, die die Projekte umsetzen sollten. Umweltschutzmassnahmen, die von Politik und Gesellschaft zu entscheiden sind, müssen wissenschaftlich gut abgestützt sein, wenn sie Bestand haben sollen. Forschung und NGOs wollten gemeinsam die Verantwortung gegenüber der Natur und den Lebensgrundlagen übernehmen.

Im Oberaargau waren die Umweltdiskussionen um 1972 stark von der

AKW-Frage (Planung AKW Graben) bestimmt, nachdem der Bund am 31. Oktober 1972 die Standortbewilligung erteilt hatte (Bärtschi 2008). Noch im gleichen Jahr erfolgte unter der Führung des NVO die Lancierung und Einreichung einer Petition mit 12 000 Unterschriften aus der Region gegen den AKW-Standort Graben, die den Auftakt zu einem breiten Widerstand in der Region und schliesslich 1977 zur Aufgabe der Pläne für ein AKW Graben durch die BKW führte (Abb. 6).

Rückblicke bergen immer auch die Gefahr der Idealisierung früherer Gegebenheiten und Aktivitäten. Das mag auch hier nicht ganz zu vermeiden sein. Dennoch, im Oberaargau, stellvertretend für die regionale Ebene des Natur- und Umweltschutzes, wurde in den vergangenen Jahrzehnten in Verbindung mit der Umweltforschung Entscheidendes zur Erhaltung unserer Umwelt und unserer Lebensgrundlagen geleistet. Am besten lassen sich diese «historischen» Errungenschaften an der heutigen Situation und einem Blick in die Zukunft messen.

Die Entwicklung des Nachhaltigkeitsgedankens ist in der Gesellschaft und Politik in den letzten Jahrzehnten weit fortgeschritten. Dies jedoch weit mehr im Ausdruck schöner Worte und wohlklingender Ansprachen als einer wirklich nachhaltigen Wirtschaft und rahmengebender Politik. Dabei ist eine breite Verankerung in allen Gesellschaftskreisen und vor allem der breiten Bevölkerung die zentrale Voraussetzung für Nachhaltigkeit. Ein Blick auf die Weltwirtschaft zeigt allerdings, dass wir global weiter von der Nachhaltigkeit entfernt sind als 1972 zur Zeit des Aufrufes des Club of Rome! Die nötige Abkehr von der ökonomischen Wachstumsideologie (Latouche 2009, Seidl und Zahrnt 2010) ist in der Gesellschaft und bei den Entscheidungsträgern nicht festzustellen. Zur Erreichung von Nachhaltigkeit ist dies aber unerlässlich. Die Umweltforschung kann das stichhaltig beweisen, obwohl dazu auch schon der gesunde Menschenverstand völlig ausreicht. Dabei sollten die Verfechter der Wachstumsideologie nicht übersehen, dass einer der namhaftesten Ökonomen der Gegenwart, Professor Hans C. Binswanger (Universität St. Gallen), mit seiner auf den ersten Blick widersprüchlichen These eine brauchbare und realistische Verbindung schafft zwischen Ökonomie und Ökologie: Ökologische Investitionen sind nur dann nachhaltig, wenn sie auch ökonomisch nachhaltig (sinnvoll) sind. Anders ausgedrückt heisst das, dass nachhaltiges Wirtschaften so gestaltet werden muss, dass es die Lebensgrundlagen und die endlichen Ressourcen nicht vital antastet.



Abb. 6
AKW Standort Graben an Aare.
Der eingezeichnete Ring auf dem
Talboden zeigt den Standort des
geplanten Kühlturmes (1972).

Es heisst aber auch, dass Investitionen nur nachhaltig sind, wenn sie auch wirtschaftlich rentabel sind. Dies gilt besonders auch für Leistungen im Umweltbereich.

Allerdings gilt es zwischen der Situation in der Schweiz und der globalen Situation zu unterscheiden. Global ist sie verheerend: Die Ressourcen werden in weiten Teilen der Erde rücksichtslos ausgebeutet (nicht nur genutzt), der soziale und der ökologische Bereich der Nachhaltigkeit kommen oft hoffnungslos zu kurz. Vielerorts läuft die Uhr sowohl im Naturbereich als auch im gesellschaftlich-sozialen Bereich ab oder ist schon abgelaufen. Umweltverwüstungen grössten Stils wie die Abholzung der letzten Urwälder, und zunehmende soziale Unruhen in vielen Bereichen der Welt zeigen dies deutlich.

Im Rahmen der Energiewende sind in den letzten Jahren in verschiedenen Staaten (Bsp. England, Deutschland) für den Umweltschutz verheerende Entwicklungen in Gang gesetzt worden. Es sind bereits verschiedentlich Rechtsgrundlagen zu Natur- und Umweltschutz sowie der Raumplanung ausgehebelt bzw. auf die Interessen einzelner Wirtschaftssektoren zugeschnitten worden. Die Ökonomie erhält das absolute Primat vor den übrigen Bedürfnissen der Gesellschaft an die Umwelt. Sogar die Klagerechte werden teilweise eingeschränkt oder aufgehoben. Demgegenüber herrscht in der Schweiz noch ein verantwortungsbewussteres Denken. Wir müssen alles daran setzen, dass ähnliche Entwicklungen wie im zitierten Ausland nicht auf die Schweiz übergreifen. Mit mir sind viele überzeugt, dass wir es schaffen könnten. In der globalisierten Welt sind aber die Kräfte der globalen Treiber (Finanzmärkte, Spekulanten, internationales Grosskapital und Grosskonzerne, ...) so gross, dass die Schweiz allein wohl kaum bestehen kann. Allerdings kann die Lösung auch nicht darin liegen, dass sich die Schweiz den problematischen Entwicklungen ausserhalb ihrer Landesgrenzen angleicht. Ein Gebot der Zeit wäre es, sich in gesundem Selbstbewusstsein auf die traditionellen Werte zu besinnen und die Identifikation mit bewährten schweizerischen «Tugenden» zu stärken (Delanty 1995).

Von den zahlreichen positiven Aktivitäten soll nur eine hervorgehoben werden, die mehrere der oben angeschnittenen Aspekte behandelt. Im Sektor Wasser ist das nationale Forschungsprogramm «Nachhaltige Wassernutzung in der Schweiz» (NFP 61) aufgelegt, an dem gegenwärtig konzentriert gearbeitet wird. Es folgt der Philosophie, dass Umweltthemen

nur ganzheitlich angegangen und gelöst werden können (www.nfp61.ch). Auch eine nachhaltige Wassernutzung kann nur unter Einbezug weiterer Lebens- und Wirtschaftsbereiche wie der Energie, Landwirtschaft, Raumplanung, Biodiversität – um nur einige zu nennen – konzeptionell entworfen und realisiert werden.

Umgekehrte Vorzeichen

So wie wir um 1970 an einer Zeitenwende standen, nämlich der Wende vom eher unstrukturierten bis fehlenden Umweltbewusstsein zu einem organisierten, forschungsgestützten Umweltschutz mit strukturellen Einrichtungen auf allen Ebenen (Höhepunkt um die Jahrtausendwende), so sind wir heute, nach meiner Einschätzung, wieder an einer Zeitenwende, allerdings mit umkehrten Vorzeichen. Errungenschaften des Umweltschutzes werden abgebaut oder einer einzelnen Komponente der Umwelt, zum Beispiel der Energiegewinnung und ihren neuesten Entwicklungsformen, geopfert. Das eindimensionale Denken droht wieder Einzug zu halten und damit das schon gewachsene ganzheitliche Denken zu verdrängen.

Die oben genannten Gründe sind gleichsam externe Kräfte, die auf die Umweltschutzanstrengungen einwirken. Daneben gibt es aber auch interne Ursachen für die abnehmende Unterstützung und Schlagkraft der Umweltschutzbewegungen in der Gesellschaft. Erfahrungsgemäss unterliegen alle charismatischen Bewegungen, vom Urchristentum bis zum Sozialismus, Prozessen der Degenerierung wie der selbstverständlichen und leidenschaftslosen Gewöhnlichkeit und insbesondere der Bürokratisierung (Weber 1922). Dies scheint mindestens bis zu einem gewissen Grade auch für die Umweltschutzbewegungen in den letzten Jahrzehnten zuzutreffen. Jedenfalls haben sich der Schwung und die Begeisterung der Pionierjahre vor 1985 deutlich abgeschwächt.

Bezüglich der grundsätzlichen Probleme der Umwelt sind wir heute irgendwie noch gleich weit wie zur Gründerzeit der beiden Vereinigungen in den Siebzigerjahren. Die seinerzeitigen zentralen Postulate um Überbevölkerung, Wachstum, Nachhaltigkeit und Atomfrage (Energiewende) sind weiterhin aktuell und bedürfen immenser Anstrengungen, um einer Lösung zugeführt werden zu können. Dem stehen der ökonomische

Wachstumsglaube, der Zerfall der alten Werte und die sichtbare Auflösung der Gesellschaft, mindestens in der westlichen Welt, gegenüber. Nachhaltigkeit kann mit dem jetzigen Wirtschaftssystem nicht erreicht werden: Gewinnmaximierung führt zwangsläufig zur Ausbeutung und letztlich zu Aufzehrung oder Zerstörung der Ressourcen und Lebensgrundlagen (Leibundgut 2010).

Die Gesellschaft darf sich von egoistisch operierenden Wirtschaftszweigen und in deren Gefolge von der Politik nicht zu sektoriellen Lösungen und eindimensionalen Denkweisen verführen oder zwingen lassen. Als Argumente dienen hierfür vermeintliche oder hochstilisierte Zwänge wie der Energiemangel. Die Instrumente zu einem ausgewogenen Miteinander, vorab das «integrierte Management», wurden in den vergangenen Jahrzehnten geschaffen, in Gesetzen und Verordnungen verankert und auch gelebt. Sie müssen die Basis für die Beurteilung der Zukunftsfragen bleiben.

Drei Szenarien

Zusammenfassend kann der Kreis mit den Fragen geschlossen werden «Wo standen wir mit dem Umweltschutz gestern, wo stehen wir heute, und wo werden wir morgen stehen?». Dabei geht es vital um unsere Lebensgrundlagen. Insofern steht das «Wo stehen wir?» auch für uns als Gesellschaft als Ganzes.

Wo wir vor vierzig Jahren standen, ist im Aufsatz aus verschiedenen Perspektiven beleuchtet worden. Wo wir heute stehen, wurde angeschnitten, wenn auch nur ansatzweise. Die Frage, wo wir morgen stehen werden, ist die Frage, die schon zu Zeiten des Orakels von Delphi die Menschen fundamental beschäftigte. Da wir über kein Orakel mehr verfügen, ist die Vorhersage noch schwieriger geworden. Ein beliebtes Instrument zur «Beantwortung» solcher Fragen sind Szenarien. Hier sollen die drei Szenarien negativ, neutral und positiv kurz angerissen werden.

– Nehmen wir das Negativszenario vorab: Die Deregulierung und Liberalisierung geht weiter und führt zur Abschaffung der Schranken gegen willkürliches Wirtschaften, und in Bezug auf den Umweltschutz zur Abschaffung des Schutzgedankens und der Umweltstandards, die mühsam über die letzten 40 Jahre aufgebaut und in den Gesetzen verankert

worden sind. Und denken wir daran: Nicht einmal unter diesen Voraussetzungen konnten überall geordnete Entwicklungen erreicht werden. Die Zersiedelung des schweizerischen Mittellandes ist ein Beispiel dafür. Ein anderes ist die CO₂-Problematik.

Auf der internationalen Bühne werden systematisch alle Bemühungen um Reduktion des Treibhausgases im Interesse der Konzerngewinne zu nichte gemacht. Auf nationaler und regionaler Ebene entsteht die Gefahr, dass die letzten Ressourcen stark unter Druck gesetzt werden, um mittels erneuerbarer Energien den ungleichen Kampf ums Weltklima gewinnen zu wollen. Gewässer, ökologische Systeme, Artenvielfalt, wertvollste Kultur- und Erholungslandschaften stehen plötzlich wieder zur Disposition. Da erscheint die folgende These zur Zukunft nicht mehr abwegig: In wenigen Jahren wird in weiten Teilen der Erde nicht mehr über Nachhaltigkeit und Umweltschutz, über Parteiengezänk und unfähige Politiker geredet, sondern über das Überleben (Leibundgut 2010).

– Das Neutralszenario könnte sich etwa im Bereich des «business as usual» bewegen. Ein bisschen vor und ein bisschen zurück. Alles in allem können damit weder im Umweltbereich noch in der Wirtschaft und Gesellschaft wirklich Fortschritte erzielt werden. Aber eines kann mit einiger Sicherheit vorausgesagt werden: Trotz Bemühungen und teilweiser Anwendung eines «integrierten Managements» wird im Nachhaltigkeitsdreieck (Abb. 4, S. 223) die Ökologie zu kurz kommen. Die Erfahrung zeigt, dass in praktisch allen Fällen die Kompromissfindung schliesslich die Ökonomie um einen Schritt weiter bringt und die Ökologie ein Stückchen abgeben muss, zum Beispiel ein Feuchtgebiet. Wo das schliesslich enden wird, ist in Leibundgut 2011b näher erläutert.

– Wie kann ein Positivszenario aussehen? Wir bekennen uns zur Nachhaltigkeit in unserem Wirtschaften und leiten demzufolge eine Phase des Degrowth ein. Eine Ausbeutung der Ressourcen wird gesellschaftlich geächtet und vom Staat als dem Hüter des Gemeinwohls verboten. Die Gewinne werden nach klassischer unternehmerischer Tradition weitestgehend reinvestiert. Einseitige Gewinnanhäufungen und Spekulationen, die mittlerweile auf alles geführt werden können, werden durch Regulation und strukturelle Massgaben verhindert.

Wenn wir abschliessend den Bogen zu den Anfängen vor 50 Jahren schlagen, sticht unter den verschiedenen Ursachen, die die Zukunftsaussichten trüben, ein Problemkreis hervor. Während die Gründer- und Pionierzeit des Umwelt- und Naturschutzes geprägt war von einer fast idealistisch beseelten Aufbruchstimmung in eine bessere Welt, stehen wir heute vielfach vor Ratlosigkeit, Orientierungsverlust, Resignation oder Gleichmut. Viele Menschen kämpfen ganz persönlich nicht mehr nur um einen möglichen Aufstieg, sondern gegen den drohenden Abstieg. Leistungsdruck, Dauerhektik, mediale Verwirrung und eine Dauerpräsenz von Katastrophenszenarien verängstigen, lassen nach oberflächlicher Ablenkung suchen, lähmen den Widerspruchsgeist und verbrauchen die Kräfte. Diese Entwicklungen beobachten wir heute zwar stärker im europäischen Umfeld als in der Schweiz. Die Schweiz kann aber nur in enger Verzahnung mit diesem europäischen Umfeld bestehen. Dort laufen zur Zeit ernst zu nehmende Prozesse ab, die die weiteren Entwicklungen in der Schweiz auch auf dem Gebiet des Umweltschutzes beeinflussen könnten.

Der Schutz von Umwelt und Natur ist untrennbar damit verbunden, wie wir leben und wirtschaften und welche Werte uns dabei leiten. Eine nachhaltige Entwicklung kann nur gelingen, wenn auf Dauer ein möglichst gerechtes, ressourcenschonendes und im Kräftefeld Ökologie–Ökonomie–Soziales ausbalanciertes Handeln gewährleistet ist. Auf europäischer Ebene, aber vor allem in Deutschland, wird Umweltschutz mittlerweile sehr stark auf den Klimaschutz und die Frage nach CO₂-Emissionen fokussiert. Damit wird der Energiewirtschaft eine prioritäre Rolle für Anliegen des Umweltschutzes zugesprochen. Dieser lineare und eindimensionale Denkansatz birgt die Gefahr, dass grosse Ziele auch zu fraglichen Mitteln greifen lassen. Das gilt für den Natur- und Umweltschutz selbst, wenn zum Beispiel errungene Schutzgesetze als aktuelles Hindernis auf dem Wege künftiger Energiegewinnung betrachtet und wieder zurückgesetzt werden sollen. Das gilt auch für gesellschaftliche Prozesse, wenn unter gleichem Siegel ein umfassend reglementierter Umbau von Wirtschaft und Gesellschaft, gar ein neues Menschenbild, eingefordert wird.

Die globale Finanzkrise, in Europa stark strapaziert zu einer Währungs- und

Staatsschuldenkrise des EU-Raumes, sollte uns umfassend wachrütteln. Wir sehen, wie die viel zitierte Gier, ungehemmte Eigeninteressen und Verantwortungslosigkeit ganze Volkswirtschaften und Gesellschaften unter Druck setzen und vor sich hertreiben können. Politische Souveränität wurde eingeschränkt und Forderungen nach mehr Zentralismus und ein zügiges Übergehen manch langwieriger demokratischer Legitimationsprozesse in den Raum gestellt. Auch hier könnte das von Hektik getriebene Reagieren auf Krisenszenarien Folgen auslösen, die wesentliche zivilisatorische Errungenschaften, darunter den Umweltschutz, der Gefahr aussetzen, wieder disponibel oder verhandelbar zu werden.

Wenn auch in der Schweiz andere Verhältnisse gegeben sind, so gilt es doch wachsam zu bleiben, damit solche Tendenzen früh erkannt werden und nicht unbemerkt Fuss fassen können. Allerdings sind die grundlegenden politisch-gesellschaftlichen Randbedingungen auch völlig anders gelagert. Die Schweiz hat bereits ihren eigenen spezifischen «Gesellschaftsvertrag». Das, was eben die Schweiz ausmacht. Damit hat die Schweiz die grosse Chance, ihr Anderssein – denken wir z.B. an die Errungenschaften der direkten Demokratie und des Konsensprinzips – zu stärken, aktiv zu leben und die Vorzüge ihrer gesellschaftspolitischen Kultur darzustellen. Das zurzeit reichste Land der Erde ist auch das wettbewerbsfähigste – darin liegt kein Widerspruch! Erfolg ist möglich bei gleichzeitiger Wahrung von breitem, gesellschaftlichem Wohlstand und hohen Standards für die Umwelt, denn Erfolg erzielen Menschen, die sich mit allen Kräften und grosser Begeisterung einsetzen können und wollen. Zu dieser Bereitschaft gehört mehr als nur Geld und die Aussicht auf Profit. Persönliches Glück hängt nur bedingt vom materiellen Besitzstand ab. Als wesentliche Faktoren hat die Forschung die persönliche Gesundheit, gute soziale Beziehungen und notabene eine lebenswerte, intakte natürliche Umwelt ausgemacht. Sie ist die Basis unserer hohen Lebensqualität und auch des Wohlstandes. Sie hat es verdient, mit Aufmerksamkeit und Respekt behandelt und in ganzheitlicher Verantwortung für Natur und Gesellschaft unvermindert engagiert geschützt zu sein und zu bleiben.

Auch wenn da und dort unter manch düster erscheinendem Vorzeichen einer sich schnell wandelnden Zeit und der daraus resultierenden Verunsicherung, wissentlich oder erst gefühlt, die Bereitschaft für ein Engagement im Umweltsektor sinkt, gilt es dagegenzuhalten. Es ist weiterhin

und umso mehr Aufgabe der Natur- und Umweltschutz-Verantwortlichen, sich in Politik, Behörden und NGOs nachdrücklich für eine lebenswerte Zukunft einzusetzen. Die Entwicklung guter und tragfähiger Konzepte braucht Zeit, das gilt für Nachhaltigkeit ebenso wie für die Demokratie selbst.

Die grosse Kraft der Umweltschutzbewegung der Pionierzeit ging von den regionalen Vereinigungen aus. Da wurden die konkreten Projekte aufgegleist und verwirklicht. Da war eine tiefe Verbundenheit und Begeisterungsfähigkeit unter den Engagierten zu verspüren, die manchmal Berge versetzen konnte. Diese Kraft und dieser Geist, diese erfüllende Freude und der bestärkende Erfolg – sie sind den heute aktiv Tätigen in Pro Natura Oberaargau und allen, die sich in Zukunft einsetzen wollen, innerhalb und ausserhalb des Vereins von Herzen zu wünschen.

Literatur

- Bärtschi, R. (2008): Ein Atomkraftwerk, das nicht gebaut wurde – Der Kampf gegen das AKW Graben. Jahrbuch Oberaargau Bd. 51, 2008.
- Carson, R. (1963): Der stumme Frühling. Verlag Biederstein, München.
- Dahrendorf, R. (1987): Fragmente eines neuen Liberalismus. DVA, Stuttgart 1987, ISBN 3-421-06361-3.
- Delanty, G. (1995): Inventing Europe: Idea, Identity, Reality. MacMillan, London 1995, ISBN 0-333-62202-2.
- Grober, U. (2010): Die Entdeckung der Nachhaltigkeit – Kulturgeschichte eines Begriffs. Kunstmann Verlag, München.
- Latouche, S. (2009): Farewell to Growth. Polity Press, Cambridge.
- Leibundgut, Ch. (2010): Nachhaltige Sicherung von Wasserressourcen – das NFP 61 im Spiegel globaler und nationaler Herausforderungen. Wasser, Energie, Luft, 102 (3): S. 222–228.
- Leibundgut, Ch. (2011a): Die Wässermatten des Oberaargaus. Ein regionales Kulturerbe als Modell für Europa? Jahrbuch Oberaargau 2011, 121–144, Herzogenbuchsee.
- Leibundgut, Ch. (2011b): Nachhaltige Wassernutzung. Gas, Wasser, Abwasser (GWA) 12/2011, 879–885. Zürich.
- Leibundgut et al. (1981): Tracerhydrologische Untersuchungen im Langetental. Sonderdruck aus Steirische Beiträge zur Hydrogeologie, 33, Graz.
- Schneebeger, K. (1992): Naturschutz Oberaargau 1991. Jahrbuch Oberaargau 1992. SAGUF: <http://saguf.scnatweb.ch/portrait.html>.
- Seidl und Zahrnt (2010): Postwachstumsgesellschaft. Konzepte für die Zukunft. (Post Growth Society. Concepts for the Future.) Metropolis Verlag Marburg, 247 pages.

Neuerscheinungen



*Rudolf Baumann: Fasnachtsbräuche im Oberaargau, 64 Seiten.
Eigenverlag, Langenthal*

Und wieder war Rudolf Baumann aktiv. Der Gründer des Langenthaler Museums Trummlehus hat sich einem weiteren Volksgut im Oberaargau gewidmet. Waren es vor kurzem Sagen aus dem Oberaargau, die er in einem Buch gesammelt und herausgegeben hat, war das nächste Thema die Fasnacht. Dazu hat er schon vor vier Jahren etwas geschrieben. «Narren, Spassmacher und Witzbolde» hiess das Werk, das im Stadtberner Ott-Verlag erschienen ist. Nun legt er nach: in einer weiteren Broschüre beschreibt er die «Fasnachtsbräuche im Oberaargau». «Ich habe in der Zwischenzeit mehrere Texte zum Thema erhalten, im Besonderen einen Text von Melchior Sooder, der nicht mal in der Landesbibliothek vorhanden ist», berichtet Rudolf Baumann, selber seit 36 Jahren begeisterter Fasnächtler. Dann kam die Anfrage der Historischen Gesellschaft für einen Vortrag. «Als ich merkte, dass ich kaum zehn Prozent von dem, was ich weiss, erzählen könnte, habe ich mich dahintergeklemt und eine Broschüre zusammengestellt.» Etliche Illustrationen, Zeichnungen, Karikaturen und Fotos ergänzen die Texte, wobei die Fotoauswahl teilweise etwas gar willkürlich erscheint. Dennoch finden sich gerade bei den alten Schwarzweissbildern schöne Motive. Baumann beginnt nicht gleich mit den Oberaargauer Fasnachtsbräuchen. Der «ewige Geschichtsstudent» – Baumann besucht seit Jahren Vorlesungen an der Uni Bern – startet bei den Römern, beleuchtet kurz Mittelalter und Renaissance, bevor er über die Fasnacht in der Schweiz und im Speziellen im Bernbiet berichtet. Hier beginnen auch die Texte der Gastautoren. Darunter ist beispielsweise ein Bericht des 2006 verstorbenen Autors und Mythenforschers

Sergius Golowin über das Tschämele. Das Wort stamme von Schemen, gleich Schatten, Bedeckung, Vermummung, Maske. Durch die Wahl mannigfaltiger Larven konnte sich der Mensch in seinen Bräuchen den Gestalten seines Glaubens nähern. Im Bernbiet hiess Tschämele «allerlei Possen in verummter Gestalt spielen». Golowin zitiert Gotthelf, der 1844 berichtete: «Vor 40 Jahren war das Tschämele Sitte, es wurde aber wegen der dabei herrschenden Unsitten abgestellt.» Gotthelf erwähnt, dass dabei junge Burschen gar «so genannte Huren» wild vollführten. Zwischen Burgdorf und Trachselwald sei dieses allgemeine Treiben neu aufgelebt «zu grossem Ärgernis ehrbarer Hausväter». Golowin schreibt, dass dieser Brauch «aus dem Bewusstsein des Volks verdrängt» worden sei, und zitiert Berichte aus dem Jahr 1909: «Die Ortspolizeibehörde von Lotzwil hat es gänzlich untersagt, und die Behörden von Wynau erlassen eine Bekanntmachung, worin das Tschämele nur gestattet wird, wenn solches in anständigen Masken, ohne Belästigung des Publikums und ohne Ärgernis erregendes Betragen geschieht.» Für das Kernthema der Broschüre verwendet Baumann einen Text von Melchior Sooder, Lehrer und Volkskundler aus Rohrbach, aus dem Jahr 1935. Sooder wies schon damals auf die einzigartige Stellung des Oberaargaus in Bezug auf die Fasnacht im Kanton Bern hin. Hier sei die Fasnacht noch mannigfaltig, obwohl «dürftige Aufzeichnungen der Chorgerichtsmanuale zeigen, dass nicht alles, was einmal lebendig war, sich bis in die Gegenwart hinein erhielt». Ein weiteres grösseres Kapitel ist der Fasnacht in Langenthal gewidmet. Dazu sind Texte von Grossrat Max Bühler, Journalist Eduard Nacht, Harry Egger senior und Robert Roth abgedruckt.

Urs Byland

*Rudolf Baumann: Langenthal in den 1950er Jahren. 160 Seiten.
Eigenverlag, Langenthal*

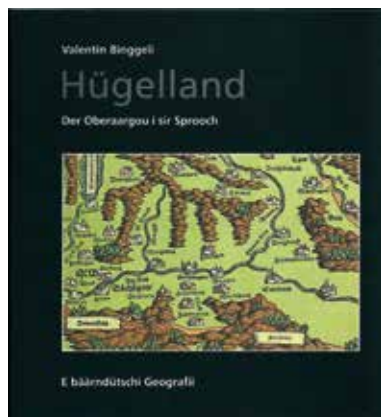
«Langenthal in den 1950er-Jahren» ist zuallererst ein sehr persönlich gehaltenes Buch von Rudolf Baumann, der 1944 geboren wurde. Er selber schreibt eingangs, er habe diese für ihn glückliche Zeit nach dem frühen Tod seiner Mutter (1962) etwas aus den Augen verloren. Vor rund zwölf Jahren begann der Lokalhistoriker sich aber wieder intensiv mit dieser Zeit zu befassen. Neben vielen persönlichen Erinnerungen wartet Her-



ausgeber Baumann auch mit informativen sachlichen Darstellungen auf. Baumann beschränkt sich nicht auf Langenthal. Er verweist auch immer auf politische und kulturelle Ereignisse und Entwicklungen in der Welt. Die Kapitel im Buch halten sich nicht an ein gewohntes Schema. Sie folgen in der Gewichtung dem Fundus an Texten und Fotografien. So werden etwa über zehn Seiten Ansichten und Fotografien vom Chouf-hüsi ausgebreitet. Rudolf Baumann startet mit einem Überblick über die «optimistischen 1950er-Jahre in der Schweiz». Es herrschten Aufbruchstimmung und Fortschrittsglaube. Technik begann Arbeit zu ersetzen. Waschmaschine und Kühlschrank kamen auf. «Eine Motorisierungslawine setzte ein», schreibt Baumann. Einzig der Kalte Krieg versetzte dem Optimismus aber einen Dämpfer.

Im Text aus dem Jahre 1952 von Gemeindepräsident Walter Morgenthaler wird die Betriebsamkeit der Langenthaler heraufbeschworen. Er erwähnt nicht nur die wirtschaftliche, sondern auch die soziale Betriebsamkeit. «Auf diesem Gebiet ist Langenthal nicht zurückgeblieben. Die meisten Institutionen sind privater Initiative entsprungen. Nennen wir nur die Kinderkrippe, die Kindergärten und die Ferienversorgung...» Morgenthaler vergisst auch nicht die musikalische und dramatische Kunst zu erwähnen. Ein Bereich, der 1952 auch in einem Text von Adolf Steiner, Redaktor des Langenthaler Tagblatts, viel Gewicht erhält: «Ausländische Persönlichkeiten können es kaum fassen, dass in einer Gemeinde der Grösse Langenthals Musik, Theater, Literatur und Kunst derart intensiv gepflegt werden.» Das liebevoll zusammengestellte Buch eignet sich zum Schmökern, zum Beispiel für Alteingesessene, die die 1950er-Jahre erlebten, aber auch für Zuzüger oder Jüngere. Blättert man im Buch, findet man immer wieder interessante Berichte oder überraschende Bilder, die eine Zeit beleuchten, wie sie heute undenkbar scheint. Dazu der Bericht eines Bankangestellten aus jener Zeit: «Ich sollte einen Postsack mit 100 000 Franken für die Nationalbank mit dem Fahrrad zur Post bringen. Leider musste ich am Ziel feststellen, dass der Sack nicht mehr auf dem Gepäckträger klemmte. Bei meiner eiligst eingeleiteten Suche fand ich ihn in der Bahnhofstrasse neben dem hohen Trottoir liegen. Mir fielen 100 000 Steine vom Herzen ...» Eine originelle Idee ist das abschliessende Glossar zu den 1950er-Jahren, in welchem Begriffe vom «abstrakten Expressionismus» bis «Zögling» (Segelflugzeug) erläutert werden.

Urs Byland



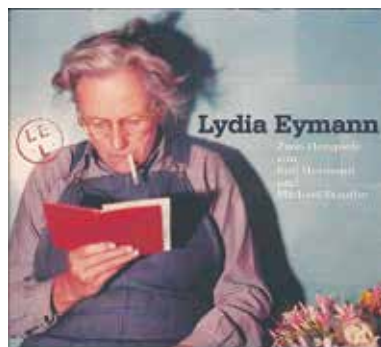
Valentin Binggeli: Hügelland – Der Oberaargou i sir Sprooch.

Ä bäändütschi Geografii.

Verlag Herausgeber.ch, Bern, 214 S., 2011. ISBN: 978-3-905939-12-5

Während die 1983 von Valentin Binggeli erschienene «Geografie des Oberaargaus» ein geografisches Sachbuch ist, ist die «bäändütschi Geografii», wie das vorliegende Buch im Untertitel bezeichnet wird, eher ein literarisches Werk. Es geht dem Autor darum, «s Land und d Mönsche i dichterische Tächte z zeige». So folgt die Struktur des Buches nicht einem wissenschaftlichen Schema, sondern malt mit farbigen Pinselstrichen Besonderes aus dem Oberaargau zu einem Landschaftsbild. Darin spiegelt sich der Bezug des jahrzehntelangen Schaffens eines Wissenschaftlers, Lehrers und Schriftstellers im Oberaargau: «das wo bödelet hett». Wie beiläufig wurde aber doch auf gekonnte Art viel geografisches Wissen eingestreut. Das schon in der «Geografie des Oberaargaus» Dargestellte wurde dabei erweitert und grösstenteils dem heutigen Wissensstand angepasst. Eine starke Wirkung entfalten auch die vielen, teils grossformatigen, sorgfältig ausgewählten Fotos, Karten und Zeichnungen, die zur Illustration des Gesagten eingesetzt wurden. Doch im Zentrum stehen immer wieder «dr Oberaargouer u si Sprooch», die Besonderheiten, die dem Oberaargau, der sich geografisch nicht klar abgrenzen lässt, die kulturelle Eigenständigkeit geben. Ein Buch zum Entdecken, das zum Entdecken anregt.

Christian Gnägi



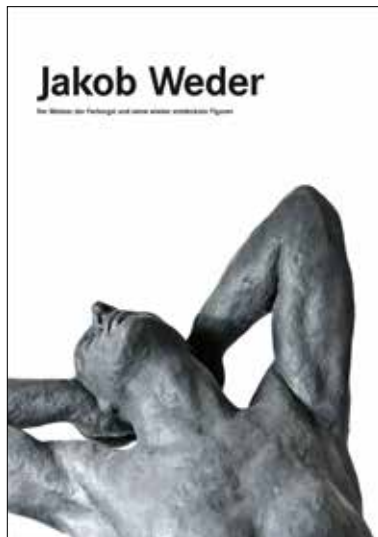
Lydia Eymann. Zwei Hörspiele von Rolf Hermann und Michael Stauffer. Doppel-CD, Stiftung Lydia Eymann, Langenthal 2012

Am 1. März 2012 jährte sich der Todestag von Lydia Eymann (1901–1972) zum 40. Mal. Die Langenthalerin hinterliess der Stadt unter Mithilfe ihrer Schwester Clara eine Stiftung mit einem ansehnlichen Vermögen. Die Stiftung gab zum runden Geburtstag eine Doppel-CD in Auftrag, mit der Eymanns Wirken Gestalt erhalten soll. Aussagen und Erinnerungen von Zeitzeugen sowie ein bisher unveröffentlichter Krimtext werden auf den CDs wiedergegeben. Die Autoren und Wort-Performer Michael Stauffer (ebenfalls schon Lydia-Eymann-Stipendiat) und Rolf Hermann

haben das Archiv an der Aarwangenstrasse 55 gesichtet. Als Resultat ihrer Recherchen liegen zwei Hörspiele vor.

LE, wie Lydia Eymann sich zeitlebens nannte (ihr Stempel hinterliess zusätzlich ein L für Langenthal), wuchs im «Bären» in Langenthal auf. Ihre Eltern führten das Hotel. Die jüngste von drei Töchtern wuchs in einer vornehmen Welt auf. Eymann war mit ihrer Heimatgemeinde verbunden wie nur wenige Bürgerinnen und Bürger. Sie war stolz auf ihr Bürgerrecht. Ihre kritische Anteilnahme am Dorfgeschehen bekundete sie oft im «Langenthaler Tagblatt». Und sie war ein Langenthaler Original, das auch spezielle Aktionen nicht scheute. Zehn Monate vor ihrem Tod inszenierte sie ihren Geburtstag als Begräbnis und verabschiedete sich von «Freund und Feind» im Hotel Bären. Zur Begründung schrieb sie auf die Einladungskarte: «Da ich nicht weiss, wann es mich putzt, will ich an meiner Gräbt noch läbig dabei sein.» Erinnerungen von Zeitgenossen an dieses letzte Geburtstagsfest sind ebenso im Hörspiel auf der CD enthalten wie persönliche Erinnerungen aus ihrem Freundeskreis oder die kurios-gluschtige Beschreibung des Grabmahls im «Bären».

Urs Byland



Bruno Frangi (Text) und Christian Gerber (Fotos): Jakob Weder. Der Meister der Farborgel und seine wieder entdeckten Figuren. Merkur Druck AG, Langenthal, 2012. 70 Seiten

Für seine Farbsinfonien erhielt der Langenthaler Zeichenlehrer, Bildhauer und Maler Jakob Weder (1906–1990) schon zu Lebzeiten weit über die Landesgrenzen hinaus grosse Anerkennung. Seine farbgewaltigen Bilder, denen eine obsessive Suche nach einem wissenschaftlich erklärbaren Farbsystem zu Grunde lag, wurden in Ausstellungshäusern von Bern bis nach Toronto gezeigt. Bisherige Publikationen richten ihren Fokus denn auch fast ausschliesslich auf den Maler Jakob Weder und seine 1960 fertig gestellte 133-teilige Farborgel auf der Grundlage von Wilhelm Ostwalds Farbenlehre. Herausgeber und Weder-Schüler Samuel Gerber, der das Andenken an seinen ehemaligen Lehrer bereits mit dem 2010 eröffneten Jakob-Weder-Museum an dessen späterem Schaffensort in Herzogenbuchsee in Erinnerung hält, hat mit vorliegendem Buch einen anderen Ansatz gewählt: Zeitgleich erschienen mit der Ausstellung

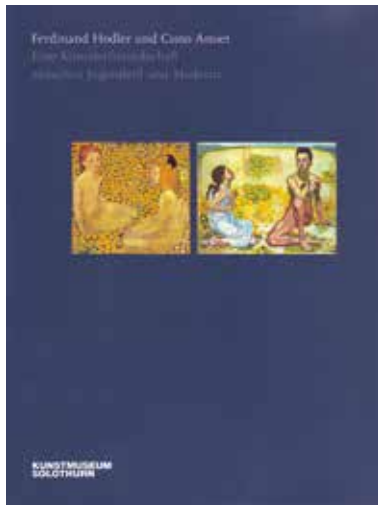
«Weder neu entdecken», die im Mai 2012 im Depot for Design in Langenthal erstmals umfassend das Gesamtwerk des Künstlers zeigte, will «Jakob Weder. Der Meister der Farborgel und seine wieder entdeckten Figuren» insbesondere dem Bildhauer-Leben des gebürtigen Rheintalers Beachtung schenken.

In sechs Textbeiträgen ist es dem Langenthaler Publizisten Bruno Frangi gelungen, ein vielschichtiges Bild vom Künstler, Lehrer und Menschen Jakob Weder wiederzugeben und dessen plastisches Werk in die verschiedenen Stationen seines Lebens einzubetten. Jakob Weder liess sich ab 1927 an der renommierten «Accademia di Belle Arti di Brera» in nur drei Jahren zum Bildhauer ausbilden. Frangi zeichnet Weders Weg zum Bildhauer und seine spätere bildhauerische Arbeit insbesondere aus den 1940er und 1950er Jahren vor dessen äusseren Lebensumständen nach. Er lässt aber auch den ehemaligen Weder-Schüler und späteren Künstlerfreund Roman Candio zu Wort kommen und ebenso den Zeichner, Plastiker und Maler Reto Bärtschi, der Weders im Jahr 2000 im Luftschuttkeller unter dem Langenthaler Stadttheater «wieder entdeckte» Figuren in aufwändiger Arbeit restauriert hat. Die Textbeiträge geben auch jenen ein eindrückliches Bild vom Menschen Weder, die den eigenwilligen Künstler nie persönlich kennengelernt hatten. Frangis Ziel ist es nicht, Weders Schaffen in einen kunsthistorischen Gesamtkontext einzubetten. Das Buch lässt stattdessen Weders Figuren selber sprechen, die der Fotograf Christian Gerber gekonnt in Szene gesetzt hat. Dieser Ansatz, so darf man nach Lektüre des Buches meinen, hätte Jakob Weder am ehesten entsprochen – hatte er seinen Weg doch stets «unbeirrt von den Gesetzen und Mechanismen des Kunstmarktes, von Anerkennung, Ruhm und Geld» beschritten.

Kathrin Holzer

Christoph Vögele und Ortrud Westheider (Hg.): Ferdinand Hodler und Cuno Amiet. Eine Künstlerfreundschaft zwischen Jugendstil und Moderne. Verlag Hirmer, München 2011. ISBN 3-908196-42-6. 197 Seiten

Zum 50. Todesjahr von Cuno Amiet zeigte das Kunstmuseum Solothurn in Zusammenarbeit mit dem Bucerius Kunstforum in Hamburg eine Ausstellung, welche erstmals umfassend die Künstlerfreundschaft zwischen Amiet und Ferdinand Hodler anhand ihrer Werke dokumentiert und im



vorliegenden Buch kommentiert, analysiert und wertet. Der prachtvoll gestaltete Bildband ist deshalb besonders wertvoll, weil er in der Gegenüberstellung von Bildpaaren der beiden Künstler eine vergleichende Betrachtung nach Motivgruppen ermöglicht und die gegenseitigen Einflüsse anschaulich nachvollziehbar macht.

In Beiträgen von verschiedenen Autoren wird die Entwicklung dieser Künstlerfreundschaft geschildert, welche anfänglich klar von Amiets Bewunderung für den «Meister» Hodler geprägt war. Nach 1900 setzte sich Amiet intensiv mit dem Werk von Hodler auseinander, nahm den um dreizehn Jahre Älteren zum Massstab und Vorbild, versuchte sich jedoch auch zunehmend von ihm abzugrenzen.

Im Beitrag «Die Secession als Königsmacherin» von Dietrun Otten wird klar, weshalb es bereits nach 1904 zu einer spürbaren Abkühlung zwischen den beiden Künstlern kam: Die Kritik reagierte auf die gemeinsame Ausstellung in Wien mit dem Verdikt, Amiet sei ein Hodler-Epigone. Durch Hodlers eisernes Schweigen zu diesem massiven Vorwurf fühlte sich Amiet von seinem Freund im Stich gelassen. Die persönliche Distanzierung ermöglichte jedoch ab 1907 auch eine zunehmende Emanzipation, durch welche Amiet zu seiner eigenen Sprache fand und den Mut zu einer malerischen Radikalität entwickelte, die zur Aufnahme in die «Brücke» führte und ihm damit die verdiente internationale Anerkennung verschaffte. Der Aufsatz «Linie und Farbe» von Monika Brunner untersucht das ornamentale Prinzip im Werk der beiden Künstler. Stand Amiet anfänglich deutlich unter dem Einfluss seines Vorbilds, so verdankte umgekehrt Hodler der Kenntnis von Amiets Schaffen seine Entwicklung zu einer leuchtenderen Farbigkeit und zu einem freieren und lebendigeren Pinselduktus in seinen Spätwerken. Mit der künstlerischen Annäherung vertiefte sich auch die persönliche Freundschaft der beiden erneut, fand aber durch Hodlers Tod im Jahre 1918 ein jähes Ende. Amiets darauffolgende «Hommagen» an den grossen Schweizer Künstler bezeugten abschliessend, welche Wertschätzung er Hodler trotz der immer wieder vorhandenen Spannungen und Rivalitäten in ihrer Freundschaft entgegenbrachte.

Max Hari



*Othmar Wey: Die Cortaillod-Kultur am Burgäschisee.
Acta Bernensia XIII, Stämpfli Verlag AG, Bern, 2012*

Der Burgäschisee gehört zum Weltkulturerbe der Unesco. Zu verdanken hat er dies den Siedlungsresten aus der Steinzeit, die in seinen Ufern schlummern. Diese wurden nämlich mit anderen prähistorischen Pfahlbauten in feuchten Böden rund um die Alpen in den exklusiven Kreis aufgenommen.

Seit 1877 wird am Burgäschisee nach diesen Siedlungsresten gegraben. Die ersten Archäologen waren Burgdorfer Gymnasiallehrer mit ihren Schülern. Später wurden diese durch Spezialisten abgelöst, die nicht nur auf spektakuläre Einzelfunde aus waren, sondern sich auch für die Bodenschichten interessierten, in denen diese lagen. Denn daraus lassen sich zusätzliche Informationen über die Zeit gewinnen, in denen die Menschen sesshaft und von Jägern und Sammlern zu Bauern wurden. In fünf Fachbüchern sind die Funde vom Burgäschisee bisher veröffentlicht worden. Nun wird in einem sechsten Band eine Übersicht geschaffen. Die Siedlungen vom Burgäschisee gehören zur sogenannten Cortaillod-Kultur, benannt nach einem Fundplatz am Neuenburgersee. Speziell für diese Kultur ist, dass sie sich in der Ost- und Westschweiz deutlich unterscheidet. In diesem Zusammenhang interessiert der Burgäschisee die Archäologen besonders, weil er im Grenzgebiet der beiden Kulturen liegt. Die Synthese widmet der Frage nach der Einbettung des Burgäschisees in die damalige Kulturlandschaft denn auch besondere Aufmerksamkeit. Das Ergebnis: Beziehungen sind vor allem nach Osten feststellbar, während sich nach Westen keine Parallelen ausmachen lassen.

Obschon es eine Synthese ist, richtet sich das neue Buch in erster Linie an Fachleute. Das Wissen, was die Cortaillod-Kultur war, wird zum Beispiel vorausgesetzt und nicht erklärt. Laien, die sich für die Steinzeit am Burgäschisee interessieren, erfahren deshalb mehr im Buch «Archäologie des Oberaargaus», das letztes Jahr erschienen ist.

Jürg Rettenmund



*Oberaargauer Lesebuch. Kulturbuchverlag Herausgeber.ch,
Bern 2011, 144 Seiten, ISBN 978-3-905939-05-7*

«Das Buch soll das literarische Gewissen eines ganzen Oberaargaus zusammenfassen», sagte Herausgeber Daniel Gaberell an der Vernissage für sein Oberaargauer Lesebuch im Schloss Aarwangen. Das ist ihm zweifelsfrei gelungen. 27 Autoren im Alter von 23 bis 96 Jahren, aus Langenthal, dem Bipperamt, dem Langetental und Herzogenbuchsee, haben Beiträge verfasst und so den Oberaargau aus 27 verschiedenen Blickwinkeln erfasst. Mal sind es Geschichten fiktiver, mal autobiografischer Natur, und auch die Lyrik hat Platz gefunden. Es finden sich Erinnerungen an die Heimat der Kindertage wie auch Beobachtungen eines heutigen Oberaargaus und seiner Bewohner. Empfindungen einer jungen Generation wechseln sich ab mit dem Wissen und den Erinnerungen einer älteren. Es kommen sprachliche Eigenheiten zu tage und menschliche – und damit tatsächlich eine Art Identität. Im Guten wie im Bösen. Da ist Valerio Mosers Katastrophenszenario, ausgelöst durch einen Fremden, der das in Wahrheit inexistente Langenthaler Stadtzentrum sucht. Andere Autoren führen zurück an die Stätten ihrer Kindertage, die in so manchem Leser eigene Erinnerungen wecken dürften. Urs Mannhart findet zwischen Warschau und Minsk letztlich doch noch den krampfhaft gesuchten Bezug zur Heimat, wie man ihn dort gerne sieht. Martin Lienhart wiederum nutzt die Langete als Metapher für das Unüberwindbare. Nicht immer ist offensichtlich, wo eine Geschichte spielt und ob sie sich so tatsächlich zugetragen hat. Und nicht immer stehen die Autoren in einem versöhnlichen Verhältnis zum Oberaargau. Das ist gut so. Nur ganz wenige Beiträge scheinen nicht recht in das Konzept passen zu wollen, sind sie doch fast allzu historischer Natur. Den Gesamteindruck des Buches soll dies aber nicht schmälern. In so mancher Geschichte wird sich der Oberaargauer schnell erkennen – anhand von bekannten Orten und Gestalten ebenso wie in all den ihm typischen, liebsamen und unliebsamen Eigenheiten.

Kathrin Holzer